GEDICHTE

von

KARL HEINRICH

HEYDENREICH.

LEIPZIG, 1794.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Gedichte.

9.) Miscellaneen über berühmte Männer und Frauen, die bey hohem Alter gestorben sind. Nach dem Engl. des [illegible]; mit Anmerkungen und Abhandlungen über [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] 10 gr.

10.) [illegible] [illegible] Geschichte des [illegible] [illegible] im 9. Jahrhundert [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] begleitet [illegible] [illegible]. Mit Titelkupf. 2 Th. 12 gr.

11.) Grundsätze zur [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; über [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; mit Titelkupf. [illegible] [illegible] [illegible]. 16 gr.

12.) Pflichten einer edlen Mutter an der Seite [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Mit [illegible] Titelkupf. [illegible] 12 gr.

bey Wilhelm Martini, in Leipz.

No ~~[illegible]~~ 186.12.

Lit. G.

400 Xr.

26512

[illegible] der vorzügl. Schriften d
[illegible] Prof. Heydenreich.

3.) Philosophie für das [illegible], zu denken gelehrt werden, auf Grundsätze d Vernunft. 4 Lieferungen. Mit Titelkupf. 3 Rthl. 18 gr. [: Wer sich mit baarer Zahlg an d Verleger selbst wendet 1 Rthl. 18 gr.]

a.) Briefe über den Adel mit [illegible]. 8 gr.

b.) Mann u Weib, ein Beitrag zur Philosophie über die Geschlechter. 16 gr.

4.) Der [illegible] in Familien. 2 Theile. 1 Rthl. 20 gr.

5.) Stolle. Kleine Schriften zur Philosophie des Lebens, besonders des häuslichen. 5 Bde. Mit Titelkupf. 4 Rthl. 8 gr.

6.) Maximen für d geselligen Umgang. Mit einem Titelkupf von [illegible]. brosch. 12 gr.

7.) Der Mann von Welt, eine Anweisung in die Geheimnisse der Lebensklugheit. (Nach Balthasar Gracian) 1 Rthl.

8.) Marquise v. Lambert sämmtl. Schriften zur Bildung d Frauenzimmers. [illegible] u [illegible]. Mit einem Titelkupf. 20 gr.

Die Verläumdung.

Bleiche Schreckengeſtalt, die du mit Hohngekrächz
Und mit Schlangengeziſch lauſchend im Dunkeln ſchleichſt,
Ewge Feindin der Wahrheit,
Und des leuchtenden Sonnenſtrahls,

Kehrſt du nimmer zurück, Tochter des Erebus,
In dein Muttergefild? Haſt du noch nicht genug
Deines giftigen Odems
Um die Kränze des Ruhms verhaucht?

Deiner Fittige Spiel, gaukelt es ewig denn
Auf der Unſchuld Gewand Flecken und Dämmerung?
Scheucht dich nimmer die Sonne
In den Abgrund der Nacht zurück? —

Nein, Unholdin, du weilſt herrſchend im Erdenrund,
Denn es lieben dich ja, feiern in Tempeln dich
Myriaden der Menſchen
Mit Geſängen und Opferduft.

Ha! dein Schlangengeziſch tönet der ſchwarzen Zunft
Süſs wie Nachtigallied, freudig wie Becherklang,
Höher ſchlagen die Herzen,
Wenn dein hölliſches Lied ertönt. —

Bleiche Schreckengeſtalt, wiſſe, nur Ohnmacht bebt
Zitternd vor dir zurück; wer in geweihter Bruſt
Stärk' und Weiſsheit vereint,
Fürchtet dich und die Deinen nicht.

Dreyfach fühlt er ſich groſs, wenn dein Geziſch ertönt,
Fühlt den Adel in ſich, welchen die Welt nicht kennt,
Flügel ſtiller Begeiſtrung
Heben mächtig ſein Herz empor.

Welkt ſein irdiſcher Kranz, niedergeweht von dir
Mit vergiftendem Hauch; darum ſeufzet er nicht,
Denn er buhlte um Kränze
Von verblühenden Roſen nie.

Seine Krone erreicht nimmer dein gift'ger Hauch
Und dein Schlangengeziſch ſtöhret den Richter nicht,
Der auf heiliger Wage
Einſt die Thaten der Menſchen wägt.

Täg-

Täglicher Zuruf.

Ehre die Menſchheit! Ob auch alle Menſchen
Ihrer Würde vergäſſen, und ob nirgends
Menſchen Menſchen wären in ſchönen Thaten,
Ehre die Menſchheit!

Die Natur,

Herrn Profeſſor Hindenburg

gewidmet.

Ob in fliegenden Reihn Freude dein Loblied jauchzt,
Oder bebend von Furcht jedes Geſchöpf dir ſchweigt,
In den Gluten der Blitze
Und der Feier des jungen Mays.

Tochter Gottes, Natur, immer iſt ſchön dein Schmuck;
Wenn der ſchimmernde Tag über den Fluren ruht,
Oder täuſchendes Mondlicht
Durch den Schleier der Nächte ſpielt;

An den Schatten der Gruft fühlt's mit Begeiſterung
Noch der bebende Greis; träumend im Mutterſchoos
Fühlt's der lächelnde Säugling,
Der mit Blumen des Frühlings ſpielt;

Doch nur wenige lockt ihres Gewandes Reitz
Näher hin zu ihr ſelbſt; ſtaunend nur ſtehn ſie fern,
Und erfreuen der Roſen
Und des blendenden Purpurs ſich.

Heil dem Weiſen! Nur ihm ſchimmert ſie nicht umſonſt
All die blühende Pracht; Bande der Liebe ziehn
Sanft ihn näher der Göttin
Voll von himmliſchen Hoffnungen;

Anfangs liſpelt ſie leiſ', aber ſein Ohr vernimmt
Selbſt ihr leiſeſtes Wort; lauter und lauter tönt
Dann die Stimme der Göttin
In des glühenden Hörers Herz;

Und vom ſchaffenden Geiſt, den kein Gedanke faſst,
Hört er, heiliges Grauns, hohe Geheimniſſe,
Und ſie ſinkt mit ihm nieder,
Sinkt und betet den Vater an.

Tochter Gottes, Natur! Siehe! der Iünglinge
Iüngſt noch ſchüchterner Blik ſchauet nun froh umher
Und mit muthigem Tritte
Gehn wir weiter den Pfad zu dir;

Denn erleuchteten Blicks wandelt nun vor uns her
Dein geweihteſter Freund; glühendes Angeſichts
Gab des Vaterlands Schutzgeiſt
Ihn zum Führer den Harrenden;

Iauchzt denn Iüngling und Greis, wenn auf des Vaterlands
Oft entheiligten Thron endlich ein Menſch ſich ſchwingt,
Und vergöttert die Thaten,
Die am Bürger man nicht beſtaunt;

O ſo ſchwinge des Lieds brauſender Flug auch uns
Auf zur ſchwindelnden Höh' froher Entzückungen,
Daſs er höre das Iauchzen
Unſers Vaterlands Genius!

Auf der Könige Winck krümmen ſich Tauſende,
Myriaden entzükt flammend zum Mord ihr Blick,
Und mit Schätzen von Peru
Spielt die Laune der mächtgen Hand;

Auf des Weiſen Gebot ſinkt der Natur Gewand,
In das Dunkel der Nacht ſchimmert ſein Auge Licht,
Und die Schätze der Allmacht
Thun beſchworen von ihm ſich auf.

Um des irrdiſchen Gotts köſtlichen Marmorſarg
Breitet Finſternis ſich, dicht wie Aegyptens Nacht;
In unſterblichen Seelen
Lebt unſterblich der Weiſe fort.

In ein Stammbuch.

Heilig, Bruder, iſt die Kette der Geſchicke,
Läſtre ſie mit keinem Unmuthsblicke,
Murre nicht von Herrſchertyranney!
Ketten tragen von dem groſsen Meiſter,
Sklav zu ſeyn des Geiſtes aller Geiſter,
Menſchenſohn, es iſt erhabne Sklaverey.
Weisheit fügte dieſer Kette Glieder;
Segne ſie durch frommer Demuth Lieder,
Glaub' und hoff', und du biſt göttlich frey!

Phan-

Phantaſie.

Die ihr über mir rollt
In ewger Eintracht,
Giebt es unter euch nicht,
Ihr tauſendmal tauſend Welten,
Einen ſeligen Stern,
Wo Empfindung, ſicher vor dem Spotte,
Ihre Lieder ruhig tönen,
Ihre Thränen friedlich weinen kann? —
Ja, mir flüſtert's leiſe Ahndung,
Droben, droben glänzt ein ſolcher Stern,
Wo ſich Geiſter Geiſtern öfnen,
Und Gefühle ſich entgegenwallen,
Wie ſich nachbarliche Roſen
In des Lenzes mildem Hauche
Still und ſanft entgegenwehen
Ihren friſchen ſeelenvollen Duft. — — —

Ja ich ſeh ihn ſchon im Traume
Süſſer Hoffnungen den holden Stern,
Und wenn hier im Erdenthale
Sich mein heiſses Herz verbergen,
Mein Gefühl in ſich verglimmen muſs,
Dann, dann blick ich ſchweigend aufwerts,
Und mein ganzes Weſen überſtrömt
Nur der Ahndung hohe Wonne:
„Droben, droben glänzt ein ſchönrer Stern.“

Menſchenfreuden.

Wer feſſelt Menſchenfreuden? Ihr Flug iſt ſchnell,
Wie leichter Winde, flüchtig nur küſsen ſie
Des Pilgers Wangen, ſpielen gaukelnd
Um ihn ein Weilchen und fliehn auf ewig.

Nicht bange Seufzer aus der getäuſchten Bruſt,
Nicht unſrer Laute ſchmachtender Klaggeſang,
Und nicht Gelübd' und Opfergaben
Führen die Flüchtigen uns zurücke.

Laſst uns denn raſch im kurzen Genuſse ſeyn,
Wie ſie im Fluge, nahen ſie ſcherzend uns,
So laſst uns blitzſchnell ſie umarmen,
Und unter Küſsen ſich uns entwinden!

Doch

Doch lauſche ſtets des frohen Genieſsers Ohr
Der Weiſsheit Stimme, opfre den Grazien,
  Daſs nie der holden Freuden eine
  Schwelgeriſch wüthend ſein Mund entheilge!

Dann werden einſt die Kinder des Himmels noch
Den Greis umſpielen, freundlich die Dämmerung
  Um ihn erleuchten und mit Roſen
  Streuen den ſchaurigen Pfad zum Grabe.

An

An den Gott des Schlafs.

Endlich müde deiner blinden Launen,
Muſs ich, ſtummer Gott, ins Ohr dir raunen,
daſs dein Walten keinem Gotte ziemt;
muſs für dieſen Reſt von Lebenstagen,
heil'ger Gaukler, mich mit dir vertragen;
höre meinen Sang und zürne nicht!

Ich geſteh' es, Angeſichts der Rotte
deiner Neider, keinem andern Gotte
weichſt an Majeſtät und Würde du;
Ruh und Tröſtung iſt in deinen Händen,
und dein Zepter reicht bis zu den Enden
dieſer Welt, wo ewger Schlummer thront;

Wollteſt du auf Erden alles gleichen,
jeder dumpfe Miſslaut würde weichen,
der das Saitenſpiel der Weſen ſtört;
mildern könnteſt du des Elends Ketten
und das Laſter von dem Abgrund retten,
dem's im Taumel blind entgegen raſt.

Aber, wie das Glück mit seinen Schätzen,
wie mit Würden die gekrönten Götzen,
spieleſt du mit deiner Balſamruh;
wer mag's ohne tiefe Trauer denken,
wie du bubiſch tändelſt mit Geſchenken,
die zu spenden dir der Vater gab?

Wenn der Schwelger, der des Lebens Blüte
grauſam bricht, vom. Wolluſtrauſche müde,
nach dem Lager ſinnlos taumelnd wankt,
und erſchöpft von zehrenden Genuſſen,
leiſes Odems auf dem Schwanenküſſen
neue Kraft zum Schwelgen von dir fleht;

Ha!

Ha! dann kömmſt du, feiler Gott, vom Himmel,
und der Wolluſtträume Luftgewimmel
flattert lächelnd deinem Fluge nach;
Schlummer hauchſt du zu, des Mannes Haupte,
der dem Mädchen seinen Schlummer raubte,
und dem Jüngling seine Träume ſtahl;

Ueppig wachſen nun die wilden Kräfte
zu der Wolluſt frevelndem Geſchäfte,
wie im Treibehaus der junge Baum,
und am Morgen, ach so sanft gekitzelt
von den jungen Kräften, ha da witzelt
seine Seele Gott und Tugend hin.

Und dem Manne, der beym Lebensmahle
ewig vor sich nur die leere Schale
und den Becher — leer für Thränen — sieht;
der mit ſtummer Sprache banger Blicke,
von dem ſtummen schweigenden Geſchicke
Lindrung oder doch Vollendung fleht,

O dem Manne ſollt'ſt du niederſchweben,
Daſs entſchlummert von dem bittern Leben
    er ein *W*eilchen, wie im Grabe ruh',
daſs es ihm im ſüſſen Traume dünke,
als ob ihm der milde Retter winke!
    und den Edlen — ach verſchmähſt du doch!

Aber jenen Harpax, der bey ſeinen vollen
Käſten darbt, und die gepreſsten Rollen
    Schweiſsbetrieft mit ehrnen Händen hält,
der, wie all verarmt durch Fluth und Feuer,
Klage winſelt um den Kupferdreyer,
    den er, Gott zu Lieb', am Altar gab, —

Ja, den labſt du mit Entzückungsträumen,
daſs gelüſtend ſeine Lippen ſchäumen,
    und er laut ein dreyfach: Eia! ruft;
froh erwacht er, ſtolzer Hofnung trunken,
und des Seelenadels letzte Funken
    Glimmen im erſtarrten Herzen hin. —

Recht und Gnade, fleh' ich, laſs mir werden,
bis dein letzter Traum in beſsre Erden
über dieſe Flitterwelt mich schwingt!
meines Lebens-Spiegel sey mein Schlummer,
jezt voll Wonne, jezt voll Angſt und Kummer,
meines Wachens Lohnung sey mein Traum!

Säumt' am Tag' ich heilge Menſchenpflichten
gegen Gott und Brüder zu entrichten,
vom Getös der leichten Welt betäubt,
blickt' ich nicht mit feurigem Gefühle
und mit Thatendurſte hin zum Ziele,
das der Schöpfer meinem Daſeyn gab;

Laſs dann lang umſonſt mich deiner harren,
lang vergebens meine Blicke ſtarren
auf zum fernen Himmel, wo du wohnſt;
und dann endlich nach der langen Wache
laſs in Schlummer sinken meine schwache
Seele, — aber, Gott! ich fleh noch mehr:

Laſs mich schreckenvolle Bilder schauen,
oft erwachen wild in Furcht und Grauen,
wieder schlummern und sie wieder schaun!
Zeige mir den schrecklichen Vernichter
meines Lebens und den ernſten Richter,
der die Thaten meiner Seele wägt!

Muſst am Tage oft ohne mein Verſchülden
meine Seele bittre Schmach erdulden
durch verworfner Menſchen Bubenspiel,
hatt' ichs tiefes banges Sinns empfunden,
daſs Vergifter unſrer Lebensſtunden
auſſer uns, nur unſre Brüder sind;

Wiege dann mich Gott in ſanften Schlummer,
daſs ich frey sey von dem schweren Kummer
wenigſtens die lange Nacht hindurch!
Laſs im Traum mich gute Menſchen sehen,
die so öfters meine Augen spähen,
ach umſonſt, umſonſt auf weiter Welt!

Hauche

Hauche dann mit deines Odems Milde
Sanftmuth und Geduld ins racherfullte
    Herz, und lehre göttlich mich verzeihn;
daſs erhaben uber seine Streiche
meinem Feind' ich gern die Rechte reiche,
    und ihm sage: Menſch, ich zürne nicht.

Blickt ich lüſtern nach der Wolluſt Becher,
hielt mich schon der Tugend Spannkraft schwächer,
    kämpfend mit dem Roſſe Leidenſchaft;
faſst ich zitternd ihrer Blicke Funken,
von des Buſens Wellenſchlage trunken,
    und den Lautentönen ihres Munds;

Zeige dann im nächtlichen Geſichte,
mir das Mädchen, das im Morgenlichte
    oft so blühend vor mein Lager tritt,
das zum Bunde für die Ewigkeiten —
muthig lächelnd in den Strom der Zeiten —
    mir die ſanften Roſenhände beut!

Daſs mich ihre ſtille Thräne ſtrafe
für den Keim der Sünde, und im Schlafe
Röthe über meine Wangen zieh,
daſs getäuſcht ich ihre Hände faſſe,
und mit Dank die Fliehende verlaſſe,
bis am Altar ich sie wieder seh!

Flog ich raſch die rauhe Bahn der Tugend,
trotz dem Flatterſinn der leichten Jugend,
und den Reizungen der loſen Welt;
trug ich willig meiner Brüder Bürden,
war ich Freund und Führer dem Verirrten
aus des Laſters ewgem Labyrinth; ...

Lohne du mich dann mit ſüſſem Frieden,
zeige mir den Kranz aus Edens Blüten,
den ein Engel mir am Throne wand;
laſs mich athmen in des Himmels Lüften,
wo umweht von ewger Lenze Düften,
ſanfter Ruhe ſanft Vergeſſen schwebt!

Wirſt du so mich, ſtummer Gott! erhören,
o so hoff' ichs freyer, in den Chören
der geſtorbnen Edeln auch zu seyn;
pflücke dann aus der Verklärten Krone,
drey der ſchönſten Roſen dir zum Lohne,
Netze mit des Himmels Thränen dich.

Der Bund des Gefühls.

Den ferne, Gott der Liebe, von meinem Pfad,
Des Herz nur träg im froſtigen Buſen bebt,
Dem nur Gefühle, matt wie Thauluft,
Aus der umnebelten Seele schleichen.

Er sey mein Freund nicht; denn das Unſterblichſte
Gilt ihm für Thorheit, edler Empfindung Drang
Und der Begeiſtrung Wolluſtthränen
Höhnet mit Frevel sein Spottgelächter.

Der sey mein Bruder, welchem ein fühlend Herz
Für Wonn' und Kummer feurig im Buſen schlägt,
Den in den Höhen der Empfindung
Schwindel nicht faſſen, nicht Sonnen blenden.

Der zu den Scenen hoher Begeiſterung
Mit Pilgers Andacht wallet, und hochentzückt
An der Natur geweihtem Altar
Himmliſcher Weisheit und Schönheit opfert.

Er sey mein Bruder! Denn das Unſterblichſte
Iſt ihm kein Räthsel, keine Begeiſtrung Tand;
Ihm will ich andachtsvoll erglühend
Biethen die Rechte zum trauten Handschlag.

Und tief im Haine, wo uns die Einsamkeit
Vor dem Getöſs der taumelnden Welt beschirmt,
Dort unter hundertjährchen Eichen
Will ich ihm schwören den Schwur der Treue.

Der deutſchen Vorwelt heilges Geſicht wird dann
Uns fernher dämmern; Schauer der Gottheit wird
Uns leis umflattern, und die Wipfel
Werden ſich neigen mit lindem Liſpel.

Die

Die Geduld.

Flieh mir von der schwachen Seite nimmer,
Sanfter Engel, bis in Staub und Trümmer
Dieſes irdene Gebäu zerfällt;
Tröſte mich mit deinen milden Blicken,
Mit dem Friedenskuſs und Händedrücken,
Wenn der Harm das Leben mir vergällt!

Flohſt ja nimmer von des Wandrers Seite,
Wenn in mitternächtlich dunkelm Kleide
Ein Gewitter seine Schläf' umzog,
Muthig schwang dann zu der Wolken Schwärze
Himmelauf sein Arm der Hofnung Kerze,
Wenn der Sturm die Eichen um ihn bog.

Brach

Brach zuweilen, wenn zu lang ich irrte,
Ohne Tröſtung, von der Leiden Bürde
Ach die ſchwache Menſchenſeele mir,
Huben Unmuthsſeufzer ſich, entquollen
Bittre Thränen meinen kummervollen
Augen, troſtlos weggekehrt von dir.

Dann entliſpelten die freundlichlinde
Worte, gleich dem Frühlingsabendwinde,
Der die mattgeſengte Blume kühlt,
Tröſtung drang von deinen Händedrücken,
Ruh aus deinen ſilberhellen Blicken
In dieſs Herz, von Harme wild durchwühlt.

„Gieb mir, Dulder, deine welke Rechte,
Sprachſt du: — Im Gewand der Nächte
Spricht verborgen Gott mit dir;
Winkt er; ha! mit raſcher Wetterſchnelle
Bricht durchs Dunkel frohe Sonnenhelle;
Sey ein Mann, und folge mir!“

Sanfter Engel, meine Bahn geht weiter,
Und noch manche Stufe hat die Leiter,
Die mich auf zum fernen Ziele trägt,
Noch auf manchen dornumſchlungnen Sproſſen
Wird vom Wandrer Blut und Schweiſs vergoſſen,
Bis des Lebens Veſperglocke ſchlägt.

Wenn vom Klimmen mir die Füſs ermüden,
Und voll Sehnſucht hin nach Grab und Frieden
Ich mit thränennaſſen Blicken ſeh;
Flüſtre dann mir deine Himmelsworte,
Sanfter Engel, daſs dem fernen Porte
Muthig harrend ich entgegen geh!

Die Stille.

Wiege mich ein, du Mutter ſüſſen Troſtes,
Gieb mir Friede, du traulich ſanfte Stille!
Laſs beym Ruhgeſäuſel der jungen Zweige
Sanft mich entſchlummern!

Geiſter des Unmuths düſtern mir den Schauplatz
Meines Lebens, und wilde Bluteswogen
Stürmen feindlich Glauben und Hofnung aus dem
Zitternden Herzen.

Wiege mich denn dein ſanftes Ruhgeſäuſel,
Wie ein mütterlich Lied, in Balſamſchlummer,
Daſs ich ſchauernd koſte des ſchönern Lebens
Erſte Gefühle!

Das ſchönſte Denkmal.

Hold iſt der Roſe ſchimmerndes Angeſicht,
Wenn ſie, geweckt von Lüften des jungen Tags,
Dem Blick der Sonne ſich entſchleiert,
Schimmernd im Purpur und hellem Thaue.

Gern weil' ich bey ihr, und der beſeelte Blick
Hangt, ſanfte *Wonne* lächelnd, am Unſchuldskleid
Der Neugebohrnen, die mit leiſem
Athem balſamiſchen Duft verhauchet.

Doch mit des Blickes *Wenden* entflieht der Rauſch,
Kaum daſs in todten Bildern Erinnerung
Noch die Erſcheinung wiederſpiegelt,
Matte Gefuhle das Herz noch nachhallt.

Es sind nur Blätter, Spiele der Frühlingsluft!
Des Lebens Pulsſchlag regt sich in ihnen nie,
Die Sonne mahlte ihren Purpur,
Blendende Schminke des todten Staubes.

Der wahren Schönheit bildende Schöpferin
Iſt nur die Seele, läſst sie den *Wiederſtrahl*
Von ihrem innern heilgen Leben
Hell auf das spiegelnde Antlitz leuchten.

Die Schönheit segn' ich, sonne das trunckne Herz
An ihrer Hoheit lachendem Frühlingsſtrahl,
Daſs Blumen schönerer Empfindung
Glühend sich drängen aus reichen Knospen.

„O dulde, schöne Seele," so fleh ich dann:
„In deinem Himmel nur eine Spuhr von mir!
„Laſs ein Gefühl von meinen Saiten
„Sanft in dein *Weſen* hinüber schweben!"

Den

Den Glockenhall des Ruhmes erſleht ich nie,
Und buhlte nie um Cynthius Lorbeerkranz. —
Nur lebe meines Daſeyns Nachhall
Einſt in Empfindungen ſchöner Seelen!

An
Ch. E. Weiſe.

Unverwelklich blüht der lieblichſte der Kränze
Um die Scheitel deines Vaters; hoher Feier Tänze
Ketten des Geſanges Muſen und die Grazien
Um die Pfade des Unſterblichen.
Du entlauſcheſt Clio's heilgem Munde
Grauer Vorzeit ſchaurig ſüſse Kunde,
Und es kehren vor des Junglings Blick
Ihre Schatten neu beſeelt zurück;
In der Väter rauhen Eichenhainen
An der Barden heilgen Opferſteinen
*W*eilſt du, ſehnſt verſunken ins bezaubernde
Geſicht
Dich nach unſrer Tage ſchnöder *W*olluſt nicht.
Treu' und *W*ahrheit war den grauen Vatern
*W*ahlſpruch, lauſchenden Verrathern

Beug.

Beugte ſich kein allgeſchmeidiges Knie,
Lächelte des Kriechers feile *W*ange nie.
Darum zauberſt Du Dich gern in ihre Mitte;
Und die hohe Einfalt ihrer Sitte
Füllt Dein Herz mit edler *W*ünſche Drang,
Kräftigt Deinen Fuſs zu gradem Heldengang. —
Nimm den Handſchlag! Laſs uns nichts den Glauben
An des Menſchenherzens Adel rauben!
Laſs uns, ſtark durch Selbſtvertraun,
Nach der Väter groſsem Urbild ſchaun!
Offne *W*ahrheit nach der Väter *W*eiſe
Sey uns Loſungsſpruch in unſerm Kreiſe!
Herzens Einfalt, ohne Prunk und Zwitterſchein,
Müſſe Leben, Seele unſrer Freundſchaft ſeyn!

Die Vernunft,

an Cäſar.

Des Trugs Enthüller, Haſſer des blinden *Wahns*!
Sprich, warum ſäumt des Lichtes erſehnter Tag?
Muſs die Vernunft, der Geiſter Sonne,
Ewig durch nächtliche *Wolken* ſchimmern?

Wer mag ſie denken, daſs des Entzückens Schwung
Ihn nicht entreiſſe, heiliger Liebe Glut
Im andachtsvollen Buſen flamme,
Und eine Thräne der Inbrunſt rinne?

Gab ſie zum Leitſtern einſamen *Wallern* nicht
Der *Weltenvater*? Sollte des Irrlichts Spiel
Sie nicht verdunkeln, jedes Trugbild
Wandelnder Schatten vom Pfade ſcheuchen?

Mit

Mit ſanftem Strahl nicht Ahndung des Ewigen
Im Menſchengeiſte wecken; der Zukunft Nacht
In Morgen wandeln, und der Seele
Schweifende Kräfte harmoniſch leiten? —

Warum verbirget der Königin Strahlenhaupt
Ein düſtrer Schleier? Wird ſie der Erde nie
In vollem reinem Glanze leuchten,
Wecken den ſchlummerndenGeiſterfrühling? —

Ihn ruft umſonſt in grauſender Mitternacht
Des Weiſen Seufzer, Schwermuth umdüſtert ihn —
Kaum daſs der Sterne Harmonieen
Ihn aus den Irren des Zweifels retten.

Sein Blick durchſchweift entſchlafne Jahrhunderte;
Er ſieht und ſchaudert. Schaaren von Träumenden
Empören zu Gigantenſtürmen
Wider die Sonne des Geiſts den Erdkreis;

Der

Der Pfeile Schwarm verdunkelt den matten Glanz,
Der durch der *W*olke nächtlichen Flohr noch bricht;
Nur *W*en'ge wagens, in den Schatten
Männlich zu fechten, und sinken glorreich;

Von der Erſchlagnen ſtrömendem Blute dampſt
Die heilge Erde; Aechzen der Sterbenden
*W*allt mit der Gottgeweihten Prieſter
Jubelgeſangen empor zum Himmel. — —

Des Truge Enthüller, Haſſer des blinden *W*ahns!
Dies Bild hat oft den Schlummer dir weggeſcheucht.
Und deine Thräne um die Menſchheit
Sahen der Mitternacht Sterne flieſsen! *

Doch sahſt du hier auch tief in der Finſterniſs
Des Ew'gen Finger, beteteſt schaudernd an,
Und Hofnung sonnenvoller Tage
Scheuchte die Schatten der edlen Schwermuth.

Laſs ihrer ſtill uns harren! Der Rieſenkampf
Der Elemente leitet zur Harmonie,
Und nur nach wilder Stürme Ringen
Nahet der ſegnende Geiſterfrühling!

Gebeth,

um den Weinſtock.

Wehe linder, Sturm aus Norden, linder!
Denn des Kummers und der Freude Kinder
Zittern um des Weinſtocks Leben ſchon.
Wüthe lieber in des Thales Mooſe!
Tödt' im Schlummer Veilchen oder Roſe!
Nur den holden Weinſtock tödte nicht!

Sieh! In dieſer kleinen Ranken Herzen
Ruht ein Schatz von Freuden und von Scherzen,
Ruhet Balſam für Melancholie;
Ach! du mordeſt mit den kleinen Reben
Tauſend wonnevoller Stunden Leben,
Unſrer Jugend raubſt du Tanz und Spiel.

Ruhe noch ein halbes Dutzend Monde,
Und dem Gotte, der der Rebe schonte,
Feiern wir ein lautes frohes Feſt.
Magſt du dann den nackten Berg umſchwärmen,
Um des kleinen Hauſes Fenſter lärmen,
Und die Wetterfahne wüthend drehn.

Dir zu Ehren in dem lauten Saale
Kreiſen dann die schäumenden Pokale,
Voll von jungem flammenreichem Moſt;
Selbſt der tapferſte bewährter Zecher
Taumelt und erliegt der Kraft der Becher,
Die er muthig dir zum Opfer trank.

Die Frühlingsnacht.

Lieblich wehte mir sonſt, schweigende Nacht, dein Hauch,
Wenn von Wölkchen umwallt freundlich der holde Mond.
Seinen goldenen Schimmer
Auf die Bluthen des Frühlings goſs.

Labend hauchten der Nacht flüſternde Winde mir,
Und die Zweige des Baums nickten mir Friede zu
Und der Nachtigall Stimme
Wiegt' in träumende Wolluſt mich.

Um mich blinkte im Thau ruhig die schöne Flur,
Und mein schwärmender Geiſt sank zu den Blüten hin,
Labt im netzenden Thaue
Mit den Kindern des Frühlings sich.

O,

O, da sah ich umher Leben und Labung nur,
Wenn ein Fluſtern sich hob, träumt' ich das Flüſtern mir
Von den Schöpfungen Gottes
In der Erde geweihtem Schoos.

Wehmuth wehet mir ietzt, schweigende Nacht, dein Hauch,
Wehmuth ſäuſeln des Baums bebende Blätter mir,
Wehmuth girret vom Wipfel
Mir die einſame Nachtigall.

Bang iſt deine Geſtalt schaurige Mitternacht!
Deinem Liſpel entwehn dämmernde Ahndungen,
Und Geſichte des Todes
Weckt dein wandelndes Schattenſpiel.

Hier beſchimmert dein Licht, ſtiller Gefährt der Nacht,
Junge Roſen der Flur, blinkend in Gottes Thau,
Dort beleuchteſt du Gräber
Und die Schlummernden schlummern fort.

Bald

Bald verſilbert dein Strahl, Holder, mein enges
Hauſs,
Ringsum duftet der Lenz, ſäuſelt der Nachtwind sanft,
Klagt der Nachtigall Stimme,
Und der Schlummernde schlummert fort.

Die Einſamkeit.

O wirf oft die ſchöne ernſte Hülle,
Schweſter du der öden Grabesſtille,
Traute Einſamkeit, um mich!
Nimm mich oft, entflohn dem Weltgetöſe,
In die Arme, wo man falſche Gröſse,
Niedre Spiele für das Herz vergiſst!

Kaum geworfen auf des Lebens Wogen
Fühlt ich ſanft von dir mich angezogen,
Nahte voll von ſtummer Ahndung dir,
Floh der Jugend raſche Freudenfeier,
Athmete in deinen Grotten freyer
Und dein ſtiller Seegen folgte mir.

Wenn sich um mich deine Schatten düſtern,
Leiſen Liſpel nur die Blätter flüſtern,
Dann begruſsen heilge Schauer mich,
Dann erwachen heiſs zum Flammenſpiele
Meiner Seele göttlichſte Gefuhle,
Wünſche, werth des Himmels, lodern auf.

Dir verbirgt sich niedriges Verlangen,
Sturzen Thränen auf erblaſste Wangen,
Die dem Laſter in der Welt gegluht,
Träume täuſchendſuſser Wolluſt scheitern,
Herzen, tief entweihter Würde, läutern
Für den groſsen Tag der Zukunft sich. —

O wirf oft die schöne ernſte Hülle,
Schweſter du der öden Grabesſtille,
Traute Einſamkeit, um mich!
Dann, dann blick ich an der Weisheit Stabe
Heiter in die Fluren überm Grabe,
Und der Todesengel schreckt mich nicht.

An die Weisheit.

Weisheit, gieb mir meine Einfalt wieder,
Gieb mir wieder meinen holden Wahn!
Senke mich aus deinen Höhen nieder
Auf der fabelfrohen Kindheit Roſenbahn!

Hocherhaben wandeln deine Füſse
Ihren hellbeſonnten Wolkenpfad;
Ferne Welten hören deine Grüſse,
Engel deinen Ruf zu hoher Götterthat.

Aber, Heil'ge, deine Aetherlüfte
Mögen Geiſtern ſüſs zu athmen seyn,
Mich erquicken meiner Erde Roſendüfte,
Mich der Balſamhauch im Schattenhain.

Fliege zu des Weltalls letzten Räumen!
Sende kühn empor den Adlerſonnenblick!
Mich laſs menſchlich dichten, menſchlich träumen
Menſchlich fühlen Wohl- und Misgeſchick.

Lebe wohl! Und ſchimmre meinem Thale
Aus der Höhe ſanftes Licht herab,
Und erhelle nur mit mildem Strahle
Meine Pilgerpfade und mein Grab.

Thränen der Reue.

Thränen der Reue, o der edlen Wehmuth!
Thränen, Thränen, ihr sinkt, wie Thau des Himmels,
Auf des ſtummen Büſsenden bleiche Wangen,
Labend und troſtvoll.

Einſam und schauernd wankt er in des Haines
Tiefſter Finſternis, seufzt nach holdem Frieden,
Fleht die friſchen ſäuſelnden Abendwinde
Lechzend um Kühlung.

Aber die Flamme seines Buſens lodert,
Furchtbar über ihm rauſchen hohe Wipfel,
Um ihn flattern zürnende Geiſter in den
Rauſchenden Lüften.

„Kehre mir wieder, ſeufzt der bange Dulder:
Unſchuld, Würde des kurzen flücht'gen Lebens!
Rettet, gute Genien ſanfter Tugend,
„Euern Verirrten!“

Thränen, da ſtürzt ihr auf des Armen Wange,
Freyer athmet er nun des Haines Lüfte,
Blickt gen Himmel, ſtammelt mit heiſser Inbrunſt
Heilige Schwüre.

Thränen der Reue! der Verirrten Zierde!
Thränen, Thränen, ihr ſtammt von oben; wenn ihr
Flieſset, winken Engel dem edlen Traurer
Sanfte Verſöhnung.

Flatterſinn.

Aus einem unvollendeten Singſpiel: Flatterſinn und Treue,

Si l'amour a des ailes,
N'eſt ce pas pour voltiger?

Beaumarchais.

Heute die und iene morgen!
Alſo liebt man ohne Sorgen
Und iſt ewig kettenfrey.
Ietzt zur Einen, dann zur Andern!
Iſt das Leben Flucht und Wandern,
Soll die Liebe anders seyn?

Knickert Röschen mit den Küſſen,
O bey Dorchen kann ichs miſſen,
Dorchen küſst so schön wie sie;
Will sich Dorchen sprödlich sträuben,
Ungekuſst werd' ich nicht bleiben,
Nettchen küſst mich hundertmal.

Anfangs lieſs ich mich berücken,
Schwur nach Einer nur zu blicken,
Schwur der Einen Lieb' und Kuſs,
Aber — Milchhaar noch am Kinne —
*W*ar der Bube, leicht von Sinne,
Noch in Mädchenherzen fremd.

Ha! Ich wandte kaum den Rücken,
Und sie sann auf Trug und Tücken,
Ihren Tropf zu hintergehn,
Und der Blick, nach dem ich geizte,
Ruhte nirgends, flog und kreuzte
*W*ohl nach hundert Buben hin.

Und fürwahr, so sind sie alle:
Thöricht, wer vom Zauberhalle
Ihres Munds sich locken läſst;
Lieben alle, lieben keinen,
Segnen, fluchen, lachen, weinen,
*W*ie's die *W*etterfahne will.

„Neue Bänder, neue Herzen!"
Singen sie, und sehn mit Scherzen
Den Betrognen traurig ſtehn;
„Schad' iſts doch, er gleicht den Todten;
„Ach, wo bleiben nur die Moden
„Und die Hüthe von Paris!"

Ha! So spielt mit Huth und Bändern!
Tändelt mit der Liebe Pfändern!
*W*echſelt, ändert tauſendfach!
Alle lieb' ich, liebe keine,
Flattre freyer, denn im Haine
Ie ein Vogel flog, umher.

Lied der Treue.

Gegenſtück aus demſelben Singſpiel.

Eine nur, und ewig Eine,
Nur die Holde, die ich meine,
Keine sonſt auf weiter Welt!
Flattern Andre in die Runde!
Ich erfleh, zu holdem Bunde
Eine Auserwählte nur.

Tauſend prangen schön, wie Roſen,
Innig feurig liebzukoſen
Dürſt' ich meine Traute nur.
Biethen Andre Götterſtunden!
Mich, mit sanfter Kett' umwunden,
Locken ihre Zauber nicht.

Spottet immer dieſes Sklaven!
O mit Götterwolluſt trafen
Amors Pfeile seine Bruſt,
Und in seinem Kettenſchmucke,
Unter sanfter Liebe Drucke
Neidet er den Kayſer nicht.

Leichte Flattrer, ihr ermüdet;
Tauſende, für die ihr glühtet,
Stillen eure Flammen nicht.
Ach, ihr iagt nach flücht'gem Schimmer!
Ewig schifft ihr, landet nimmer,
Denn euch führt kein guter Stern.

Mich, den seligſten der Sklaven,
Treibt ein treuer Wind zum Hafen,
Führt das lieblichſte Geſtirn,
Und in einem Engelsherzen
Finden meine süſsen Schmerzen
Ihren wolluſtvollen Tod.

Der Mayſturm.

Blüthen des Mayes, grauſam peitſcht der Nordſturm
Eure duftenden Kränze, feindlich schlagen
Seine duſtern Fittige eure Häupter,
Kinder des Frühlings!

Blüthen, ihr seufzt; es goſs so milden Schimmer
Gottes Sonne herab, da ihr erwachtet,
Freundlich spielten schmeichelnde Strahlen um die
Brechenden Knoſpen.

Lächelnd in Hofnung blicktet ihr gen Himmel,
Hauchtet lieblich umher der Düfte Fülle,
Wandrer weilten, segneten euer friſches
Athmendes Leben.

Blü-

Blüthen, ihr sinkt, des Frühlings Zauberlüfte
Retten nimmer vom Tode die Geſunknen;
Daſs ihr welkt im blühenden Lebensmorgen,
Wollen die Götter.

Seufzet denn nicht! Es schlagen wilde Stürme
Auch das lockige Haupt des frohen Iünglings,
Wenn im holden Traume des iungen Daſeyns
Muthig er wandelt.

Segen den Blüthen, Segen auch dem Iüngling,
Wenn nur Spuren des flücht'gen Lebens bleiben,
Und an edlen Früchten mit ſtillem Danke
Wandrer sich laben!

Bey Anhörung einer Symphonie von Haydn.

Meiſter des ſüſsen Zaubers, deine Töne
Rauſchen ſchauerlich lieblich meinem Herzen;
Ueber Wolken flügeln mich deine holden
Schwärmenden Geiſter.

Meiſter, wie du in Labyrinthes-Pfade
Deiner ſtaunenden Hörer Seelen leiteſt,
Und aus dunkeln, kreuzenden Pfaden dann die
Irrenden zauberſt,

Meiſter, so leitet uns der Weltenvater
Durch des Lebens verworrne Dämmrungswege,
Und es führt zum Lichte der Harmonieen
Jeglicher Irrweg.

Die letzte Stunde.

Nur leiſe Lüfte ſäuſeln, die Erde ruht
Im Schleier tieffer, schweigender Finſternis,
Fern über ihr in ſtiller Eintracht
Wandeln die schimmernden Sterne Gottes.

Und horch! vom Thurme tönet sie schon herab,
Die zwölfte Stunde; — schauerlich wallt ihr Klang
Dem Herzen zu, und weckt zu bangen
Liedern vom Grabe das Spiel der Saiten.

Dein sey das Lied der einſamen Mitternacht,
O heil'ge Stunde, letzte des Lebens, dein!
Schwarz iſt der Schleier um dein Antlitz,
Bang, wie des Grabes, iſt deine Stille.

Denk'

Denk' ich dein Nahn, dann flattern der Schauer viel'
Um meine Wangen, beben die Sproſſen all'
Des jungen Lebens, daſs im Innern
Selbſt die unſterbliche Seel' erzittert.

O ſey mir freundlich, wenn du mir nun erſcheinſt!
Leg' ab die Trauer, die ſich ſo fürchterlich
Um deine Glieder faltet! Komm als
Bote des Friedens im weiſsen Kleide!

Hat doch des Lebens froher Genoſſe dein
Noch nie vergeſſen, öfters den ſchüchtern Blick
Zu dir gekehrt, und durch den Schleier
Kühner verweilet bey deinen Zügen.

Warf deiner Schweſtern ſcherzende leichte Schaar
Mich dann mit Roſen, ſpotteten lachend ſie
Der Schweſter in der Trauerhalle,
Lockend zu Tänzen und wilder Freude;

O

„O Stunden, sprach ich: spottet der Schweſter nicht,
Wenn ihr in leichten Tänzen euch schalkhaft dreht,
Und laſst bey euren frohen Spielen
Denkend mich weilen an ihrem Schleier.

In ew'ge Trauer hüllte der Vater sie
Vor unſern Blicken, aber er gab auch ihr
Den Flug zu seinen goldnen Sternen
Und für die Thore des Himmels Schlüſſel.“ —

Und — trog mein Blick mich, oder war's Wirklichkeit —
Einſt da ich sehnend nach der Verhüllten sah,
Vergaſs des Lebens Zauberreitze
Und die bekränzeten Roſenbecher.

Da hobſt du mir den naechtlichen Schleier auf,
Dein Antlitz sah ich, schön wie das Morgenroth,
In deinen Blicken Gottes Milde,
Schmachtendes Laecheln auf deinen Wangen.

Schnell

Schnell ſank der Schleier, aber dein Bildnis blieb
Vor meinen Blicken, roſige Fantaſien
Umringten es und ſtille Ahndung
Schauerte friedlich durch meine Seele. — —

Willſt du dem Iüngling ſchon mit dem Schauerkuſs
Und deiner kalten grauſen Umarmung nahn,
Willſt du noch harren, bis am Stabe
Müde des Lebens der Greiſs einſt wanket;

So nah' nur freundlich, nicht mit dem Feuerblick
Der wilden Rache, die nach Vernichtung lechzt,
Nicht mit des Hohnes bitterm Lächeln,
Spottend des armen verlaſsnen Opfers:

Als Friedensbote nahe dem Schlummernden
Im Schoos der Ruhe! Löſe mit flüchtgem Kuſs
Den Geiſt vom Staube, daſs erwacht ich
Athme die reineren Himmelslüfte.

Ungeduld der Liebe,

aus einem unvollendeten Romane.

Immer sehn und nimmer küſſen,
Ach! es foltert doch zu sehr;
Ewig nur mit Blicken grüſsen,
Endlich gnügt es doch nicht mehr.
Schlieſst euch vor ihr, Augenlieder!
Dieſe Lieb' iſt Schattenſpiel;
Blicke hin, und Blicke wieder,
Bringen nimmermehr ans Ziel.

Anfangs gnügt man sich am Traume,
Glücklich, wenn das Herz nur schlägt,
Streift mit Wolluſt hin am Saume
Des Gewandes, das sie trägt;
Wandelt schwärmend froh auf Spuren,
Die ihr Fuſs im Staube lieſs,
Träumt in ihren Lieblingsfluren
Sich des Lebens Paradieſs.

Aber immer sich ergötzen
Nur an luftgem Bilderſpiel
Ewig sich an Träumen letzen,
Fern vom ſüſsen Minneziel,
Ewig sehnen und verlangen,
Vor ihr flehen tauſendmahl,
Nie sie küſſen, nie umfangen, —
Endlich wird es Höllenquaal.

Betend

Betend mit des Mönchs Gebährde
Schwur ich oft vor ihr zu ſtehn,
Schlug mit Kraft den Blick zur Erde,
Der sich sehnte hinzuſehn;
Aber — auch der Mönch hat Wonne,
Schaut der heilgen Iungfrau Bruſt —
Schmachtend blickt' ich zur Madonne,
Ach! und war mirs nicht bewuſst.

Wie ein Sünder dann erröthend,
'Straft' ich ob dem Frevel mich,
Doch, nur sanfte Seufzer flötend,
Trug die Liebe ieden Stich;
Nimmer, schwur ich schauernd: nimmer
Seh ich wieder nach ihr hin, —
Doch ein halbgeſtohlner Schimmer
Blieb mir fürſtlicher Gewinn.

Ach! mich treibt mit süſsem Zwange
Zauberkraft der Holden zu,
Und von eitler Wünſche Drange
Stirbt des armen Herzens Ruh.
Meiner Geiſter wildes Schweifen
Irrt nach ihr nur, sucht nur sie,
Ach! und meine Träume reifen
Hier zum schönen Leben nie!

In das Stammbuch eines Reiſenden.

Edler Pilger, du wallſt dürſtend und ahndungsvoll
Deinen kreuzenden Pfad; Geiſter und Herzen forſcht
Dein entflammetes Auge,
Menſchen ſuchſt du, der Menſchheit werth.

Graunvoll beugt sich dein Haupt heil'gen Reliquien
Aus erleuchteter Zeit, muthig verfolgt dein Tritt
Dunkle Spuren der Weisheit,
Die vom Quelle des Lichtes flammt.

Denn der flutende Strom flücht'ger Jahrhunderte,
Sagt dein Genius dir; ſchonet das Göttliche,
Schimmer ewiger Wahrheit
Leben unter den Menſchen fort.

Viel des Göttlichen trägſt, edler Pilger, du ſelbſt
In verſchloſſener Bruſt, hülleſt es vor der Welt,
Segneſt deine Geprüften
Nur in ſtillen Entſtrahlungen.

Nimm den Seelengruſs hin, welcher am Scheideweg
Meinem Munde entbebt! Schüttre mein Handſchlag dich
Bis ins innerſte Innre,
Daſs der Nachhall unſterblich ſey.

Auf entflammten Gefühls zaub'riſchen Fittigen
Sanft gehoben empor, ſchauten wir Beyde Gott,
Und die ſeligen Träumer
Fühlten Feſſeln der Erde nicht.

Wandle, Pilger, denn fort! Friede des Himmels dir!
Meer und Felſengebirg dehnen ſich zwiſchen uns,
Unſre Seelen begrüſsen
Auf den Pfaden der Geiſter ſich.

Der erſte Mai.

Nach Buchanans.

Willkommen, Erſtgebohrner des ſchönen Mays!
Tag heil'ger Wonne! werth daſs der edelſte
Der Weine flieſse, und des Liebreiz
Göttinnen scherzend im Chortanz ſchweben!

Sey mir willkommen, Liebling und Stolz des Jahrs!
Willkommen, die du wiedererwachend jetzt
Uns lächelſt, holde Lebensblüthe
Unſrer zum Alter ſchon flieh'nden Erde!

Einſt, da des erſten Frühlinges milder Geiſt
Die neugebohrne ſchmeichelnd umſäuſelte,
Und jugendlich im heil'gen Strahle
Goldner Jahrhunderte ſie ſich wiegte,

Da schwebte dieſer freundliche Frühlingswind
Mit nimmer müden Fittigen um die Flur,
Und ohne Saat und Menſchenpflege
Glänzten die Felder von reichen Früchten.

So ſanft durchwehn die Inſeln der Seligen
Wohlthät'ge Lüfte, wehn und verwehen nie,
So wallen ewig laue Weſte
In der Unſterblichen heil'gen Fluren.

So ſäuſelt's durch den dämmernden ſtillen Hayn
Der ſtummen Schatten, liſpelt mit Zauberhall
Um der Vergeſſung holde Quelle,
Spielt in der Trauercypreſſen Zweigen,

Und wenn einſt Gott mit heiliger Flammenglut
Die Erde läutert, und die Iahrhunderte
Des goldnen Friedens und der Unſchuld,
Iugendlich prangend, ihr wiederkehren,

Dann wallet, ahnd' ich, eben der ſanfte Geiſt
Um die veriüngte, wallt und verwallet nie,
Und unſrer Seelen Aetherhüllen
Laben des ewigen Frühlings Lüfte.

O ſey gegrüſst mir, Erſter des ſchönen Mays!
Tag hoher Ahndung! Sey mir gegrüſst, du Bild
Des Jugendlebens unſrer Erde,
Und der veriüngenden heilgen Zukunft!

Die Nachtigall.

Sey mit ſtillem Thränenſegen mir gegrüſst,
Holde Säng'rin! Du verhauchſt heil'ge Töne,
Und beſeelſt die Todtenſtille,
Und das Grauen der Nacht.

Ach! wen lockſt du so voll Inbrunſt? Wem erbebt
Deiner Klage Schmeichelruf? Wen beſchwörſt du
Mit der Immerſtimme Schmettern,
Und dem finſtern Gegirr?

Er wird nahn mit heiſſer Liebe Flugelſchlag
Dein Getreuer; dann verſtummſt du in Wonne,
Und dein Locken und dein Girren
Tönt vom Wipfel nicht mehr.

Dann

Dann, dann schwebt der Unſchuld Segen dir herab
Von den Göttern! Dann belohnt ihre Säng'rin
Mit des Lebens schönſtem Rauſche
Ohne Maas die Natur.

Der

Der Knabentanz auf dem Kirchhofe.

Frölich, Knaben, hüpft und springt
Um die moosgen Grüfte!
Wirbelt euren Reihn und singt
In die ſtillen Lüfte!
Schwingt bekränzte Hüth' empor!
Tanzt, und tönt ein Iubelchor!

Lieblich weht der Abendwind,
Spielt in euren Locken,
Bringt euch Düfte süſs und lind
Aus des Frühlings Glocken;
Bräutlich glänzt euch dieſe Flur,
Tanzt und feiert die Natur!

Ha,

Ha, genieſst die schöne Friſt
Ungeſchreckter Freude!
Weil ihr nichts von morgen wiſst,
Lebt und freut euch heute!
Ach! bald wiſst ihr, was ihr seyd,
All' dem Tod wie wir geweiht. — —

Horcht, was klingt so dumpf und hohl,
Schätze ruhn da drunten;
Knaben, Knaben schirmt euch wohl,
Vor den Feuerhunden!
Reiſst der Höhlen keine auf!
Zauberflüche ruhen drauf. — —

Nein, ihr Knaben, zittert nicht,
Doppelt eure Sätze!
Wenn auch dieſer Boden bricht,
'S ruhn da sichre Schätze,
Beine längſt zu Staub gedorrt,
Tanzt ihr Knaben, tanzt nur fort!

Wiſ-

Wiſſet, wen das Grab bedeckt
   Dem iſt Ruh beſchieden,
Der schläft, nimmer aufgeſchreckt,
   Ew'ge Nacht im Frieden.
Tanzt nur, tanzt im Dämmrungslicht!
Dieſe Schlummrer ſtöhrt ihr nicht.

Ha, da schweben um euch schon
   Graues Staubes Wogen!
Von der trauten Mutter, Sohn,
   Kommt hier Staub geflogen!
Bruder, 's naht ein Wölkchen sich,
Schweſteraſche spielt um dich! — —

Schreckt die dumpfe Moderluft
   Nicht die friſchen Glieder?
Weht doch nur Verweſungsduft
   Um euch hin und wieder;
Sagt euch nicht ein ſtiller Graus:
Hier iſt Seyn und Leben aus?

Nein, kein banges Vorgefühl
  Seufzt in eure Lieder,
In das frohe Tanzgewühl
  Fällt kein Thränlein nieder,
Nur der Iüngling ächzt euch zu,
Weint ob der zerſtörten Ruh. —

Frohe Tänzer, einſt war ich
  Auch ein leichter Knabe,
Flog, wie ihr so iugendlich
  Auch von Grab zu Grabe,
Meiner Wonneliederſchall
Tönte rück der Kirchhofwall.

Weh, die Blüthezeit iſt hin,
  Hin der goldne Friede;
Schwermuth trübt des Iünglings Sinn,
  Seufzt in iedem Liede,
Und die schwarze Fantaſie
Weicht von Tod und Gräbern nie.

Ha!

Ha! Mich dünkt, er schwebt schon her
  Mir der Gott der Trauer;
Blut, was rollſt du bang und schwer?
  Weg ihr Todesſchauer!
Fliehe, Fuſs, von dieſer Flur!
Hier iſt schreckliche Natur.

Trinklied.

Glücklich, wer im holden Bunde
mit der Göttin Freude lebt,
dem ſich friedlich Stund' an Stunde,
wie ein Kranz von Roſen, webt!
Glücklich, wer in ſeiner Brüder
trauliche Geſänge ſtimmt,
und beym Klang der Evanslieder,
feurig ſeinen Becher nimmt!

Ohne Wein und Lieder lebe,
werde nimmer ſüſs berauſcht,
wer in ſeinem Selbſtgewebe,
wie die düſtre Spinne lauſcht!
Bey der vollen Gläſer Schimmer
glühe ſeine *Wange* nie,
und ſein Anblick ſtöre nimmer
froher Freunde Harmonie!

Seelen, gaſtfrey aufgeſchloſſen
edlem feurigem Gefühl,
wählt zu ihren Bundsgenoſſen
Freude gern bey Saitenſpiel.
Wenn sich ihre Lieder heben,
schwindet Harm und Dämmerung,
und dem vollen Glas entſchweben
Liebe und Begeiſterung.

Auf! von iedes Bruders Munde
töne Hochgeſang empor!
Lauſcht uns doch in trauter Runde
rings umher kein feindlich Ohr.
Singt und trinkt! Die Stunden gleiten
leicht, wie Silberwellen hin,
und der graue Gott der Zeiten
segnet unſern frohen Sinn!

Trauer herrſcht bey vollen Schalen,
Wenn der Weingott kärglich ſäumt,
Freude bey den kleinſten Mahlen,
wenn das volle Glas nur ſchäumt.
Friede mit der milden Rebe,
die uns dieſen Balſam giebt!
Jeder brave Weinberg lebe,
nie vom wilden Froſt betrübt!

Mühevolles Felſenklimmen
wär' ein Daſeyn ohne Wein,
wo im labyrintſchen Krümmen
keine Roſen uns erfreun.
Evan nur beſeelt das Leben !
ſeiner trauten Brüderſchaft,
und im Fliegen und im Schweben
endet ihre Pilgerſchaft.

Glücklich, wer im holden Bunde
  mit der Göttin Freude lebt,
Dem sich friedlich Stund' an Stunde,
  wie ein Kranz von Roſen, webt!
Glücklich, wer in seiner Brüder
  trauliche Geſänge ſtimmt,
und beym Klang der Evanslieder
  feurig seinen Becher nimmt!

Ruhe im Grabe.

Tiefſte der Ruhen, Ruh' im ſtillen Grabe!
Traum voll Troſtes für kummermüde Waller!
Aller holden Hofnungen dieſes Lebens
Einzige sichre!

Schlieſsen dem Dulder sich der Freude Quellen,
Letzen nimmer ihn Roſenduft und Kühlung,
Liegen ieder Seligkeit Frühlingskeime
Welkend im Staube;

Biethet vergebens ihm die Menſchheit Balſam,
Iſt der Buſen des Freunds ihm nicht mehr Freyſtatt,
Tönt der Liebe schmeichelndes Troſtgeflüſter
Nimmer ihm Friede;

Tiefſte der Ruhen ! dann umfängt er freudig
Dich im nächtlichen Traume ſeines Schlummers,
Fühlt in ſüſsen Ahndungen deines Fittigs
Sanfte Umſchirmung.

Einſam beſucht er dann im Abendgraüen
Der Vollendeten Gräber, ſinket nieder,
Seufzt und küſst die Erde, des ewgen Friedens
Kühlende *W*ohnung.

Tanzlied.

Auf! Die Arme ſanft verſchlungen!
Raſch getanzt, gehüpft, geſprungen!
Innig traulich angeſchmiegt!
Daſs die Buſen ſchöner wallen,
Und die loſen Locken fallen,
Rings die ganze *W*elt entflieht!

Nach der Freude Zauberſchalle
Tanzen in die *W*eſen alle
Hohes heilges Triebes voll.
Seht, vom Stäublein bis zur Sonne
Hüpfet Alles, trunkner Wonne,
Ab und auf und auf und ab.

Um die Sonne drehn, wie Kinder,
Die Planeten sich nach linder
Himmelslüfte Melodie;
Sonnen und der Sonnen Sonnen
Tanzen raſch, seit sie begonnen,
Um den Weltenvater her.

Seht, die Lämmer auf der Aue
Tanzen schon im Morgenthaue
Nach der kleinen Glöckchen Schall.
Abends wird der Tod sie haſchen;
Seht, drum eilen sie und naſchen
Von des Lebens schönſter Luſt.

Seht, im hellen Bache schlüpfen
Muntre Fiſche dort und hüpfen,
Mann und Weibchen, froh umher;
Und die leichten Wellen singen
Zu der kleinen Tänzer Sprüngen
Frölich ihre Melodie.

Seht, die Mückchen dort verſchweben
Ihres einzgen Tages Leben
Ueberm Bach in Reihentanz;
Kurz iſt ihres Fühlens Dauer,
Darum hüpfen sonder Trauer
*W*eislich sie im Sonnenſtrahl.

Auf denn, Mädchen, hüpf' und tanze,
*W*eil in deines Frühlings Kranze
Friſch noch iede Roſe blüht!
Iüngling, auf! Mit *W*indgefieder
Flieg die Reyhen auf und nieder!
Schwind im Wirbel raſch umher!

Ha! Schon locken euch die Geigen!
Friſch beginnt den schnellen Reigen!
Freude ruft im *W*onneſchall.
Liebe ſäuſelt von den Höhen,
Spielt um euch im leiſen *W*ehen,
Tänzer, fort in Schwung und Flug!

In-

Inſchrift auf einen Fächer mit einer allegoriſchen Zeichnung.

Amors holde Bogenſpiele
Hemmen nicht der Stunden Zug,
Raſtlos fliegt zum fernen Ziele
Vater Chronos seinen Flug;
Ob mit sanften Blumenwinden
Ihn die Charitinnen binden,
Chronos lächelt, und entflieht
In sein dämmerndes Gebiet.

Anmuthvolle Weſte fächeln
  In der Schönheit Blütenzeit,
Amor nur ſtöhrt oft mit Lächeln
  Frommer Nymphen Sicherheit. —
Pflücke bey der Unſchuld Tänzen
Blumen der Natur zu Kränzen,
  Und dein frohes Leben flieh',
  Wie die ſchönſte Phantaſie!

Die Freyheit des Menſchen.

Ha, so wärs denn? Sklaven einer Kette,
Vom Polypen in des Stromes Bette
Bis zum freiſten Denker, wären wir?
All' geſchmiedet in die Eiſenringe,
Seit die Zeit die nimmer müde Schwinge
Ueber Gottes iunge Erd erhob?

Ia, die Hülle sinkt vor meinem Blicke;
Vor mir liegt die Kette der Geſchicke,
Eine ſchreckliche Unendlichkeit;
Wie vom Blitz geknickt des Baumes Wipfel,
Sinkt mein Stolz von seiner Höhe Gipfel
Hin zum Staub', in dem der *Wurm* sich krümmt. —

Nichts denn mein von meines Lebens Thaten?
Mein kein Tritt von dieſer Reiſe Pfaden?
Und kein Trieb des Herzens alſo mein?
Mehr ich nicht, denn eine ſtumme Pflanze,
Die dem Schnitter zu dem Aerndtekranze
Unbewuſt die ſchöne Blüthe beut?

Bubenthorheit meiner blinden Jugend,
Wenn ich brennend dürſtete nach Tugend
Und nach groſser heiſser Sympathie!
Wenn entflammt von ſchwärmriſchen Verlangen,
Seine Erde liebend zu empfangen,
Feurig dieſes Herz im Buſen ſchlug!

Knabentraum, wenn dieſer Hütt' entronnen
Ich im Geiſte ſchon zu fernen Sonnen
Meinen ſchönen Siegesflug begann!
Wenn ich dann mit friedlichem Gewiſſen,
Rein genug die Gottheit zu begrüſſen,
Hohes Muths zum Throne wandelte!

So verzeih denn dem geſtürzten Gotte,
Schweſter Milbe, der mit bittern Spotte
Einſt von ſeinem Throne zu dir ſah!
Zürne nicht dem Bruder, kleine Mücke,
Daſs er einſt mit der Verachtung Blicke
Dich um ſeine Schläfe tanzen ſah!

Nicht mehr will ich deinen Schatten haſſen,
Mann, von dem die gier'gen Raben praſſen;
Rings gelagert um das grauſe Rad;
Trieb dich doch der Räderſchwung der Dinge,
Riſs dich doch in deinem Eiſenringe,
Armer, eine fremde Laune fort.

Zittert, Frevler, nicht vor eurem Lohne!
Wandelt freyes Blicks zu Gottes Throne,
Mit des Edlen Schatten einen Pfad!
Tretet vor ihn, alle ſeine Puppen,
Und geſellt euch, wunderbare Gruppen,
Horia und Qvelfe Leopold!

Und so reiche denn nach ewgem Zürnen,
Lieblichſte von Gottes schönſten Dirnen,
Du dem Laſter, Tugend, deine Hand!
Laſs, Religion, die nichtge Grille,
Komm und trau in eines Tempels Stille
Ohne Weigern das verſöhnte Paar.

Fahre wohl, du labender Gedanke,
Der, wie ihren Stab die junge Ranke,
Meine Seele feſt und treu umſchlang!
Hingebleicht iſt deine schöne Blüthe,
Die so iugendlich gen Himmel glühte,
All dein Reitz iſt hin, Unſterblichkeit!

Ewges Daſeyn, nimmer los vom Zwange,
Stets gequält vom regen Freyheitsdrange
Und Gefühle seiner Thatenkraft;
O Entſetzen! Ewigkeit in Ketten!
Ha, Vernichtung, du nur kannſt mich retten
Vor der gränzenloſen Sklaverey.

Wer erſtaunt noch ob der schönen Erde?
Nur ein Uhrwerk schlug das mächtge: Werde!
Aus dem todten Weltenſtoff hervor.
Starre Puppen ziehen seine Bande,
Wo er hinwinkt. Weltenbilder, Schande!
Kettenzwang iſt deine Harmonie.

Und doch, horch! des Elends grauſe Stimmen!
Sieh die Myriaden, die sich krümmen
Unter ihrer Schmerzen ewger Quaal;
Tauſend schwelgen bey des Lebens Mahlen;
Tauſend, Tauſend flehn bey leeren Schaalen
Um den Retter in die Raſengruft. — —

Denkerin, halt ein! die Glieder beben
Deinem Schüler; Schrecken Gottes schweben
Fürchterlich um deine Wohnung her;
Halt, Verwegne! deine Worte Dolche!
Läſtre Gott nicht! Denkerin, ich folge
Nimmer dir auf dieſem Frevelpfad.

Nein, nicht alſo; los vom blinden Wahne
Seh' ich, Freyheit, deine ſtolze Fahne
   Vor der Menſchheit groſsem Tempel wehn.
Heil! Gerettet aus des Truges Irren
Hör' ich um mich keine Ketten klirren,
Rufe ſiegend: Seele, du biſt frey!

Wie aus ſchreckenvollem Nachtgeſichte
Aufgelockt vom ſanften Morgenlichte,
   Sieht mein Auge heiter um ſich her;
Sey gegrüſst mir, Welt, in deiner Schöne!
Sey gegrüſst mir wieder, freyer Söhne,
   Freyer Töchter Vater, nicht Tyrann!

Muſsten Ketten deine Plane halten,
O, ſo konntſt du leichter dir aus kalten
   Felſen deine Menſchenweſen haun;
Gottheit brauchte nicht in uns zu lodern,
Eine Weile daſeyn, dann vermodern,
   War des ſeelenloſen Menſchen Ziel.

Lenk' am Seil mechaniſch todte Puppen!
Und sie kämpfen — wunderkühne Truppen! —
   Wie Leonidas für's Vaterland.
Leite sie an feingeſchlungnen Ketten
In des Stromes Höhe, und sie retten
   Muthig, wie der deutſche Leopold.

Aber nein! im gröſsten aller Staaten,
Sollte ieder Bürger seiner Thaten
   Schöpfer und Vollender selber seyn;
Durch der Wege tauſendfache Krümmen
Sollten alle ienen Fels erklimmen,
   Wo die Palme der Vollendung weht:

Iedem gab er Kraft zu seiner Reiſe,
Und zur Dauer auf dem rauhen Gleiſe,
   Zeigt er ihm das ferne groſse Ziel.
Zittre, Wandrer, nicht vor einem Falle!
Dort am Ziele treffen sie sich alle,
   Der Gefallne und der nimmer fiel.

Aber ſchändlich! Wer mit Schneckenſchliche,
Trotz des innern Dranges Sporenſtiche,
Die Vollendungspfade wandelte!
Schändlich! Die mit ihm den Pfad betraten,
Ruhten längſt von ihrer Reiſe Pfaden,
Wenn er noch Aeonen träumend ſchleicht.

Heil! Verflogen ſind um mich die Nächte,
All gerettet, Tugend, deine Rechte;
Deine Blüthe lebt, Unſterblichkeit!
Freyheit, meine Looſung! keine Bande!
Rüſtig, Waller, fort zum fernen Lande,
Wo Vollendung dein und Ruhe harrt!

Fächerlied einer Liebenden.

Wehe, wie mit Wiegenliede,
Sanfter Fächer, Ruh und Friede
Um den Buſen, um die *W*angen,
Ach! so glühend von Verlangen,
Ach ins Herz, so peinlich schwühl
*W*ehe, Fächer, sanft und kühl!

Leicht sind freylich deine Schwingen
Amors Pfeilen zu durchdringen;
Ach du kannſt vor seinen Ketten
Die Getrofne nimmer retten;
Doch ins flammende Gefühl
Kannſt du wehen sanft und kühl!

Bilder, die Gefühle dichten,
Kann dein Wehen nicht vernichten;
Ach ſie ſchweben vor dem Herzen,
Zaubern Freuden, zaubern Schmerzen,
So umweh nur ſanft und mild
Meines Herzens liebſtes Bild!

Laſs es ruhn bey leiſem Fächeln!
Laſs es koſen, laſs es lächeln!
Aber füllt es mich mit Sehnen,
Lockt es Seufzer, lockt es Thränen,
Weh dann dreyfach ſanft und kühl
Mir ins flammende Gefühl!

Trennungsphantaſie,

an Volkhard.

Eine Nacht iſts ohne Stern und Schimmer! —
Dieſe Trennung trennt auf immer,
Dieſem Kuſſe folgt kein zweyter nach! —
Noch drey ſeufzervolle Augenblicke,
Und im Labyrinthe der Geſchicke
Treffen nimmer dieſe Wandrer ſich.

Nimmer! Nimmer! Miſs in deinen Schranken,
Armer, den unendlichen Gedanken,
Miſs dieſs nimmer, armer banger Geiſt!
Steure durch die wüſten Ewigkeiten,
Und vielleicht im Kreiſe dieſer Zeiten
Für das Wiederſehen kein Moment!

Blindes Glückſpiel, daſs wir hier uns fanden,
Daſs Empfindung mit bethränten Banden
Am Altar der Dichtkunſt uns umwand!
Möcht ein Stäubchen anders niederfallen,
Stärker nur ein Abendlüftchen wallen,
Und ich kannte, ſah dich ewig nicht!

Ha, wer bürgt mir für die ewge Ferne!
Bürgt ein Engel für den Sturz der Sterne,
Die ſo ſtolz durch ihre Kreiſe fliehn?
Sinkt ein Stern zum Glück der fernen Sonne,
Ha! vielleicht für eines Fremden Wonne
Wird auf ewig dieſes Band zerſtört.

Jammre dann beym Untergehn der Liebe,
Daſs ein Sandkorn und der göttlichſte der Triebe
Eins in dieſer Weſenkette gilt;
Darum wird kein Staub ſich nieder neigen,
Todtenſtill wird alles um ſie ſchweigen,
Stumm die Zeit nach ihrem Ziele fliehn:

Grſſs.

Gräſslich prallt der Blick des Geiſts vom Grabe,
Und die Hofnung, mit geſenktem Stabe,
Starrt und zaubert keine Bilder mehr;
Drunten liegt der Menſch zertrümmert;
Welche Kraft im Schooſs der Erde kümmert,
Was dem Menſchen vormals heilig war?

Und vielleicht iſt alles dann verſchwunden,
Ieder Schatten von genoſsnen Stunden,
Iede lockende Erinnerung,
Weggebadet in des Lethe Fluthen
Alle Bilder, die im Geiſte ruhten,
Hin der Vorzeit heilger Ueberreſt.

Darf die Zeit ſo ſchändlich Geiſter plündern,
O, ſo neidet ihr Geſchick den Sündern!
Weinet Mitleid um des Edlen Loos!
Iauchzend flieht der Mörder von den Schatten
Der Erwürgten, während treue Gatten
Freunde, Brüder die Verzweiſlung faſst!

Schrecklich malſt du Phantaſie, die Ferne;
Leuchte, gleich des Morgens goldnem Sterne,
Hofnung, in die Schatten dieſer Nacht!
Weisheit, ſtrahle deine milden Schimmer!
Wandle der Melankolie Gewimmer
In Entzuckung hoher Zuverſicht!

Lied.

Ich liebe die Roſe, die Blume der Freude;
Ich liebe Cypreſſen, der Trauer Geſchmeide,
Ich liebe die Becher und fröhlichen Klang;
Ich liebe die Urnen und Wehmuthgeſang.

Ich liebe das Frühroth, und liebe, dem Rauſchen
Der Winde des thauenden Morgens zu lauſchen;
Ich liebe den Abend und grüſse ſo gern
Den Boten der Ruhe, den weſtlichen Stern.

Ich liebe den Mittag und rauſchend Gewimmel;
Ich liebe die Stille und dämmernden Himmel.
Ich liebe die Fluren in blendender Pracht,
Und liebe den ſchwärzeſten Mantel der Nacht.

Ich

Ich liebe, was wohlthut dem ſchlagenden Herzen
Mit ſiegender *Wonne*, mit lieblichen Schmerzen.
  Mich dürſtet nach *Wallung*, nach holdem Gefühl,
  Im Schweigen des Haines, im Menſchengewühl.

Entflohene Stunden, ach! lieb' ich im Bilde,
Und ſegne die Dämmerung verſchwundner Gefilde,
  Umwinde mit Roſen der Pilgerſchaft Stab
  Und lächl' in die Zukunft und ſehl' in mein Grab.

Die

Die Zeit.

Woher, woher, du brauſender Strom der Zeit
Mit deiner wilden toſenden Flut woher?"
Aus welchem Quelle ſprangſt du einſt mit
Raſendem *Wüten* zur Erde nieder?

Wild ſchmettert an mein zitterndes ſcheues Ohr
Dein *Wogenſturz*; — die ewige Seele bebt;
Und wo ich wandle, hör' ich immer
Immer das Toſen von deinem Sturze.

„Der Frühlingslüfte lindes Geſäuſel ſtirbt
Von dem Gebrauſ'; ich ſehe der Nachtigall
Geſangvolle Kehle zittern,
Aber mich fliehen die ſüſſen Lieder.

„In meinen Schlünden modern Jahrhunderte;
„Brüllſt du mit wildem ſchrecklichem Rauſchen
mir,
„Die erſten Pulſe der Naturen
„Schlagen — da ſtürzt' ich vom Quelle
nieder.

„Sieh! Zahlenloſe Schwärme Gerippe ſchleift
„Mein Strom von dannen; Trümmer von Städten
ruh'n
„In meinen Tiefen, und zerſtörte
„Felſen und Berge der heil'gen Erde.

„An Gottes Sonnen ſchlag' ich die wilde Flut,
„Und ſieh, ihr ew'ger blendender Glanz verliſcht;
„Und ihre Sphären — gleich gefallnen
„Helden entſtürzen ſie matter Lebens." — —

Wo-

Wohin, wohin du brauſender Strom der Zeit
Mit deiner wilden reiſſenden Flut, wohin?
Wenn wird der Felſenſturz von deinen
Raſenden Wogen ſich einmal enden?

Ha! Spotte ſtolzer brauſender Strom du nicht!
Auch ſie verſiegt einſt, deine gewalt'ge Flut;
Dann wirſt du nimmer Gottes Sonnen,
Nimmer die Felſen und Berge ſtürzen.

Welch ein Comet, mit ſchrecklichen Gluthen, rollt
Dir ſchon entgegen? Taumle zurück, o Strom!
Denn wiſſe: Ewigkeit heiſſet jener
Wilde Verzehrer von deinen Wogen.

Er ſenkt im Grimme den glühenden Feuerſchweif,
Und es verſiegt die ewige Flut vor ihm;
Ich ſeh' den Schauplatz deiner Tiefen,
Schäumen von Trümmern und Moderbeinen.

Und Sieg! es leben alle Gerippe auf,
Die deines Meeres gieriger Schlund begrub,
Und über deinen trocknen Tiefen
Weht der Unſterblichkeit milder Athem.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

In das Stammbuch v. Rutenberg d. Ä.

Wem in des Lebens lachendem Morgen schon
Der Pflichten Bande Ketten von Roſen sind,
Auf den sieht seines Landes Schutzgeiſt,
Weyhend und segnend vom Himmel nieder.

In das Stammbuch v. Rutenberg d. j.

Um schöne Seelen breitet, — nur unſichtbar
Des Thoren Blick' — ein zaubriſcher Lichtkreis ſich,
Und schimmert in verwandte Seelen
Ruhe und Läuterung für den Himmel.

Gefühl

Gefühl der Schönheit,

an *Blümner.*

Der kalten Denkkraft schleichender Gang vermag's
Nicht zu erreichen, aber, Empfindung, du,
Du feierſt's mit der Glut der Wange,
Und mit dem schwärmenden Thränenblicke:

Daſs hoher Schönheit himmliſche Liebeskraft
Um Gottes Erde schwebt, und Erſcheinungen
Aus Edens wolluſtreichen Fluren
Ueber des Staubs Gefilde zaubert.

Denn, da die Allmacht einſt in der Zeit Beginn
Aus todter Ruh die Schaaren der Möglichkeit
Zum Daſeyn weckte, und umkörpert
Alle Gedanken des Ewgen lebten,

Da hatte ihre Schweſter, die Schönheit längſt
Mit ihren Reitzen ieglichen ausgeſchmückt,
Denn ſie ſchwebt, immer um ſie in den
Kreiſenden Pfaden der Ewigkeiten.

In ihrer Bildung Liebreitzen prangen nun
Geweihte Weſen, pranget der edle Stein
Mit ſeiner Blitze ſanftem Spiele,
Pranget des Menſchen beſeeltes Antlitz.

Sanft leitet ſie in ſchimmernden Wallungen
Des Baches Wogen, leitet ihn durch die Flur
In holder Windung, daſs das Aug' in
Stummen Entzückungen mit ihm hinſchwimmt.

Sie ſchuf des Thales prangendes Lenzgewand
Aus tauſend Farben, ſtickte den edlen Schmuck
Dem ſtolzen Berge, der die reinern
Heiligern Lüfte des Himmels koſtet.

Dem Haine flocht die schöne Belaubung sie,
Und weihte seine schwankenden Dämmerungen
Zur Ruhstätte für den Kummer, und zu
Labenden Grotten für heiſse Liebe.

Mit hellem Grün umwand sie den schwarzen Fels, —
Zum Bild des Lebens, welches den Tod umarmt, —
Lieſs über seine Schauergrotten
Fluten in spielenden Farben ſtürzen.

Selbſt was aus Trümmern modernder Weſen dampft,
Läſst ihrer Bildung himmliſche Form noch nicht;
Entflohen der Zerſtöhrung schimmern
Ueber uns Gruppen geſchmückter Düfte. —

All das zu schauen, und mit der vollen Kraft
Des trunknen Geiſts die hohen Erſcheinungen
In sich zu faſſen, und mit langem
Stummen Verweilen entzückt zu feiern,

Wer das vermag, den weihte der Schaffende
Mit Segensblick zu höheren Freuden ein,
Ihm dämmern schon auf niedrer Erde
Holde Geſichte aus schönern Welten.

Mit seines Sinns beflügeltem Blicke späht
Er täglich neue Reize der Schöpfung aus,
Wo Tauſend blind vorüberflattern,
Weilet voll Seele sein helles Auge.

Und mit dem Reitz der ewigen Bildnerin
So tief vertraut durchwandelt sein lichter Blick
Auch all das Schöne, das der groſsen
Mutter die fühlende Kunſt entlauſchte.

Der Farben Leben, und die Beſeelungen
Des todten Felſen fordern zum Richter ihn,
Und jede *Welle* der Bewegung
Schlägt an die Saiten der schönen Seele.

Die Tonkunſt reiſst in ſtürmender Leidenſchaft
Sprachloſe *W*irbel seinen entzückten Geiſt,
Und ihre heiligſten Gefühle
Tönet ihm freundlich die hohe Dichtkunſt.

Und sie, die mit unſterblicher Schöne Gott
Nach seinem Bilde schmückte, die lieblichſte
Von seinen Töchtern, sie die Tugend
Zieht ihn mit Banden der Liebe an sich.

Ihn trift der Mislaut, welcher die Harmonie
Der *W*eſen ſtöret, tief in sein weiches Herz,
Und wild aufſchauernd sieht er bleiche
*W*angen gemarterter Brüder welken.

Und wenn sein Loos zum Richter des Frevels ihn
Und zum Erretter sinkender Unſchuld weyht;
Dann werden seine Red' und Thaten
Schön wie Geſtalten des Himmels schimmern.

Freund! dem für iede Schönheit die bildende
Natur ein warmes fühlendes Herz verlich,
Glanz wird umher dein Leben ſtrahlen,
Friede dir tönen der inn're Richter.

Lied.

Lied.

Es mögen ſich Tauſend an Mädchen erfreun,
Die trauernd der Göttin der Schwermuth ſich weihn,
Die, immer und immer mit Thränen benetzt,
Die bange Cypreſſe des Grabes ergötzt;
Es lebe das Mädchen, das Freude mir blickt,
Und immer mit lachenden Kränzen ſich ſchmückt;
Es wandle auf Roſen von *Weſten* geküſst
Und freundlich von purpurnen Stunden gegrüſst!

Wen freudigt ein Auge von Thränen bethaut,
Das immer nur ſchmachtend zum Monde hinſchaut?
Wen freudigen Gruſſe, den Geiſtern genickt,
Und Küſſe zu fernen Geſtirnen geſchickt?
Es lebe, die Küſſe für Küſſe nur giebt,
Und Weſen mit Leben und Athem nur liebt,
Die Himmel und Monden und Sterne vergiſst,
Wenn ſanft ſie der Arm des Geliebten umſchlieſst! —

O, glaubt es, ihr Herzen der Liebe geweiht,
Daſs nimmer von Thränen die Myrthe gedeiht.
Das Bäumchen der Treue liebt lachendes Licht
Und blüht in der Schwermuth Umſchattungen nicht.
Wo Roſen umduften ein fröhliches Herz,
Wo Lauben durchflüſtert der flatternde Scherz,
Da beut es zum Kranze ins lockige Haar
Die lieblichſten Blüten den Liebenden dar.

Täu-

Täuſchung und Wirklichkeit,

an R. G. Löbel.

Hold iſt der Täuſchung lachende Zauberwelt
Des Jünglings Blicken, wenn die Begeiſterung
  Mit ſchöpferiſchem Flügelſchlage
    Rauſcht durch die ſchlummernden Seelenbilder!

Schnell hüpfen, gleich erwachenden Genien,
Empor die Bilder, Liebe durchirrt für ſie
  Die weite Flur und jede Blume
    Opfert der brechenden Knoſpen ſchönſte.

Schön

Schön iſt der Täuſchung lachende Zauberwelt;
Des Jünglings heller, fühlender Blick durchſchweift
Die ſchönen Fluren; Berg und Thäler
Hallen von Liedern des ſelgen Träumers.

Kein Zauber ſchmückt die Fluren der Wirklichkeit;
Nur ſparſam pflanzte Flora die Blumen hier;
Oft winden ſich die rauhen Pfade,
Hundertfach krümmend durch ſteile Felſen, —

Zur dürftgen *Wüſte*! Pflanze nun Roſen hin,
Betrogner Jüngling, hier wo der heiſse Sand
Der kleinſten Wurzel Leben dorret,
Darbend nur Mooſe ihr Daſeyn retten.

Hier, wo die Stunden, hungernden Bettlern gleich,
Sich ſchleichend folgen, nimmer dem Morgenſtrahl
Ein Auge lächelt, wo die Tage
Trauernd verſtummen wie Mitternächte!

Süſs iſt der Täuſchung lachende Zauberwelt!
Beglückt der Iüngling, welchem Begeiſterung
Mit schöpferiſchem Flügelſchlage
Rauſcht durch die schlummernden Seelenbilder!

Die

Die Wolluſt.

Die du ſo wild den ſiegenden Feuerblick
Umher verſtrahlſt, Verlangen und Lockung auf
Die *W*angen zauberſt, und zu holden
Küſſen den purpurnen Mund ſchon öfneſt;

*W*er biſt du, Dirne! Mächtige *W*allungen
Erbeben durch dein luftiges Florgewand,
Aufwogen deine wilden Adern,
Stürmiſch erhebt ſich dein Schwanenbuſen;

Du biſt die *W*olluſt; Dirne, ich kenne dich
Am luſtern Blicke, der dir vom Auge zuckt,
Am Lächeln, das der Unſchuld ſpottet,
Kenn' ich dich, Dirne, und fliehe ſchaudernd

Du saugſt das Mark der blühenden Menſchheit aus,
Von deinem Athem welken die Roſen hin,
Die schönſten Roſen, die Gott pflanzte,
Senken vom giftigen Hauch sich nieder.

Seht ienen Iüngling! Schön wie die Lilie
War unter seinen blühenden Brüdern er;
Wie Sonnenſchimmer rein die Hülle,
Und wie ein Engel die edle Seele.

Aus grauer Ferne schien ihm die Lebenszeit
Hold wie ein Maitag; goldene Hofnungen
Umhüpften seine wache Seele,
Tanzten im Traum um des Schläfers Lager.

Wo iſt es nun, das liebliche Roſenroth
Der frohen Wange? Lippen, wo iſt er hin,
Der sanfte Purpur, der euch malte?
Flamme des muthigen Blicks, wo biſt du?

Ha, Todtenbleiche hüllet des Roſenroths
Verſtörte Stätte; aſchgrau, wie Todtenſtaub
Sind iene Lippen; und der Augen
Muthige Blicke sind all' erloſchen!

O, weilt doch bey ihm, Brüder! Ihr flieht ia nicht,
Wenn er der Freundſchaft schäumenden Kelch euch bot:
Nun, da er leert den Kelch des Todes;
Fliehet ihr treulos von seinem Lager?

Ia flieht und schaudert! Denn der Verweſung Duft
Umſchwebt des armen Lebenden Glieder schon,
Und der entehrte Funke Gottes
Muſs noch in faulender Hülle weilen.

Horch, Wolluſt, von den zitternden Lippen noch
Welch grauſes Murmeln! Horch, wie die todte Wand
Ihn wiedermurmelt deinen Hymnus
Von des Vergifteten dumpfer Stimme! —

Und wer iſt iener, welchem am sanften Arm
Des schönſten Weibs die blühende Wange welkt,
Der von dem Kreiſe seiner Kinder
Ekelnd sich wendet und weint und seufzet?

Auch der ihr Opfer! Gatte, wer weint dir nicht?
Dort wanken kraftlos deine Geſchöpfe hin:
Gott, welche Traumgeſtalten schlichen,
Armer, aus deinen entnervten Lenden!

Quält nun der Schatten elendes Daſeyn dich,
Das kaum ein Funken Seelengefühls erhellt?
Ha, peinigt dich ihr mattes Auge
Flimmernd aus welkenden, bleichen Wangen?

Wohl quält dichs, Vater, wenn dich der Sonnenſtrahl
Zum Anblick Gottes herrlicher Erde weckt;
Wohl quält dichs, wenn zu Traum und Schlummer
Dämmernd der Abend den Edlen ladet!

Und einſt noch, wenn der letzte der Abende
Von deinen Erdentagen vom Himmel sinkt,
Und dich auf deinem Sterbelager
Mächtig die Schauder des Todes faſſen,

Dann wird der Schatten elendes Daſeyn noch
Den Vater quälen, quälen den Vater noch
Ihr mattes feuerloſes Auge,
Flimmernd aus welkenden Todtenwangen.

Und vor ihm werden ferne Geſchlechter ſtehn,
Kraftloſes Lebens, dämmernden Schatten gleich;
Und wehe! die Geſchlechter werden
Fluchend sein brechendes Auge grüſsen. —

O du im Himmel! Vater des Sonnenlichts,
Und auch des Stäubleins, welches im Strahl sich wiegt!
Darf von des Elends grauſen Bildern
Klagend die Seele zu dir sich wenden?

Stolz ragt' in deinem irdiſchen Garten einſt
Empor die Menſchheit; öfters erſcheinſt du ihr
In deinem Glanze; deine Engel
Schwebten auf Weſten um ihre Zweige.

O, klagt sie, Engel! Weint, wenn ihr weinen könnt,
Des Iammers Thränen! Sehet, der ſtolze Baum
Glänzt euch nun nimmer; Zweig und Blätter
Dorren vom giftigen Hauche nieder.

Bald wird der Affe grinzend am Baume ſtehn
Und seiner ſpotten, brüſtend das Meiſterſtück
Der Welt sich nennen — und Pygmäen
Werden die Fabel vom Menſchen plaudern.

Menſchenbeſtimmung,

nach Spinoza.

Es wandeln dein *W*eſen mit *W*ehen und Brauſen
Die Kräfte von innen, die Kräfte von auſsen;
Es ſchwebt in der Mitte — ein irrendes Licht —
Dein Ich, wie umnebelt, und kennet ſich nicht.

Beſchwöre die Kräfte im zaubriſchen Spiele!
Sie ſchweigen und wirken zum myſtiſchen Ziele;
Es flattert dein *W*eſen, umwölkt und umſchränkt,
*W*ohin nur der *W*indſtoſs der Kräfte es lenkt.

*W*ie

*W*ie kriegen die Kräfte mit Flammen und Dampfe,
Verwunden, zerſtören im wüthenden Kampfe!
*W*er iſts, der den Streitenden Friede gebeut?
*W*er rettet dein *W*eſen vom *W*ahlplatz der Zeit?

Ha! *W*enn dir die kämpfenden Kräfte erſchlaffen,
*W*ird nie dich Prometheus von neuem erſchaffen;
Verweht iſt dein Ich; wie ein irrendes Licht,
Es gährt seine Aſche, doch fühlt sie sich nicht.

Laſs zucken die Flammen im wirbelnden Dampfe!
Die Kräfte sind einig im wüthenden Kampfe;
Das All iſt nur eine unendliche Kraft,
Die ewiglich wirket, und nimmer erſchlafft.

Und ob auch wohl alternde Sonnen verglühten,
Und Blumen im fliehenden Lenze verblühten,
Die Grüfte der Menſchen mit brauſendem Drohn
Die Stürme verwühlten und räubriſch entflohn;

Sie bleiben umſchlungen von liebenden Banden,
Sie All', die den Blicken ein Weilchen entſchwanden:
Sie leiten die Kräfte in Schlummer und Ruh
Mit friedlichem Zwiſte der Ewigkeit zu.

Was flammet am Himmel, was blühet im Mooſe,
Wiegt ewig das Daſeyn im sicherem Schooſe;
Unſterblich des Veilchens verwehender Duft!
Unſterblich der Leichnam in grauſiger Gruft!

So wandelt uns ewig mit Wehen und Brauſen,
Ihr Kräfte von innen, ihr Kräfte von auſsen!
Nie trennet der Weſen Verbrüderung sich;
Denn Liebe durchwebt das unendliche Ich.

Das Schickſal,

nach Mercier.

Welcher Koloſs wiegt sich feyerlich schwebend
Im Raum der Geſtirne? —
Feuerſäulen seine Arme,
fürchterlich ſtarr sein Blick,
Vor seinem Nahen
zittern die Welten. —

Seine Stimm' ertönt,
und im Innern
schaudert die Natur, —
und die Gräber berſten,
und verſchlingen die Lebenden, —
und der Komet löſst sein Flammenhaar,
Fluten von Feuer ſtürzen
über den Erdkreis;
und, gerüttelt aus ihrer Bahn,
verlöſcht die Sonne;
und die Sterne sinken,
oder irren wie Flüchtlinge
in der *W*üſte des Raums, —
und der Tod mit den Flügeln der Nacht
schweift umher, und ärntet seine Opfer;
beſät sind die *W*üſten
und die Feuerſtätten erloſchner Sonnen
mit gebleichtem Gebein. —

Siegend schwebt der Koloſs
über den Trümmern, —
und es flammt von der Stirne
fürchterlich mir entgegen
sein Name: Schickſal.

Volkslied

auf den Tod Kayſer Leopold II.

Sag' an, wem tönt so dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall?
Wem wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall?
Solch einem Manne tönte nie
Der Trauerglocken Harmonie;
Sags an, und miſche ſchauerlich,
Mein Lied, in das Geläute dich!

Iüngſt

Jüngſt herrſcht' im heilgen deutſchen Reich
Ein Kayſer Leopold;
Fürſt oder Bettler, war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.
Für Bürgerfreud, und Bürgerſchmerz
War offen ſtets ſein Kayſerherz;
Zu ſeinem Thron kam Jung und Alt
Im frohen Glauben hingewallt.

Er fand ſein Reich von blutgem Krieg
Geſenkt in groſse Noth:
Sein Herz das kannte ſchönern Sieg,
Als den durch Blut und Tod;
„Nur Friede, ſprach er: iſt Gewinn;
„Nimm, Selim, nimm dein Alles hin;
„Das Land mit Blut gedüngt ſey dein,
„Und meiner Bürger Herzen mein.“

Heim zog ſein Heer mit Siegesſchall
 Zu ſüſser Heldenruh,
Da tönte Iubel überall
 Und Dank dem Vater zu;
Da ſank, veriüngt von Himmelsluſt,
Die Mutter an des Sohnes Bruſt:
 Der Braut die ganze *Welt* entſchwand
 Beym erſten Druck der Bräutgamshand.

Und da nun nirgends, nirgends mehr
 Nicht Blut, nicht Thräne floſs,
Sein Füllhorn, reich und ſegenſchwer,
 Der holde Fried' ergoſs:
Da drückt' ihm erſt die ſanfte Ruh
Zu ſüſsem Schlaf die Augen zu;
 Da kehrt' in ſeinen Vaterblick
 Der Freude holder Strahl zurück.

„Nun athme Frieden, treues Land,
„Und ärnte Freuden ein:
„Sey durch des *Wohlthuns* ſchönes Band
„Für Ewigkeiten mein!
„Geſegnet ſey mir Herr und Knecht,
„Geheiligt iedes Menſchenrecht!“
So ſprach ſein Herz, und Iung und Alt
Empfand der Liebe Allgewalt.

„Schlag' lange, edles Kayſerherz!“
War Aller ihr Gefühl,
Und Freud' erſcholl bey Sang und Scherz
In lieblichem Gewühl;
Raſch fliegt der Iugend Reyhentanz,
Froh giebt das Mädchen Ring und Kranz,
Und iauchzend ſehn ihr Vaterland
Noch Greiſe an des Grabes Rand. — —

Ha! selges Land, was iſt mit dir?
  Naht dir ein wilder Feind? —
Schreck und Erblaſſen dort und hier,
  Der graue Krieger weint; —
Weh über dich! Allüberall
Ertönt schon dumpfer Klagehall;
  Wie eine Wolke donnerſchwer,
  Rauſcht das Gerücht: Er iſt nicht mehr!

Nicht mehr iſt Vater Leopold,
  Der Völker Stolz und Glück!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
  Kein Flehn bringt ihn zurück.
Ha! Welche Nacht auf schönen Tag!
Aus Purpurwolken Donnerſchlag!
  Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
  In tiefer Gruft schläft Leopold.

Schon

Schon jammert ſchaurig dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt, und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.
Stimm' ein und wimmre, deutſcher Sang,
Wie zwiſchen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die grauſe Fürſtengruft,
Wie Windgeächz' in Felſenkluft! —

Leb wohl, du edles Kayſerherz!
Die Menſchheit weint um dich:
Schlugſt ja für Menſchenfreud' und Schmerz
So menſchlich - kayſerlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh!
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel ſchwebt' aufs deutſche Land
Mit Segen nieder — und verſchwand.

Ihr-

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ew'gem Wechſeltanz,
Und nimmer welkt und ewig blüht
Des beſten Fürſten Kranz.
Schnell iſt verweht des Helden Ruhm,
Trophäen ſind kein Heiligthum,
Ein Fürſtenherz voll Menſchlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

Elegie.

Wenn des Morgens goldner Schimmer nun herauf
durch die Finſterniſſe ſchwebt, und die Höhen,
und die Tiefen, und die Haine,
und die Bäche umwallt,

Wenn der Schlaf mir dann entſäuſelt, und den Tag,
der Aurorens Winken folgt, froh ich grüſse,
und des Lebens groſse Landſchaft
hell beſtrahlt um mich liegt;

Vor den Blicken des Erwachten ziehen dann
die Geſtalten ſeiner Freunde vorüber,
die mir nah ſind, die mir fern ſind,
die das Grab ſchon verbirgt.

Und ich ſegne die Erſcheinung, und mein Herz
Schlägt mit Inbrunſt, und mein Gruſs ruft die
Edlen
in der Nähe, in der Ferne,
unterm Mooſe der Gruft:

„Liebt mich immer, ihr Gefährten meines
Pfads!
Unſre Seelen weilen gern bey einander,
äuſsern gern ſich die Gefühle
in dem Schooſs der Natur.

„Liebt

„Liebt mich immer, die ihr fern seyd! Wenn der Tag
um euch dämmert, wenn der Mondſtrahl euch beſcheinet,
denkt dann meiner, betet hoffend,
daſs wir wieder uns ſehn. —

„Liebt auch ihr noch, o ihr Edlen, die das Grab
ſchon umſchattet? — Ja ihr liebt, ſeht mich wieder
mit der Freude ſüſsen Thränen
in dem Schooſs der Natur.“ —

Und die Bilder der Geſchiednen weilen dann
um die Stätte, wo mein Seufzer ertönte,
die Geſtorbenen leben wieder
vor des Sehnenden Blick.

Und ich ſtreck' im ſüſsen Traume meine Hand
nach den Lieben zitternd aus; ach! und faſſe
leere Lüfte, und vergebens
bebt die Thräne herab.

Chor aus einem Singſpiel.

Beglückt, wem der Aufgang
Des Lebens noch glänzt!
Genieſst ihn, von Roſen
Der Freude bekränzt!
Entflammt eure Wangen
Ein liebend Verlangen,
So eilt zu umfangen
Den flüchtigen Traum!

Die Lieb' iſt, was einzig
das Daſeyn verſchönt;
Beglückt, wen im Aufgang
des Lebens ſie krönt!
Denn Träume vom Leben
Der Götter umſchweben
Den Selgen und heben
Ihn freundlich empor.

Drum bergt nicht vor Amors
Geſchoſſen das Herz,
Geht froh ihm entgegen
Mit Sang und mit Scherz!
Nur klein iſt die Weile,
Da ſchmerzen die Pfeile,
Dann heilt auch in Eile
Balſamiſcher Kuſs.

vom Anfang.

Trink-

Trinklied.

nach: Am Rhein, am Rhein.

Herbey, herbey, die ihr mit Eichenlaube
Den Freyheitshut bekrönt!
Herbey, herbey, zum Feuergeiſt der Traube,
Wer sich nach Gleichheit sehnt!

Nur hier, nur hier, bey Bachus Wundergaben,
Klirrt keine Kette mehr;
Und hier nur herrſcht, den Erdenſohn zu laben,
Die Freyheit hoch und hehr.

Verbannt, verbannt iſt ieder Freyheitsräuber,
Nur Bachus thront beym Wein,
Hier dürfen selbſt Pariſer Höckerweiber
Nicht Königinnen seyn.

Hier giebt es nicht Fürſt, König oder Kayſer,
Geſetz nicht und Mandat;
Miniſter nicht, und keine alten Häuſer,
Selbſt nicht hochweiſen Rath.

Wir sind, wir sind die Edlen von der Flaſche,
Wie Eyer alle gleich,
Ihr Adelsbrief ward längſt zu Staub und Aſche,
Denn ſteinalt iſt ihr Reich.

Wir sitzen hier in trauter Tafelrunde,
Als freye Nation,
Und singen All' die Herzen auf dem Munde,
Im hohen Freyheitston.

Bey uns nur iſt noch Gleichheit aller Güter,
Denn Iedem lacht ein Glas,
Und sanft erfüllt uns Freude die Gemüther
Mit übervollem Maas.

Ein Ieder legt nach Kräften seine Gabe
Zum Wohl des Reiches dar,
Bringt wohlgemuth, von seines Witzes Habe
Ein Scherflein blank und baar.

So trinkt, so trinkt, die ihr mit Eichenlaube
Den Freyheitshut bekrönt!
Genieſse froh vom Feuergeiſt der Traube,
Wer sich nach Gleichheit sehnt!

Das Glas empor! In ewgem Segen blühe
Der Trinker Vaterland!
Und iedes Herz, und iede Wange glühe
Beym Nahmen: Vaterland!

Ertöne laut der Gläſer Feſtgeläute!
Preiſs, Preiſs dem edlen Wein!
Stoſst dreymal an! „Tod oder Wein und Freude!"
Soll unſre Looſung seyn!

Das Selbſtbewuſstſeyn.

O Selbſtbewuſstſeyn, meiner Unſterblichkeit
Trugloſer Bürge! Urquell der Hofnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du biſt mir heilig, weil noch wie Epheu ſich
Um meine Glieder Leben und Iugend ſchlingt,
Dich werd' ich einſt im Todeskampfe
Noch mit den ſtarrenden Lippen ſegnen. —

Kaum fragt' ich ſehnend, heiliger Ahndung voll,
Nach ienem Land, das ienſeit des Lebens liegt,
(Viel hatt' ich von ihm durch die Sage,
Viel durch die Lieder des Volks vernommen.)

Wird,

Wird, fragt ich ſelbſt mich, wenn in den ängſtenden
Entbindungsqualen ſterbend dein Weſen ſeufzt,
Wird in des Todes Schweiſs die Seele
Hin mit der Flamme des Lebens ſterben?

Wie, oder wird ſie, wenn nun die Flamm' erliſcht
Des matten Lebens, ſiegend der Aſch' entfliehn,
Und wird ſie dann ein Zephyr Gottes
Säuſelnd in ſchönere Welten tragen?

Da traten zu mir, Treue im Angeſicht,
Der Burgen viele, die in der Ewigkeit
Nachtvollen Thälern meiner Seele
Schon ihre lachende Stätte wieſen.

Doch Heuchler waren's, Heuchler mit Freundes Blick,
Trug ihre Rede, ſchimmernd im Fabelſchmuck,
Und eh' ich's wähnte, war die ganze
Täuſchende Rotte von mir geflohen.

Da nahteſt du dich, ſchuldloſen Angeſichts,
Der ungeſchminkten göttlichen Wahrheit gleich,
O Selbſtbewuſtſeyn, ewig treuer
Bürge der Hofnungen meiner Seele.

Du liſpelt'ſt leiſe, aber dem Dürſtenden
Nach ſichrer Kunde liſpelt'ſt du laut genug;
Und ſüſs, wie Abendthau den Blüthen,
Waren dem Dürſtenden deine Laute.

In dieſer Hülle, künſtlich von Staub gewebt,
Zur Nahvertrauten eines Unſterblichen,
In dieſer Hülle, lehrteſt du mich,
Welch ein unſterblicher Fremdling wohne.

Mich ſelbſt, mir Fremdling, lehrteſt du kennen mich,
Der vor der Hülle immer ſich ſelbſt nicht ſieht,
Und ſchwurſt mir, auch die Gottheit könne
Selber im Grimme mich nicht vertilgen.

Hin, in die ferne ſchattende Dämmerung
Verlebter Leben, zogſt du den Staunenden,
Ich sah im Geiſt mein ewges Daſeyn
Wandern durch mancherley Erdenhüllen.

Und leiſe Laute tiefer Erinnerung
Aus grauer Vorzeit liſpelten wieder auf,
Dich kannt ich wieder, meines Daſeyns
Treuſten Gefährten vom erſten Keim an. —

Ha, daſs vom Schlummer, welcher dich feſſelte,
Da du begannest, durch der Erwachungen
Zahlloſe Grade, bis zum hellen
Traumloſen Mittage deines Daſeyns.

O Selbſtbewuſstſeyn, ich dich verfolgte, daſs
Von irgend einem ſchwindelnden Hügel her
Mein Blick ihn ſchaute, deinen Lichtſtrom,
Wie er allmählig begann zu wogen,

Ietzt dunkel dämmernd sich durch die Nächte wand,
Ietzt immer heller, heller sich breitete,
Und ietzt zu vollem Glanz ergoſſen
Hell wie der Mittag sich auf mich senkte!

Doch nimmer, nimmer zaubert der Anblick mich;
Nur halbe Strahlen todter Erinnerung
Durchflimmern meine ewge Seele,
Flatternd wie Mondlicht im Tannenwalde.

Dich gab der Vater, da er mich wandern hieſs,
Mir zum Geleiter meiner Unſterblichkeit;
Dich mit dem Staube nicht verwandten
Kann die Zerſtöhrung mir nicht entreiſen.

Von Iahr zu Iahre wandelt die Hülle sich,
Staub mit dem Staube wechſelt und wechſelt ſtets,
Und doch im Wandeln meiner Hülle
Stehſt du mir feſt, wie im Sturm die Eiche.

Und o Triumpf, Triumpf! Wenn die morſche fällt,
Dann folgſt du ſicher deiner Unſterblichen;
*W*enn ihre Trümmer Sturm verwehet,
Folgſt du ihr traulich in ferne *W*elten.

O Selbſtbewuſstſeyn, meiner Unſterblichkeit
Trugloſer Bürge, Urquell der Hofnungen,
Die durch des Staubes Moderhülle
In die umdämmerte Seele leuchten!

Du biſt mir heilig, weil noch wie Epheu sich
Um meine Glieder Leben und Iugend ſchlingt;
Dich werd' ich einſt im Todeskampfe
Noch mit den ſtarrenden Lippen ſegnen.

Elegie

auf Schauſpieler Reinecks Tod.

Traute des Herzens, goldne Saiten, ſeufzet!
Euern Tönen entſchwebe ſtille Wehmuth,
Und umſchaure, wie der Abende Dunkel,
Thränende Wangen!

Saiten, wie ihr, ſo weckt' er die Empfindung,
Deſſen Urne Cypreſſen dort umſproſſen;
Weggezaubert in die Fluren der Täuſchung
Schwärmten die Herzen. —

Naht er als Rächer,
Als fluchender Vater,
Wild wie der Nordſturm,
Der Wellen empört;
Da wandelten Schauder
Und Bläſſe des Todes
Die Reyhen umher.

Naht er mit Segen
Und freundlicher Milde,
Sanft wie ein Engel,
Der Liebende schützt,
Da flatterten Freuden,
Wie scherzende Weſte,
Die Reihen umher.

Aechzt' er, ein Frevler,
In Qualen des Todes,
Ein Raub der Verzweiflung
In peinlicher Glut;
Da ſtürmte Entſetzen
Und Ahnden der Zukunft
Dem Frevler ins Herz.

Lächelt er muthig
Dem drohenden Tode,
Froh seinen Thaten
Ein zitternder Greiſs;
Da wallte vom Himmel
Begeiſtrung der Tugend
Dem Iüngling ins Herz.

Trau-

Traute des Herzens, goldne Saiten, ſeufzet!
Euren Tönen entſchwebe ſtille Wehmuth!
Und umſchaure, wie der Abende Dunkel,
Thränende Wangen!

Saiten, wie ihr, ſo weckt' er die Empfindung,
Deſſen Urne Cypreſſen dort umſproſſen,
Weggezaubert in die Fluren der Täuſchung
Schwärmten die Herzen. —

Die Tage der Kindheit.

Säuſelt mir zurück, ihr goldnen Sonnenkinder!
  Tage meiner Kindheit, ſäuſelt mir zurück!
Mit des Lenzes Hauchen, auf den Flügeln linder
  Morgenlüfte ſäuſelt, Tage, mir zurück!
Oft noch fühl' ich's, eingewiegt in ſüſſen Träumen,
  Wie von euch beſtrahlt ich glücklich war,
O da drängten noch aus tauſend Keimen
  Blumen sich zum Kranze um mein Haar,
Sorglos flog der Knabe von Gefilde zu Gefilde,
  Angeſchmeichelt von der ſanften Himmelsluft,
Ihm entgegen wehten freundlich milde
  Weſte, iunger Roſen friſchgeraubten Duft.
Nirgends auf der Erde ſah er Mängel,
  Wonn' und Seligkeit nur rings herum,
Seine Brüder waren all' ihm Engel,
  Und die ganze Welt ihm ein Elyſium.

Wel-

Welche Zukunft sein in dunkler Ferne harre,
Spähte seine heitre Seele nie,
Und der Nachtgedanke an das ewig ſtarre
Fatum füllte nie mit Schauder sie.
Ha! Die Stunden tanzten um ihn ihre Reigen,
Und des Knaben Ohr vernahm ihr Säuſeln nicht,
Aufgegangne Sonnen sah er niederſteigen,
Hüpfte frölich noch im bangen Dämmrungslicht.
Wenn dann Herbſtes Hand das Laub der Haine mähte,
Und das schöne Thal verödete,
Gott, wie da noch mitten in der Trauerſtätte,
Ahndungslos der Knabe flatterte! — —
Wie ich da im holden Nichtbewuſstſeyns-Traume,
Vater meiner Tage, wie ich da ſo glücklich war!
Vater, Vater, wie in deiner Schöpfung Raume
Alles, alles um mich glücklich war! — —
Doch des Lebens schöner Frühling blühte
Kaum bemerkt den trunknen Blicken ab,
Mit ihm welkte hin der goldne Friede,
Welkte hin die hohe Wonne, die er gab.

In der Seele ſonſt bekannte Fluren
Sanken Schatten tiefer Mitternacht,
Hüllten Gottes herrlichſte Naturen
Mir in grauſenvolle Todtentracht.
Leichter ſtimmt das Herz sich zu Melancholieen
Denn in holder Freude Zauberton,
Und indeſs die raſchen Iahre fliehen
Säumt es im Genuſs, und ächzt dann, daſs sie
flohn.
Oefters wehet mir mit schauerkaltem Flügel
Bang der Stunden letzte aus der Zukunft Nacht,
Winkt mir gräſslich Sarg und Raſenhügel
Mitten in der schönen Erde Pracht. —
Süſſer Traum der Kindheit, kehre wieder!
Flattre kühlend um des Iünglings heiſses Herz!
Sieh, vom Himmel schwebt der Lenz uns nieder;
Sinke mit ihm, holder Traum, ins Iünglingsherz!

Der Lebensmüde.

Gräber, grabe mir ein Grab,
Denn mich drängts hinab, hinab!
Ruh'n möcht' ich drey Ellen tief.
Wie im Mutterſchooſs ich schlief.
Bang' iſt dieſes Lebens Schwüle;
Bringe, Gräber, mich ins Kühle!
Sieh', ich breche meinen Stab,
Gräber, grabe mir ein Grab!

Sieh des Lebens Strecke an!
Eitel, eitel rauhe Bahn!
Schau nur um dich, fern und nah,
Iſt wohl wo ein Blumchen da?
In so dichten Dornenhecken
Kann kein Röschen sich verſtecken,
Iede Flur iſt Wüſteney,
Wie im Jenner, so im May.

Tummle, Gräber, tummle dich,
Grabe tief das Grab für mich!
Will nur wenig weiter gehn
Und von jener Höhe sehn;
Dann sollſt du den kalten ſtarren
Leichnam in die Tiefe scharren.
Grabe friſch das Grab für mich!
Augenblicklich ſtell' ich mich. —

Gräber, halt! Ein Weilchen Friſt!
Dort blinkt was im Dorngeniſt.
Halt mit deinem Spaden ein!
Dort muſs noch ein Röschen seyn.
Ich will zu den Dornen eilen
Und beym letzten Blümchen weilen.
Ach! So lang' es mich erfreut,
Hat es mit dem Grabe Zeit.

Amor im Buchladen,

an Göſchen, bey ſeiner Hochzeitfeier.

Sagt, wer iſt der kleine, lock're Bube,
Der ſchon lang um Göſchens Schreibeſtube
  Trippelt, liſtig hin und wieder guckt?
Steckt in alles ſein verwünſchtes Näschen,
Spitzt die Ohren, wie ein ſcheues Häschen,
  Das im Gartenkohl ſich niederduckt.

Kleiner Knabe! biſt gewiſs ein Dichter!
Hundert kommen wohl von dem Gelichter
  Täglich vor des lieben Mannes Thür:
Sieben Iahre biſt du, wo nicht älter,
Hundert Oden, lang wie Tannenwälder
  Hoft man, auch ſchon ohne Bart, von dir.

Oder — trügt mich nicht dein ewges Zucken
Mit den Achſeln, und der Blick voll Mucken,
Und das ganze Weſen, ſo voll Wind —
Junge! biſt du gar ein Rezenſente?
Haſt ſo schnelle Taſchenſpieler Hände,
Und zur Hälfte biſt du auch schon blind.

Oder — Ia, beym Styx! da iſt der Köcher;
Lieber Amor! ſuchſt du schöne Fächer, 1)
Oder Göthens Schriften erſten Band? 2)
Zuverläſsig! Haſtig fliegt der Bube
Von den Büchern in die Schreibeſtube,
Pfeil und Bogen in der kleinen Hand.

„Ia du biſt der Mann nach meinem Herzen,
Hold der Liebe, hold den leichten Scherzen,
Und den Küſſen ſeiner Liebenden;
Heil dir, Göſchen! Den Verliebten allen
Sind ſie heilig, dieſe deine Ballen,
Den Beglückten, wie den Schmachtenden.

Viele

---

1) *Herr Göſchen beſchenkte damals die ſchöne Welt mit geſchmackvollen Fächern.*

2) *enthaltend Werthers Leiden.*

Viele Länder bin ich schon durchſtrichen,
Alle, die von meinem Gleiſe wichen,
Büſsen traurig ihren Frevel schon;
Wenn als Iünglinge sie zärtlich schmolzen,
Lacht den wunderschönen Hageſtolzen
Iedes Mädchen, ieder Iüngling Hohn.

Meine Küſſe sind solide Dinge
Und das Fächeln meiner leichten Schwinge
Wicht'ger, denn ein kaiſerlich Dekret;
Meine Kunſt hat Stümper mehr denn Meiſter,
Denn es koſtet Kraft und Lebensgeiſter
Wenn man raſch zu meinem Ziele geht.

Diene förder treu in meinem Solde,
Nicht mit Edelſteinen, nicht mit Golde,
Amor zahlt mit andern Münzen aus;
Iedes Mädchen, weiſst du, muſs mir dienen,
Wähle dir die Lieblichſte von ihnen,
Und ich zaubre sie dir in dein Haus."

„Pas-

„Pactum eſto! sagte freudig Göſchen;
Flammen zünden, Flammen löſchen
 Sollen meine Bücher weit und breit.
Aber, Freund, noch eine kleine Bitte,
Zu vergeſſen iſt der Groſsen Sitte,
 Ein paar Zeilen nur zur Sicherheit!"

Amor muſste sich ein Blättchen schnitzeln,
Und den Schein mit seinen Namen kritzeln,
 Göſchen küſste seinen *W*echſelbrief,
Und im Maye schlief in einem feinen Städtchen
Göſchen mit dem beſten guter Mädchen
 Eine Nacht, wie er noch nie sie schlief.

Ruhe durch Tugend.

Hochgeſegnet iſt des Manns Erwachen,
Der am Morgen, wenn ihm Traum und Schlaf
entflieht,
Ohne Schauer seinen leichten Nachen
Auf der ofnen See des Lebens sieht,
Der mit freudig hellen Blicken
In die Fluten hinter seinem Rücken
Und die Fluten in der Ferne schaut,
Dem vor Zukunft und Vergangenheit nicht
graut!
Glücklich der, dem ſanfte Träume winken,
Wenn ermüdet seine Augenlieder sinken,

Dem Geſpenſter keine Nacht gebiehrt,
Der dem Schlafe, ohne Graun vor ſeinem Bruder
Tode, ſorglos ſeines Nachens Ruder
Hingiebt und in Nichtbewuſtſeyn sich verliehrt! —

Du nur ſpendeſt ſolchen Frieden, Tugend!
Du nur ihn der froh bekränzten Iugend,
Wie dem Greiſse, der [illegible] Stabe wallt;
Aber dornig iſt der Weg zu deinem Ziele,
Nicht ein Luſtgang, der vom Saitenſpiele,
Vom Geſang der Freude wiederhallt.
Fühle, ſprichſt du, Sohn des Staubes, fühle,
Daſs es groſs und ſchön iſt, Menſch zu ſeyn!
Fuhl' es, wenn im lärmenden Gewühle
Sich die Thoren ihres Nichts erfreun!
Bey der Freude Iubelton belauſche
Deines Daſeyns leiſen, heilgen Ruf!
Schwinge aus des Lebens wildem Rauſche
Dich zum Vater auf, der dich erſchuf!

Sieh umher! Es rührt zum lauten Spiele
Zahlenloſe Seelen ſeine Welt,
Und zum Einklang in die Harmonieen der Gefühle
Hat er dich den Menſchen zugeſellt;
Darum gab er ein Gewebe zarter Saiten,
Dir zu ſanfter edler Leidenſchaft,
Gab für fremden Schmerz und fremde Freuden
Dir der Mitempfindung Zauberkraft.
Ha! zum Schlummer nicht auf Schwanenbette,
Nicht zum Taumel in der Wolluſt Reyhn
Fügte in der Weſen allbeſeelte Kette
Dich ſo feſt der Weltenſchöpfer ein;
Darum muſsteſt nicht vor Thier und Pflanze
Du ſo reich und hoch erhaben ſeyn,
Darum braucht er nimmer dich zum Kranze
Der Unſterblichkeit ſchon hier zu weihn.
Fühle innig ſeiner Werke Schöne,
Spähe drinnen ſeiner Gottheit Spur,
Und belauſche ſelbſt die ſtillſten Töne
Aus dem Mund der herrlichen Natur!
Leb' im Leben deiner Brüder!
Stimme ein in ihr Gefühl;
Leiſes Zittern nachbarlicher Glieder
Weck' auch deiner Saiten brüderliches Spiel!

Dann,

Dann, dann wirſt du bey des letzten Tags Erwachen
Ohne Schaudern deinen morſchen Nachen
An des Todes *Wirbelſtrome* ſehn!
Fortgeriſſen von dem wilden Tanze
Seiner *Wogen*, hoffend nach dem Kranze
Der Vollendeten des Himmels ſehn!

De

Der Epheu und der Eichbaum.

Ein kleiner Epheu, der nur iüngſt der Erd entſproſs,
Stand nah bey einer iungen Eiche. Beyde blieben,
Umringt von ungeheuren Blumen, ietzt
Noch unbemerkt, — ob mit den Iahren ſie ihr Glück
Im Walde machen würden, oder nicht, das hieng
Von Aeols Langmuth, von der mütterlichen Pflege
Der Erd' und Sonn' und ihren eignen Kräften ab.
Nicht lange hatten ſie das Licht des Tags erblickt,

Da wuſsten sie auch schon, daſs man sich immer nicht
Im milden Strahle sonnt, daſs wilde Stürme oft
Mit hohen Wipfeln kämpfen, und nicht selten sahn
Um Mitternacht sie schöne Bäume sinken,
Die in der Iugend Kraft so ſtolz emporgeragt,
Ia oft, das merkten sich des Waldes Kinder schon,
Oft suchten neidesvoll die groſsen alten Bäume
Die Kleinen zu erſticken, raubten ihnen Luft,
Und Licht und Wärme; — traurige Aſpekten! —
Was nun zu thun? der kleine Epheu ſtand ganz dicht
Bey einer hohen Ulme, welche gnadenvoll
So auf ihn niederblickt', als ob sie ihn vielleicht
Beſchützte, wenn er nur den groſsen Frevel nicht
Begieng' und auch ein Ulmbaum werden wollte;
Der Kleine merkt' es, schmiegte sich an ihn, und kroch
Demüthig um den Stamm des hohen Baums, der Sturm
Und Wetter muthig trotzte, während ohne Stütze

Der junge Eichbaum wuchs, und ſtattlich ſich erhub.
Einſt wirbelte ergrimmt der Sturm von Norden her,
Der junge Eichbaum kämpfte gegen ſeine Stöſse
Mit Männerkraft; da ſpottete, geklammert um
Den hohen Ulmenbaum, der Epheu ſeines Kampfs,
Und ſprach mit Lächeln: „Sieh doch mich! Wie ſicher leb'
„Ich hier in dieſem Schutze, furchtlos ſchmieg' ich mich
An meinen Ulmbaum ſo, und der ergrimmte Sturm
Verſehrt dem hochbeſchützten nicht das kleinſte Blatt."
Der Eichbaum ſchwieg und kämpfte muthig fort,
Der Sturmwind wich, und nur ein edelſtolzer Blick
War Antwort auf des Kriechers Spötterey.
Bald alterte die Ulm', ein harter Winter
Gab ihr den letzten Stoſs, — der Epheu ſank
Mit ſeiner Stütze von des Bauers Axt,

Der Eichbaum wuchs durch eigne Kraft, und beugte
Vor keinem Groſsen je sein edles Haupt,
Und schmiegte sich an keinen von den Königen
Des Walds, und ward der hohen Sonne Liebling einſt.

Floras Verwandlung.

Warum bleichen Floras *Wangen*,
Warum ruht ihr Blick ſo matt?
Starb ihr jegliches Verlangen?
Iſt ſie aller Freuden ſatt? —

Purpurſchimmer ſanfter Wonne
Schwebte ſanft um ihren Mund,
Und ihr Blick — ein Strahl der Sonne —
That der Liebe Fülle kund;

Mit der Unſchuld holder Freyheit
Flog er durch der Männer Reyhn;
Wiegte ſich im Reitz der Neuheit,
Und der Schönheit Zauberſchein,

Ihres Lebens Flammen glühten
Kaum bewuſst dem Jüngling zu,
Funken, die ſie ſchuldlos ſprühten,
Raubten ringsum Schlaf und Ruh;

Hingegeben alle Sinne,
Spiel beglückter Dämmerung,
Träumte ſie vom Dienſt der Minne,
Durſtete nach Huldigung. —

Mädchen, wer hat dieſe Hülle
Ueber deinen Blick gedeckt?
Welcher Froſt des Lebens Fülle
In dich ſelbſt zurückgeſchreckt?

Todesſchlummer holder Triebe
Bebet um dein Augenpaar,
Und den Mund, der ſonſt der Liebe
Heilger Opferaltar war.

Deine

Deine *Wangen* ſind verödet,
 All verglüht iſt dein Gefühl,
Ieder Feuerzug geſtöret,
 Hin der Mienen Zauberſpiel. —

Haſt auch du dich denn verlohren,
 Mädchen, von der Unſchuld Spur?
Haſt du ſtill ihn abgeſchworen
 Deinen Bund mit der Natur?

Ekelt dir vor ihrem Gleiſe?
 Schämſt du dich der Leidenſchaft,
Und begräbſt im kalten Kreiſe
 Deines Selbſt die ſchönſte Kraft?

Ia, nach gräßlichem Betruge
 Trägſt du nun des Frevels Spur,
Und in jedem matten Zuge
 Brandmarkt ſchon dich Unnatur.

Ueber

Ueber deinem Antlitz brüten
Selbſtſucht und Geheimnis nur;
Froſt umſtarrt die todten Blüten
Dieſer öden Winterflur.

Andacht heuchleriſcher Mienen
Schützt dich nicht vor Menſchenſpott;
Kraftlos, der Natur zu dienen,
Dient kein Weſen redlich Gott. —

Flora, Gottes Engel trauern
Um erſtorbne Sympathie,
Ihre reinen Weſen ſchauern
Bey zerriſsner Harmonie.

Weh! Du haſt den Bund gebrochen
Mit Natur und Menſchlichkeit.
Weh dir, Arme! — Ungerochen
Ward Natur noch nie entweyht.

War-

Warnung vor der Liebe,

nach dem Franzöſiſchen.

Iſt Amors Pfeil dir furchtbar, so wandle nie
Am blumenvollen Ufer des Silberbachs,
Und lauſche nimmer seinem sanften
Rieſeln und nimmer dem Sang der Vögel!

Flieh vor den heilgen Schatten der Einſamkeit,
Vertraue nie dem Schweigen der Haine dich!
Oft im geheimnisvollen Dunkel
Schwirren verſtohlen des Gottes Pfeile.

Fern von dir hauchen zaubriſchen Balſamduft
Des Mayes Blume, Roſen und Blütendorn!
Fern laſſe die beblümte Wieſe
Tauſendfach ſchimmern der Farben Strahlen!

Nie ſpiegl' auf deiner Wange der Feuerſtrom
Der Abendſonne, ſinkend zum Meere, ſich!
Und aus dem Schlummer zum Entzücken
Küſſen dich nimmer Aurorens Lippen!

In ferner Himmel blendendem Azurblau
Verliere nie dein ſchweifendes Auge ſich!
Verfolge nimmer goldne Wölkchen,
Nimmer die ſchreckenden Meteore!

Nie feſsle deine Blicke das ſanfte Licht
Der ſtillen Nächte, nimmer der milde Thau,
Die Myriaden Sterne . . . Fliehe,
Fliehe die Wunder der ganzen Schöpfung!

Dem Staub' entriſſen schwinge dein Geiſt sich nie
Empor zum Himmel, heilger Entzückung voll!
Und nie erglühen dir Gedanken
Von der Empfindungen sanften Flammen!

Sey wachſam, daſs sich nimmer die Fantaſie
In Wehmuthsträumen wollüſtig schwärmend wiegt!
Denn in der Schwermuth Armen, Jüngling,
Sehneſt und dürſteſt du bald nach Liebe.

Sey nie allein! Doch fliehe den Liebenden,
Der gern von seinen seligen Stunden koſ't,
Verſchlieſs ihm deines Herzens Pforte!
Bilder des Glückes entflammen Wünſche.

Entflieh der Freude Tänzen! Belauſche nicht
Der Flöten sanftverhallenden Klageton!
Weich aus, den holden Schäferinnen
Und ihren lockenden sanften Stimmen!

Flieh

Flieh vor den Blitzen, welche der Feuerblick
Des braungelockten Mädchens umher verſtrahlt!
Und keiner Blonden ſanftes Auge
Schmachte dir Sehnſucht und Lieb' entgegen.

Flieh unſre Spiele, fliehe den leichten Scherz,
Der gaukelnd durch die fröhlichen Reyhen hüpft,
Und Jüngling! Daſs dein Blick ſich nimmer
Ueber albaſternen Buſen wiege!

Verſchlieſs dein Auge, wenn ein geraubter Kuſs
Entzückung durch des Liebenden Seele ſtrömt,
Und wenn von treuer Gatten Wangen
Thränen der zärtlichſten Freude rinnen!

Und nimmer hör' ihn tönen von Kindesmund
Den ſüſsen Nahmen: Vater, und nimmer ſich
Im Liebgekoſe milde Mütter
Netzen den Säugling mit Freudenthränen,

Und nimmer — — — doch, was schwärm ich!
Zur Liebe rief
Aus öder Nacht dich freundlich des Lebens Gott;
Fliehſt du ihr Scepter, o so flehe,
Fleh um Vernichtung den Gott des Lebens!

Brautnachtgeſang,

nach einer arabiſchen Handſchrift.

Komm nun, Trautchen, von den ewgen Tänzen!
Laſs die Mädchen mit den Bluthenkränzen,
  Laſs die Iünglinge sich wirbelnd drehn!
Still und dämmrig harrt uns eine Klauſe;
Laſs uns eilen vor des Tanzes Pauſe,
  Daſs die Necker uns nicht fliehn sehen!

Laſs sie raſen in der Kerzen Glanze,
Weil ich pflücke von dem schönſten Kranze,
  O, die schönſte, liebſte Bluthe mir!
Unter tauſendfachem Liebgekoſe
Fällt entblättert die geweihte Roſe;
  Lauſcht doch niemand zwiſchen mir und dir.

Oft

Oft gezittert hat die keuſche Blume,
*W*enn zu feurig nach dem Siegerruhme
Dieſes Herz im engen Buſen ſchlug;
Dennoch vor der ſchönſten ſchöner Naechte
Zuckte nie nach ihr die ſcheue Rechte,
Nicht einmal beym Daemmerungsbeſuch.

Nun nicht laenger, Trautchen, nun nicht laenger!
Baenger klopft mein dürſtend Herz und baenger,
Denn das iſt die lang erſehnte Nacht!
Still und daemmrig iſt die kleine Klauſe,
Friedlich ruhn wir von dem wilden Sauſe;
Und der Eiſenriegel haelt uns *W*acht.

Auf denn! Loſegeſchlungen alle Baender!
*W*eggeworfen Tücher und Gewaender!
Birg mir nicht dein glühend Angeſicht!
Laſs das Wehren, und das wilde Ringen!
Kuſs auf Kuſs, will ich dich doch bezwingen;
Kaempfe, ſanfte Friedensgöttin, nicht!

*W*ie des Buſens *W*ogen ſich erheben!
Rings umher die braunen Haare ſchweben,
Wie um Lilien die Mitternacht!
Aufgethan iſt hoher Schönheit Himmel!
Holder Geiſter lieblicher Gewimmel
Lockt zum Vollgenuſſe ſeiner Pracht!

Waer ich Epheu, hatte tauſend Reben,
O wie wollt' ich ſanft und treu umweben
Iedes milde, liebeheiſe Glied!
Tauſend Arme wollt ich um dich ſchmiegen,
Auf dem ſtillſten Lebenshauch mich wiegen,
Der der ſchwanenweiſen Bruſt entflieht!

Ha! Verlöſcht, verlöſcht, ihr hellen Kerzen!
Lipp' an Lippe ſchwebend, Herz am Herzen
Freut die Liebe nur das Sternenlicht.
Küſſe, nun mit deinem ſanften Strahle,
Keuſcher Mond, zum letzten letztenmale
Meiner Iungfrau holdes Angeſicht!

*W*ie

Wie zwo Flammen auf einander zücken,
Unter Küſſen an einander rücken,
Alſo zücken, küſſen, rücken wir;
Stürmiſch feurig lodern wir zuſammen,
Eine Gluth aus zwey vermählten Flammen,
Eine Glut aus mir und dir!

Das Gaſtmahl,

ein Traum.

Wo bin ich, ihr Brüder! Wie iſt mir geſchehn!
Ich hab' euch ein ſchreckliches Gaſtmahl geſehn.
Mir sieden die Adern, mir wanken die Knie;
O gräſsliches, gräſsliches Gaſtmahl, entflieh!

Erbleicht ſteh ich da, wie ein Opfer der Gruft,
Und schmachte verdurſtend nach labender Luft;
O senke dich, Zephyr, von himmliſchen Höhn,
Und kühl mir die Wange mit friedlichem
Wehn! — — —

Ha,

Ha! lud sie der freundliche Vater nicht all'
Zur lieblichen Tafel mit lockendem Schall?
  (Einſt da ich am Thore des Lebens noch schlief,
  Noch hör ichs, wie ſüſs er zu kommen mir rief.)

Und deckten nicht Früchte die Tafel so hoch,
Daſs unter den Laſten die Decke sich bog?
  Nicht Früchte, so herrlich an Farben und Kraft,
  Und mancherley Reben beſeelender Saft?

Doch, da er zu kommen den Gäſten nun rief,
Und ungeſtüm Alles der Tafel zulief,
  Wie klein war das Häuflein, das um sie dann saſs,
  Und froh von den Früchten Erquickung sich aſs!

Bald hätte mich troffen der Hungernden Looſs,
Da nahm mich ein Freund auf den traulichen
Schooſs;
  Wohl waren die Biſſen der Hungernden klein,
  Und selten nur ward ihm ein Becher mit Wein.

Doch, Iammer, wer sagts, wie mir wehe geſchah,
Da mitten im Trinken ich um mich einſt sah!
*W*ie grif mich mit ſtarrendem Auge der Graus!
*W*ie feiert' ich schaudernd im glänzenden
Schmaus!

Denn rings um uns schwankten in Trauergeſtalt
Der Lechzenden viele so iung und so alt,
Und fluchten mit wildem, verzweifelnden Blick
Den Gäſten die gräſslichſte Tafelmuſik.

Dort raufte ein Greis sich das silberne Haar,
Und gabs seiner Kinder verhungernden Schaar,
Dort ſtieſs eine Mutter mit grauſigem Blick
Von ſtockenden Brüſten den Säugling zurück.

Ha, rief ich! ihr Gäſte, beym Himmel, ſteht auf!
Und holt sie zur Tafel mit eilendem Lauf!
Es lud sie der freundliche Vater ia all'
Zum köſtlichen Mahle mit lockendem Schall.

*W*ohl

Wohl sprang ich von dannen mit eilendem Lauf,
Da schlugen die Schwelger Gelächter nur auf,
Ich hört' es, erwachte, und athmete kaum,
Und deutet' aufs Gaſtmahl des Lebens den Traum.

Trinklied für Iünglinge.

Brüder, auf! die Freude winkt uns,
Und der *Wein* im Glaſe blinkt uns:
  Kommt zur Freude, kommt zum *Wein*!
Laſst die Freud' umſonſt nicht winken,
Nicht umſonſt die Gläſer blinken:
  Kommt zur Freude, kommt zum *Wein*!

Seht, noch ſpielt dem ſilberhellen
Bache gleich, in leichten *Wellen*,
  Durch die Adern uns das Blut.
Kummer wühlt nicht im Gehirne,
Heiter iſt die frohe Stirne,
  Und ein Fels iſt unſer Muth.

Aber bald umſtarrt, wie Diſteln,
Uns ein Bart, und Sorgen niſteln
Sich in unſre Herzen ein.
Kinder kreiſchen — Ach umſummt uns,
Und ein böſes *W*eib umbrummt uns,
Knurrt um ieden Tropfen *W*ein.

Ach! dann wird um einen Batzen,
Sich Papa die Ohren kratzen,
Und den Mund gar schlimm verziehn:
O! dann wird ob alten Sünden
Podagra gar bald ihn finden,
Bannt ihn auf den Seſſel hin.

Brüder! nein, das wolle Gott nicht!
Treibt indeſſen euern Spott nicht,
Seht die guten Alten an:
Sehet, wie daheim sie kauern,
Und auf Kutſch' und Pferde lauern,
Die sie ſonſt mit Lachen sah'n.

Aber laſst uns das nicht kümmern,
*W*er wird schon im voraus wimmern?
Heute laſst uns Heute seyn!
Und darneben noch auf morgen
Hofnung uns und Freude borgen — —
Mag uns doch ein *W*ölkchen dräu'n.

Faſst die Gläſer, troz dem Spötter!
Seht, es baden Liebesgötter
Drinnen sich in loſem Scherz.
Laſst das Glas hinunterſchlüpfen,
Und die kleinen Götter hüpfen
All' in euer frohes Herz!

Alle Mädchen, lieb und niedlich,
Sollen leben, sanft und friedlich
Angeweht vom Hauch der Zeit!
Wie den Sanften, so den Wilden:
Wie den Spröden, so den Milden,
Sey ein schäumend Glas geweiht!

Iedes Bruders Traute lebe!
Hang' an ihm, gleich einer Rebe,
  Laſse seine Arme nie!
All', die Amors Pfeile trafen,
Leuchte Hymen in den Hafen,
  Heile von den Wunden sie!

Alle gute Väter leben,
Die ihr Iawort lächelnd geben,
  *W*enn die Liebenden drum flehn:
Die an ihre Brautnacht denken,
Und den Segen gerne schenken,
  Wenn sie Lieb' und Treue sehn!

Endlich, Brüder! singt dies alle
Laut bei froher Gläſer Schalle:
  Wer ein Freund iſt, sey beglückt!
Er durchhüpf' im frohen Bunde
Seiner kurzen Tage Runde,
  Bis der Tod ihm Ruhe nickt!

Des Dulders Traum unter der Tanne.

Habe Dank für Schlaf und Traum,
Lieber schwarzer Wehmuthsbaum!
Schlief ich doch so lange Iahre,
Träumte nie von Sarg und Bahre;
Warum ſcheuchſt du mein Geſicht,
Feindlich helles Morgenlicht? —

Auf der Stirne, kalt wie Eis,
Thaute sanft der Todesſchweis,
Meine matten Blick' erblichen,
Meine wirren Sinne wichen,
Leicht und mild, wie Blumenduft,
Schwand der letzte Hauch zur Luft.

Steif

Steif und trocken kam ein Mann,
Sah den ſtarren Leichnam an:
„'S iſt nun aus mit ihm hienieden,
„Iſt so eben ganz verſchieden,
„Geb ihm Gott die ewge Ruh!"
Drückt' ihm drauf die Augen zu.

Waſchen drauf mit Waſſer mich,
Wickelten mich ſäuberlich,
Legten mich in meine Hütte,
Sangen laut nach alter Sitte,
Giengen mit dem Leichnam fort
Hin zum öden Todtenort.

Ieder hatt' ein weiſses Tuch
Und ein schwarzes Liederbuch;
Gräber senkten, Gräber scharrten,
Meiner Hütte Breter knarrten,
Sahen ſtarr ins Liederbuch,
Schrieen all: Es iſt genug!

Drauf war ich allein, allein,
Still im engen Kämmerlein,
Fühlte ſinnlos, gleich dem müden
Wandrer, Still und Ruh und Frieden;
Trillte mich kein rauher Wind,
Neckte mich kein Menſchenkind. —

Lohnen, Tanne, kann ich nicht
Dir dein ſüſſes Nachtgeſicht;
Doch ich kann, ich will dirs lohnen,
Will in dir da drunten wohnen,
Baum, zum Sarge kauf ich dich,
Decke du im Grabe mich!

Doch du wimmerſt bangen Klang;
Nicht wahr, 's iſt da drunten bang?
Und du möchtſt noch länger leben,
Höher noch dein Haupt erheben,
Koſen mit den Lüftchen all,
Wimmern deinen Wehmuthshall?

Lang sey deine Lebensfriſt,
Der du hold den Duldern biſt!
Will dich Sonnenglut verletzen,
Will ich dich mit Thränen netzen;
Dir iſt Seyn und Leben ſüſs,
Mich lockt Tod und Finſterniſs.

Lebe wohl, du schwarzer Baum!
Dank für deinen düſtern Traum!
Wollſt nur allen, die sich kümmern,
Ahndung ewger Ruhe wimmern.
Lebe wohl, du schwarzer Baum,
Dank für deinen düſtern Traum!

Tod-

Todtenfeier Zollikofers.

Er schwebt empor; die Hülle des Staubs verliert
Den groſsen Fremdling; siegend mit Adlerflug
Enteilt der Schatten deinen Stürmen,
Land der Verweſungen und der Thränen!

O, schwebe mit ihm, Sängrin des Trauerlieds,
Zu der Vollendung heiligem Stern' empor!
Laſs deiner Klageſaiten Töne
Kühn in den Iubel der Geiſter ſtrömen!

Des Sterns Geſtade wimmeln von Harrenden,
Und Friedensdüfte wehet schon mancher Kranz,
Und aus der Vorzeit traute Schatten
Ahnden sein Kommen mit frohem Zittern;

Er naht, und sanft mit Hauchen der Lieb' umwehn
Ihn milde Lüfte, tragen ihn lind empor,
Und das Geſtad des Sterns ertönet
Von der Unſterblichen frohen Grüſsen.

O, feiert ihn, Bekränzte der Ewigkeit!
Von euren Harfen ſtröme mit Meereskraft
Die hohe Hymne! Trautes Einklangs
*W*allte sein Leben, wie eure Töne!

Und horch! es hallt durch Höhen und Tiefen schon
Das Feierlied, die Schaaren umringen ihn:
„Zum Anſchaun Gottes, frommer Schatten!"
Führen mit Iauchzen ihn fort zum Throne.

Zurück im Fluge, Sängrin des Trauerlieds!
Dich feſſeln ird'ſche Banden am Grabe noch,
Und höher schwillt der *W*ehmuth *W*oge
Bey der Vollendeten frohem Iauchzen.

Verhallt, ihr Iubel! Spottet des Staubes nicht!
Am Grabe, wo die ernſte Cypreſſe winkt,
Da will ich weilen, und die Saiten
Sollen ihm ſeufzen, dem groſsen Geiſte. —

Wer ſchwebt dort nieder? Dämmernder Flor verbirgt
Des Lichtgewandes blendenden Sonnenglanz,
Und Genien im Trauerſchleier
Schweben mit Aechzen an ihrer Seite;

Ihr Antlitz Milde, aber die Wehmuth ſchwebt
Darauf mit bangen Schatten, die Purpurglut
Der Wangen ſchimmert matt durch Thränen, —
„Himmliſche Traurerin! Sprich, wer biſt du?“ —

Bin ich dir fremd, so ſpotte mit Liedern nicht
Des frommen Schatten! Feire du Könige
In unbethränten Marmorſärgen!
Laſs den geheiligten Weiſen ſchlummern!

Wem für des Herzens groſses Gelübd die Welt
Des Staubs zu klein iſt, wer mit der Ahndung Flug
In ſchauervollen Mitternächten
Kühn um die Sterne des Himmels ſchwebet,'

Wer meine Bande ſegnet, den Himmliſchen
Durch mich verwandt iſt, — Genien! öfnet ihm
Den Trauerkreis, und banges Einklangs
Walle ſein Seufzer in unſre Lieder!"

Du biſts! Ein Graun der näheren Gottheit weht
Durch meine Seele, heil'ge Religion!
O die du Thränenſtröme trockneſt,
Werth deiner Thräne war iener Schatten!

Sink nieder Göttin! Siehe! schon bebt zurück
Die Nacht des Grabes; blendender Sonnenglanz
Beſtrahlt die Wohnung der Gebeine;
Hofnungen winken im Morgenſchimmer;

Hauch in Geſange, Göttin, die Trauer aus!
Schön wie der Morgen, Genien, wenn der Thau
Auf friſchen Purpurblüten zittert!
Heiligt mit Liedern des Frommen Aſche!

Schweigt, Seufzer aus dem Buſen der Irdiſchen!
Im fernen Haine brauſe der wilde Sturm!
Des Kirchhofbaumsgeräuſch verſtumme!
Friede den Traurern und ihren Tönen! —

Schwebe, ſanfte Ruh,
Um die heilge Gruft!
Mit des Schwanenſittigs
Leiſem wiegendem Wehn
Schwebe, holder Engel,
Um die heilge Gruft!

Mild, wie Abendthau,
Der die Saat erquickt,
Und der müden Blume
Niederzitterndes Haupt,
Floſs des Mannes Rede
In des Hörers Herz.

Thränend ſtaunten wir,
Wie im Traum der Nacht,
Zeigt' er uns im Bilde
Unſer künftiges Glück,
In des Staubes Saamen
Keim der Ewigkeit;

Gottes Vorgefühl,
Ahndung ſchönrer Welt,
Sehnſucht nach dem Morgen,
Den kein Abend bedeckt,
Bebten durch die Reihen
Frommer Hörer hin.

„Gottheit ſpricht aus ihm!“
Fühlte jedes Herz,
Um der Mädchen *Wangen*
Schwebte heiliges Graun,
Und des Greiſes Hofnung
Wallte übers Grab.

Wie der Morgenſtrahl
Sanft den *Wandrer* lenkt,
Der im tiefen Haine
Nachts die Pfade verlohr,
Führte den Verirrten
Er zurück zu Gott.

Bruderharmonie
Einte Herz und Mund;
Wie zween traute Bäche
Gleiches Laufes entfliehn,
Floſs, wie ſeine Rede,
Schön ſein Leben hin.

Ueber ſeiner Gruft
Weiht im Abendroth,
Väter, wenn die Stille
Zu Gefühlen uns weckt,
Weiht dann eure Kinder
Hier zur Tugend ein!

Ihre Wang' umſchwebt
Lind ein heilges Graun:
„Werdet wie der Weiſe,
Der entſchlummert hier liegt,
Und die Gräber ſchrecken
Nimmer eure Bruſt!"

Feinde! Reicht euch hier
Sanft verſöhnt die Hand!
Prieſter, die vergaſsen,
Daſs Gott Liebe nur iſt,
Weinet hier der Reue
Edlen Thränenguſs!

Seine Thaten wiegt
Gott und ſegnet ihn:
„Sey der Engel Bruder!“
Tönt der richtende Spruch,
Und die Engel liſpeln:
„Geiſt! Wir lieben dich!“

Blüht, ihr Blumen, blüht,
Die er hier gepflanzt!
Schont, unheilge Stürme,
Schont der lachenden Flur!
Es bevölkr' ihr Saamen
Einſt die Ewigkeit!

Ewig

Ewig ſchläfſt du nicht,
Dorrendes Gebein;
In der grauſen Tiefe
Säuſelt ſchaffender Hauch,
Und veriüngtes Lebens
Wirſt du auferſtehn!

Schwebe, ſanfte Ruh,
Um die heilge Gruft!
Mit des Schwanenfittigs
Leiſem wiegendem Wehn,
Schwebe holder Engel,
Um die heilge Gruft!

Kantate

auf den Tod des Kaiſer Leopold.

(in Muſick geſetzt von dem Herrn Kapellmeiſter Schuſter.)

Saiten, tönet hohe Trauer,
Trauer einer ganzen Welt!
Tönt, daſs heilger *Wehmuth* Schauer
Bang auf ieden Hörer fällt!
Klagt um Deutſchlands ſchönen Morgen,
Nacht verſchlang dieſs Strahlenmeer;
Deutſchlands Gott! Du biſt verborgen,
Du lebſt noch, und Leopold nicht mehr.

So war noch nie des ſchönſten Segens Traum
Dem deutſchen Brüderbund' herabgeſchwebt,
So hatten nie die Stimmen aller Herzen
Den Fürſtenſtimmen freudig zugeſagt,
So hatte nie aus Hütten und Palläſten
Vereinter Iubel einem Kaiſer zugetönt, —
Ha! Nationen, wo iſt euer ſchöner Traum?
Wo iſt der Fürſt, den eures Iubels Harmonieen,
Den eure Freudenthränen Vater grüſsten?
Vernichtend hat der Todesengel ſchon geblickt,
Entſunken iſt der ſanfte Hirtenſtab
Der väterlichen Hand, die groſse Seele
Iſt zu den Kronen ſchönrer *Welt* entflohn.

Lebt wohl denn auf immer,
  Ihr goldnen Hofnungen!
Verlohren ſind Opfer,
  Gebethe und Segnungen!

Lebt wohl denn, ihr Träume,
Für Menſchen zu ſchön!
Palläſte und Hütten
Füllt Jammergetön.

Nie war ein Jammer heilger, nimmer floſſen
So edle Thränen über einer Fürſtengruft.
Der Menſchheit Freyſtatt war des großen Kayſers
Herz.
Wie Gott den Seraph und den Wurm im Staube
Mit einer Liebe ſchirmt, umfaßte ſeine Vaterauge
Des Fürſten Wünſche und des Bettlers Gram.
O ſeiner Weisheit ſegenvolle Spur
Wird noch entzückt die ſpätſte Nachwelt feiern,
„Ein Fürſt, wie Leopold!" wird ewig das
Gebeth
Der Nationen, wird der Lieblingstraum
Für die Begeiſtrung edler Herzen ſeyn.

Deutſch-

Deutſchland, unter Edens Palmen
Liebt dich noch dein Leopold,
Sieht die Thränen, die wir weinen,
Thränen, die das Herz ihm zollt.
Laſst uns freudig ſeinem Schatten
Heilges Todtenopfer weyhn!
Seines Mutterlandes Schutzgeiſt
Wird der Liebling Gottes ſeyn.

Die Freundſchaft.

an Eſchenbach.

Wenn längſt in ſeine ſchweigende Mitternacht
Des hohen Menſchen Hülle das Grab empfieng,
Und weit umher im *W*etterſturme
Unſre zerſtäubten Gebeine flattern;

Wenn der Vergeſſung brauſender Odem nun
Von Myriadem iegliche Spur verweht,
Und Moos und Diſtel von der Kön'ge
Schimmernden Malen die Trümmer bergen;

Dann

Dann — dann noch leben, leben und würken noch
Bey ſeinen Brüdern, ſchwingen die himmliſche,
Von Gott entflammte Weisheitsfackel
Ueber den ſtaunenden Kreis der Erde;

Welch ein Gedanke! Leuchtendem Blitze gleich
Durchfliegt der Seele tiefſte Gefilde er,
Und wonnezitternd eilt die edle
Ihrer Unſterblichkeit froh entgegen. —

Doch ſchöner iſt's noch, ſchöner und himmliſcher,
Durch ſeines Herzens Reitze unſterblich ſeyn,
Und — längſt in Erde rückgewandelt
Immer noch Segen der Enkel ärndten.

Mit voller Seele hangen am liebenden,
Trugloſen Freunde, tragen getreu mit ihm
Des Lebens Bürden, pflücken mit ihm
Duftende Blumen des Lebenspfades,

Dies, dies gebiert die schön're Unſterblichkeit,
Die edlen Seelen später Iahrhunderte
Wallfahrten zu der Freunde Hügeln,
Netzen mit Thränen die bange Stätte. —

Dich, Edler, weyhte früh schon der Welten Gott
Zu seiner Werke ernſter Betrachtung ein,
Gab dir den Blick, der durch die Schaale
Tief in das Weſen der Dinge dringet.

Hieſs dich belauſchen seine Geheimniſſe,
Durchſchaun das Dunkel, welches die *Werkſtatt* hüllt,
Wo seine Bilder Leben werden,
Schlafende Keime zum Seyn erwachen;

Nachmeſſen ihm, dem groſsen Allschaffenden,
Der iedes Staubes werdende Kräfte maſs,
Und alle väterlich vermählte,
Alle zum groſsen erhab'nen Zwecke,

Mit iener Denkkraft — Schneckenſchlich gegen ſie
Iſt, Blitz des Himmels, deiner Gefieder Flug; —
Mit iener ewgen Gottesdenkkraft,
Endlichen Seelen ein nächtlich Räthſel;

Ihr nachzudenken, winken vom Grabe her
Die groſsen *Weiſen* voriger Iahre dir,
Und Newtons Schatten ſteht mit Lächeln
Oefters im Traume zu deinem Lager. —

Doch mehr denn Schätze glänzender *Wiſſenſchaft*
Reitzt dich die *Wonne*, Freunden ein Freund zu ſeyn,
Sie, die des Himmels ſchönſte Freuden
Ueber die Fluren der Menſchheit zaubert;

Und wenn, des langen Forſchens nun müde, du
In deiner Freunde offene Arme eilſt,
Dann flieſst von keiner hohen *Weisheit*
Deine beſcheidene Lippe über;

Dann

Dann ſchatten nimmer Falten die Stirne dir,
Kein lauſchend Schweigen tödtet den muntern Scherz,
Kein lächelnd Wangezucken kündet
Bitter verweilend den Hochgelehrten; —

Drum ſchlägt mit Inbrunſt, Bruder, dir unſer Herz,
Vor vielen andern, Bruder, mit Inbrunſt dir;
Denn wen'ge ſinds, die bey der *Weisheit*
Emſigem Forſchen auch Brüder lieben.

Heil dir Geliebter! Heil dir! die *Weisheit* krönt
Mit heilgem Kranze weyhendes Blickes dich
Für iene Mitternacht' und Tage,
Die dir im Rauſche des Forſchens ſchwanden.

Fern ſteht die Freundſchaft, ſchön mit erröthendem,
Beſeeltem Antlitz, freuet des Lieblings ſich,
Dem um die heitre Jünglingsſtirne
Segnend die Göttin den Kranz itzt windet;

Auch ſie hat Kränze mit der geſchäft'gen Hand
Für dich geflochten; Siehe! ſie nahet dir;
O nimm ſie Theurer! Ihre Kränze
Blühn der Unſterblichkeit auch entgegen.

Roſemonde aux Champs, Stances Marotiques, par le Clerc.

Ah! vous voilà, campagne tant chérie!
Depuis long-tems j'avais ſi grande envie
De vous revoir!
Combien plaiſez à mon ame ravie!
Que de douceurs en votre compagnie
M'en vais avoir!

Bon jour vous dis, ſolitaire coudrette,
Où tant de fois ſuis venue en cachette
Rêver à part!
Bon jour vous dis, mes champs, ma maiſonnette,
Mes prés, mes bois, mon troupeau, ma houlette;
Ah! Dieu vous gard.

Roſemundens Rückkehr in ihre Lieblingsflur.

Sieh da, mein Ländchen! Ach, nun wieder mein!
*W*ie hab' ich mich geſehnt, bei dir zu ſeyn,
*W*ie bang geſehnt!
Biſt noch so lieb und traulich dieſem Herzen,
Will wieder mit dir lächeln, koſen, scherzen,
Du liebe Flur!

Ach! Du mein Büſchgen dort, willkommen mir!
Barg mich ſo oft einſiedleriſch in dir,
Und träumte ſüſs;
Ah, guten Tag, mein Hüttchen und mein Feldchen,
Ihr meine Lämmer, du mein Stab, mein *W*äldchen,
Ach! Gott mit euch!

Ja près de vous me trouve plus contente;
Ja s'amoindrit le mal qui me tourmente
Depuis long-tems;
Car voyez bien, ſolitude charmante,
Que, chaque jour, s'en va plus languiſſante
Fleur de mes ans.

Joyeuſeté ne m'eſt plus dans la vie;
Plus n'ai plaiſirs : n'eſt que la reverie
Pour me charmer.
Adonc, pourquoi tant de melancholie?
Sombres vallons, faut il que vous le die?
Voudrais aimer.

Voudrais aimer! me ſens l'ame ainſi faite,
Que ſans amours, ſaurais ſatisfaite
Paſſer le tems.
Sais-je pas bien, ô tant douce retraite!
Que n'eſt chez vous de volupte parfaite
Qu'à deux amans?

N'eſt

Hier nah bey euch, da wird mir ſanfter ſeyn,
Da wird ſich lindern deine bange Pein,
Du armes Herz:
Denn ſeht ihr, meines Lebens Blüte ſchmachtet,
Die Blüte, der ihr ſonſt ſo freundlich lachtet,
Die, Fluren, welkt!

Mir Mädchen, ſind der Freude Stunden hin,
Einſames Härmen iſt für mich Gewinn
Und ſtiller Traum.
Ihr fragt: warum? Ihr lieben trauten Auen;
Ach ſoll ich, darf ich's heimlich euch vertrauen?
Ihr ſchweigt und lauſcht.

Ich möchte lieben! lieben! Ach dies Herz
Iſt ohne Liebe todt für ieden Scherz,
Für Freude todt.
Und weiſs ich nicht, daſs hier in dieſen Gründen
Nur Liebende des Lebens *Wonne* finden?
Nur Liebende.

N'eſt que pour eux qu'emmi ſleurs et verdure
Zéphir badine, et ruiſſelet murmure;
N'eſt que pour eux!
Las! On ne voit la riante nature
Dans tout l'eclat de ſa belle parure
Sans être deux.

Ah donc! pourquoi, plaintive bachelette,
Me direz-vous, pourquoi vivre ſeulette,
Sans faire un choix?
Bien il eſt vrai, que ſuis encore jeunette,
Et que maint preux ſe range en amourette
Deſſous mes lois.

Mais que me ſert d'en etre environnée!
Las! Bien ſouvent c'eſt notre deſtinée
De préférer
Aux doux propos d'une foule empreſſée
Cil qui jamais ne mit dans ſa penſée
De nous aimer

Nur Liebenden in rauſcht ſo friedlich lind
Der Bach durch Gras und Blumen, weht der Wind
Des Abends ſanft.
O die Natur in ihrem Roſenſchmucke
Umlächelt nur bei Kuſs und Händedrucke
Ein liebend Paar.

„Nun, traurend Liebchen, lächelt ihr mir zu:
Was lebſt allein die ſchönen Tage du,
Und wählſt dir nicht?“ —
*W*ohl, Fluren, iſt mein Morgen noch vorhanden,
Und manches Herz ſehnt ſich nach meinen Banden
Und ſeufzt umſonſt.

Gnügt mir die Schaar von tauſend Jünglingen?
Schlägt doch das Herz der armen Liebenden
Für Einen nur,
Und ach für den, der nie ihr freundlich lachte,
Nie ſie zu lieben, nie zu küſſen dachte,
Im Traume nie.

En ſais bien un dont voudrais être mie :
N'ai de plus doux paſſetems dans la vie
Que d'y ſonger.
Jcel objet de mon plus chère envie,
Sombres vallons, ſaut-il que vous le die?
Ah! C'eſt Roger.

Ainſi diſait, et ſe croyait ſeulette ;
Mais cil Roger, dont parlait la pauvrette,
Bien près était ;
Car aviſant de loin la bachelette,
S'etait venu tapir ſous la coudrette,
Et l'ecoutait.

Soudain parut, et dit : Tant douce reine,
Las! à part moi ſouffrais auſſi la peine
D'amour ſecret.
Ne vous troublez! Ne ſoyez a la gêne!
Ah! Que craignez, o vous la ſouveraine
De moi pauvret?

Ja, Einer iſts: deſs Liebchen wär' ich gern:
Wie immer mir so nah und doch so fern!
Im Traum nur mein!
Und dieſer Eine — liebe traute Auen!
Ihr tiefen Thäler! soll ich's euch vertrauen? —
Iſt Amaranth.

So sang das Kind, und wähnte niemand da;
Doch Amaranth, von dem sie sang, war nah,
O nah bey ihr,
War ſeinem Liebchen wohl im leiſen Huſche
Gefolgt, und lauſcht' in ihrem Haſelbuſche,
Auf ihren Sang.

Schnell sprang er vor, sprach: Süſſe Dulderin,
Einſames Härmen war auch mir Gewinn
Und ſtiller Traum.
O laſs dieſs Sträuben, ſpare dieſs Erröthen,
Mich kann ins Leben wecken, oder tödten
Ein Laut von dir.

Tel doux propos, doux ſoupirs et doux zèle
Firent ſoudain le trouble de la belle
S'aller ceſſant.
Mais tôt après le même trouble en elle
Aux doux propos, doux ſoupirs et doux zèle
Vint renaiſſant.

Le même trouble? Ah ne me croyez mie.
Bien fut plus doux, plus grand que de ſa vie
N'en eut au coeur.....
Mais n'eſt beſoin que le reſte vous die;
Adonc vous laiſſe a votre rêverie,
Ami lecteur.

Er flehte, ſeufzte, drückte ihre Hand.
Und Roſemundens lieber Kummer ſchwand
Bey ſeinem Flehn.
Doch bald kam all des Mädchens Kummer wieder,
Sie ſeufzte tief, und ſchlug die Augen nieder,
Ein Thränchen rann.

Ein Thränchen? Ia, und war so ſelig doch,
Wie in der Iugend ſchönſten Stunden noch
Sie nimmer war,
Bey ſeinen Blicken, Seufzern, Händedrücken — —
O mahlt euch ſelbſt der Liebenden Entzücken!
Ich ſing' es nicht.

Geſsner und der Todesengel.

eine Dichtung.

dem Schatten des groſsen Dichters und Künſtlers gewidmet.

(Der Verfaſſer denkt ſich Geſsner, wie er eben eine ſchöne landſchaftliche Zeichnung vollendet hat.)

Feiernd ruhte die Hand; reizende Bildungen
Schwebten iugendlich hold auf dem beſeelten Blatt,
Unſchuld athmeten lächelnd
Die Geſtalten der Phantaſie:

Drohend ſtarrte der Fels nieder ins ſanfte Thal,
Das im friedlichen Schoos Hirten und Lämmer trägt,
Und vom ſtürzenden Bergſtrom
Sprühten Funken des Lichts zurück.

Von Entzückung beſeelt hüpfte des Zeichners Blick
Auf den Fluren des Blatts, ſchwebte dann denkender
Durch die friedliche Landſchaft
Und die Schöpfungen der Natur;

„Ach, wie dämmert ihr matt, Züge von Menſchenhand!
„Kindlich ſtammelt ihr nur, was die Natur erfand,
„Seufzt im engen Bezirke:
Wir ſind Tropfen vom Ocean!

„Erde, welch ein Gewand gab dir am Schöpfungstag,
„Der die *W*elten erſchuf! Glühend erhebt mein Herz,
„*W*enn vom ſchimmernden Saume
Nur ein flüchtiger Strahl mich trift;

„Sage, mütterlich Land, ſind die unendlichen
„*W*elten über dir auch alle ſo ſchön, wie du?
„Strahlt mit Hoheit und Einfalt
„Dort auch zauberiſch die Natur?

„Ahndung flüſtert mirs zu, oder ein Genius,
„Die Unendlichkeit durchwandert des Menſchen Geiſt,
„Alle Schöpfungen Gottes
„Spiegelt wieder die Phataſie.

„*W*en

„Wen erſchreckteſt du noch, du der Enthüllung Nacht!
„Unterirdiſchen Pfads führſt du die Harrenden
„In die Fluren der Zukunft,
„In die Thäler Elyſiums.

„Dann, von Engeln gelehrt, bilden wir würdiger
„Gottes Schöpfungen nach; heilige Begeiſterung
„Führt die wallenden Züge,
„Und ſie athmen Unſterblichkeit. —

So von Ahndung durchbebt wallte ſein heiſes Herz
Schon der Ewigkeit zu, vor des Entzückten Blick
Schwanden Thäler und Haine,
Berg' und Felſen in Dämmerung.

Plötzlich weckten ihn ietzt Schauder vom ſüſsen Traum;
Schüchtern blickt er umher; ſiehe, ein Genius
Stand im nächtlichen Schleier
Vor ihm, ſtarrte aufs Blatt, und ſchwieg. —

„Sprich wer ſendet dich her, Schatten der Mitternacht?
„Sanft begeiſterten mich Schönheit, Natur, und Gott;
„Warum wehn deine Schauder
„Mir die friedlichen Bilder weg?“

„Unſchuldſänger! rief ietzt freundlich der Schatten ihm:
(Seine Hülle verſchwand, wie ein Gewölk der Nacht,
Himmliſch ſchön war der Iüngling,
Gleich dem Gotte des Saitenſpiels;)

„Unſchuldſänger! Dein Lied hörten die Himmliſchen,
„Lieblich wallt' es empor durch der Geſänge Schwarm,
„Wie die Düfte des Opfers
„Von des friedlichen Abels Heerd.

„Oft belauſchten sie dich, wenn dein beſeelter Blick
„Auf der reizenden Flur schwebte, der Schöpferhand
„Kleine Welten entſproſsten,
„Schattenbildungen der Natur.

„Schönheitdürſtender Geiſt! Dieſe Geſtalten hier
„Sind, die lieblichſten selbſt, dämmernde Ahndung nur
„Iener heilgen Gefilde,
„Die die Ferne der Zukunft birgt:

„Laſs die Erde! Du biſt himmliſcher Schönheit werth;
„Zwar umhüllet den Pfad, den ich dich leite, Nacht;
„Aber ſchön iſt der Morgen,
„Der den *W*anderer bald umſtrahlt.“ —

„Fluren! Erde! Lebt wohl!“ Sprach er und gleitete,
Seliger Ahndung voll, über den Schauerpfad,
Und ein traulicher Führer
*W*ar der Engel des Todes ihm.

Nehmt in Frieden ihn auf, Thäler Elyſiums!
Himmel, wölke dich ſchön, wenn ſich ſein Schatten naht:
Laſs die lieblichſten Strahlen
Auf den Bergen und Ebnen ruhn!

Bäche, rieſelt ihm ſanft, rieſelt melodiſch ihm!
Blumenknoſpen erwacht! Oefnet die Blätter ſchnell!
Haucht im Purpur der Jugend
Ihm die labenden Düfte zu!

Unſchuld,

Unſchuld, Tugend, Natur tönte ſein frommes Lied
Der entarteten Welt, floſs, wie ein lautrer Quell,
Der die ſpiegelnden *W*ellen
Durch vergiftete Blumen treibt.

*W*enn ſein Saitenſpiel klang, kehrte die Iugendzeit
Unſrer Erde zurück; ſeufzte beſchämt der Menſch,
Und es regten im Herzen
Sich geſtorbene Tugenden.

Stürze, ſtrömende Zeit, deine Iahrhunderte
In der Ewigkeit Meer, ſinke, getäuſchte *W*elt,
Immer tiefer und tiefer —
Ach vom Engel zum Thier hinab!

Geſsners frommer Geſang leuchtet — ein Meteo. —
Die Iahrhunderte durch, ſicher der Ewigkeit;
Die verlaſſene Unſchuld
Kränzt mit Veilchen ſein Saitenſpiel.

An Hommel.

Nimm den ſeelenvollſten Gruſs von meiner Leier
An dem ſchönen Tage, deſſen Feier
  Deines Vaters Geiſt von ſeinem Sterne ruft!
Nimm für deiner Freundſchaft ädle Stunden,
Aus den Opferbluten meiner Phantaſie gewunden,
  Dieſen kleinen Kranz von meiner Hand!

Daſs die Freude ſich mit Weisheit paare,
Ihre Himmelsſtunden nur der Weisheit ſpare,
  Wenn auch Ernſt auf ihrer Stirne ruht,
Daſs zur ſchönſten aller Harmonieen
Geiſt und Herz ſich an einander ziehen,
  Hab' an deiner Seite ich gefühlt.

Opfre denn dem Vaterland Dein Leben!
Ketten, Dir das ſchönſte Glück zu weben,
Ehre, Lieb' und Freundſchaft einen Schweſterbund!
Sachſens Schutzgeiſt ſchwebe ſelbſt dir nieder,
Und umſchatte mit dem himmliſchen Gefieder
Schirmend auf dem Pfad der Ehre dich!

An
Herrn D. Siegmann
bey dem Tode
ſeiner Gattin.

Freund, wir fühlen es tief,
Die milde himmliſche Tröſtung
Träufelt umſonſt den Balſam
In dein blutendes Herz.
Es wehen die Geiſter des Kummers
Der mütterlich ſanften Stimme
Labenden Klang dir weg,
Und weg den kühlenden Thau,
Den aus Höhen der Weisheit
Sie dem Dulder herabfleht.

Ja,

Ja, wir fühlen es tief,
Es hat ein ſchrecklicher *W*echſel
Deinen Frieden zerſtöhrt.
Der ſchöne lachende Himmel,
Der ſich über Dir wölbte,
Wo die ſchützenden Geiſter
Häuslicher ſtiller Freude
Sanft hernieder Dir ſchwebten,
Iſt im Spiegel truber Erinnerung
Nur ein melancholiſcher Traum,
Und mit verlohrnen Seufzern
Rufſt Du vergebens
Aus dem Thale der Gräfte;
Aus dem Arm der Verweſung,
Deine Lina zurück.
Aber der eiſerne Schlummer
Feſſelt auf ewig ſie,
*W*ie er, unfern von ihrer Stätte,
Feſſelt den frommen Gellert,
Der im Frühroth des Lebens
Der ſchönen Seele
Erſte Blüten ſchon ſah.
Hat der ſiegende Tod
Grauſamer je getrennt?

War ſie nicht Dein ſo ganz
Mit inniger Seele,
Hingegeben in Unſchuld,
Und ſanftem Sinne der Tugend?
Hatten Weisheit und Güte
Nicht den seltenen Bund
Edler Treue geknüpft?
Und nun ſtehſt Du ſo einſam
Auf den grauſigen Trümmern
Deiner Seligkeit da;
Im zerriſſenen Herzen
Fodert jedes Verlangen
Die Entſchlafne zurück.
Tiefgebeugter, wir fühlten
Deiner Seligkeit Fülle,
Und Dein lachender Himmel
Strahlte Wonne in unſre Bruſt.
Heilig iſt uns Dein Kummer,
Und Sprache froſtigen Troſtes
Sollen ihn nicht entweihn.
Thränen der innigſten *Wehmuth*,
Die nur wollen wir opfern,
Und unſer beflügelt Gefühl
Schweb' am Grabe der Edlen

Ueber

Ueber die irdiſche Welt empor,
Rufe dem heiligen Schatten zu:
„Seele, die du ſo ſchön warſt
Im Reiz der ewigen Tugend,
Des Himmels holdeſte Ruhe,
Und der Vollendung lieblichſter Kranz,
Sey in jenen Gefilden Dein!“

Der Wettſtreit der Stunden

an

Herrn Profeſſor Beck

bey ſeiner Verbindung

mit

Demoiſelle Hedwig.

Die Stunden ſtritten jüngſt am Throne Kronos um
Den Preis der Schönheit und der Tugend. —
„Wer von euch,
„So ſprach der ernſte Greis, das ſeligſte Gefühl
„In Menſchenherzen weckt, Gefühl, das nicht verfliegt,
„Wie eine Wallung, die das volle Glas empört,
„Gefühl,

„Gefühl, das nie den Kummer, nie den Ueberdruſs
„Und nie die lange Weile nach sich schleppt,
„Dem sey der Tugend, und der Schönheit höchſter Preis!“
Da hüpfte lächelnd eine aus der Schaar hervor,
Schön, wie der Morgen, wenn er sanft die Nacht umarmt,
War ihre Wange, ihre Blicke himmelhell,
Wie die der Hoffnung, und der Purpurmund
Wie Aphroditens; ihres Sieges gewiſs trat sie
Zum Throne hin. „Heil, rief sie, mir! Ich bin die Stunde, die
„Die Liebenden zum Altar führt; mir winkt entzückt
„Das Mädchen, wenn der Morgentraum um seine Stirn
„Noch gaukelt, und des trauten Einzigen Bild ihr noch
„Von ferne winkt, verſcheucht vom feindlichen Getös
„Des Tags; mich ruft der Jüngling, wenn die Einſamkeit
„Den Sehnsuchten seiner Seele öffnet, und es ihm dünkt,

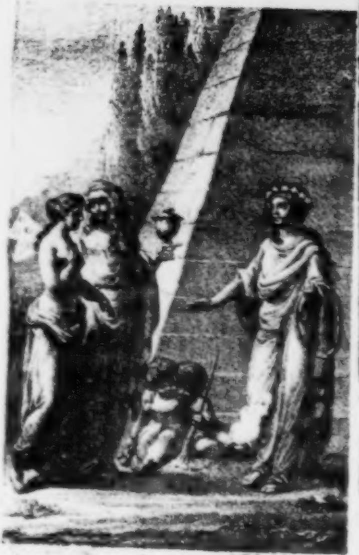
„Als

„Als ſtünd er in den Wüſteneyn Arabiens.
„Ich nahe; — Götter! welch ein namenloſes Gefühl
„Ergreift den Liebenden! Ha! mit wollüſtiger Wuth
„Beſtürmt das Blut das ſüßgefolterte Herz,
„Und alle Nerven beben glühend, und der Geiſt
„Blickt unter ſüßen Qualen in Elyſium.“
Da trat entrüſtet zu der Schweſter jene Stunde, die
Den Bund der Freunde knüpft, und ihren Schwur zum Thron
Der Gottheit trägt: „Verbirg dich! ſprach ſie, du, nicht mehr
„Die ſchöne Stunde, die wie Gottes Engel, einſt
„Die Menſchen ſegnete; verbirg dich! denn der Fluch
Tönt dir bis zu dem heilgen Sitze Kronos nach.
„Hat dich mit ſeinem Gold der hagre Plutus nicht
„Schon tauſendmal beſtochen, Bacchus nicht im Rauſch
„Dich übermannt, Merkur mit ſeinen Ränken nicht
„Dich überliſtet, ehrenloſe Faune nicht
„Gebunden, und in deinen Zauberreiz geſchwelgt?“
Da ſtürmte das Gewiſſen peinliches Gefühl

Im

Ins Herz der Schweſter, bange Purpurröth' entſtieg
Der Wange, und das Auge, hingeſenkt von
Schaam,
Ruht' auf dem Buſen, der geängſtet ſich erhob.
Nach langem Schweigen warf ſie einen Blick voll
Reu
Auf ihre Schweſter, gieng vom Thron, und ſtieg
hinab
Zur Erde; ſchaute milden Blicks umher im Kreis
Der Männer und der Mädchen, führte dann ein
Paar
Aus ihrer Mitte, werth das Glücklichſte zu ſeyn
Von allen, wenn nicht Vaterſegen und Verdienſt
Im Preiſe ſtehen; ſchlang um ſeine Stirn den
Kranz
Aus nie verblühenden Roſen, deren Balſamduft
Das Herz mit ſtiller Ruh und ſanfter Wolluſt letzt,
Und führt es froh zu Gottes heiligem Altar hin. —
Wer ſonſt als *Du*, *den feurig unſer Lied begrüßt*,
Und die erwählte deines Herzens war dieß Paar?
Die Stunde ſah entzückt zu Kronos Thron zurück,
Und Kronos küßte ſie mit Inbrunſt, wie ſein
Kind
Der Vater; Göttin Pallas pries ſie ſelig, die

So ſüſſen Lohn dem Liebling ihres Herzens gab,
Und Aphrodite ſchenkte ihr den ſchönſten Kuſs
Von ihren Küſſen, weil das Mädchen ſie beglückt,
Das ſie mit jedem Reiz einſt ſchmückte; Vater Zeus
Sah froher jezt von ſeinem Throne, und befahl
Den finſtern Parzen aus beglückten Tagen nur
Zu weben das Geſchick *des holden, edlen Paars.*



[illegible] Schlaf und Tod umarmen
[illegible] dir die Unsterblichkeit!

Philoſophiſches
TASCHENBUCH
für
denkende Gottesverehrer

von

645

K. H. Heydenreich

1ster Jahrgang.

Leipzig
bey Gottfried Martini
1796.

301

Dem

aufgeklärten und edlen Verehrer
der Religion

Herrn

Heinrich Ferdinand
von Zedtwitz

Churfürstl. Sächs. Oberkonsistorial - Präsidenten

gewidmet.

Die Beſtimmung dieſes Taſchenbuches kann nach dem Inhalte des erſten Jahrgangs, den ich hiermit dem Publikum übergebe, ſo wenig zweydeutig ſeyn, daſs es keiner langen Vorrede bedarf, um den Geſichtspunkt, aus welchem es anzuſehen iſt, anzugeben. Daſs dieſer Inhalt ganz auf die natürliche

Religion eingeſchränkt iſt, und gegen die geoffenbarte gar keine nähere Beziehung hat, daſs derſelbe nur für eine Auswahl von Menſchen bearbeitet iſt, welche ihre Denkkraft entwickelt haben, ohne dabey ihr Gefühl zu vernachläſsigen, fällt ſogleich in die Augen. Nur über zwey Punkte bin ich meinen Leſern eine Erklärung ſchuldig. Der Umfang, zu welchem, mir beynahe ſelbſt unbemerkt, die Einleitung und die erſte Betrachtung über den

Glauben angewachſen iſt, hat eine gedoppelte Folge gehabt. Erſtlich habe ich die Darſtellung des Glaubensgrundes für das Daſeyn Gottes bis zum zweyten Jahrgange verſparen müſſen, welches mir auch wegen des innigen Zuſammenhangs jenes Glaubensgrundes mit dem für die Unſterblichkeit der Seele das zweckmäſsigſte ſcheint. Dann bin ich genöthigt geweſen, mehrere dichteriſche Aufſätze zurück zu behalten, welche für dieſen Jahrgang beſtimmt waren. Auſſerdem wäre die Gröſse des Bändchens über die Geſetze der Proportion ausgedehnt worden. Die folgenden Jahrgänge werden überhaupt mehr mit redneriſchen und poetiſchen Stücken, als mit ſpekulativen Betrachtungen angefüllt ſeyn. Bey dem erſten ſchien es mir nothwendig, mehr für die Einſicht, als für das Gefühl zu arbeiten.

Calender

für das Jahr 1796.

In dieſem Jahre zählet man

Von Erſchaffung der Welt	5750	Jahre.
Von der Regierung FRIEDRICH AUGUSTS, Churfürſtens zu Sachſen	28	

Chronologiſche Kennzeichen.

Neuen Calender		*Alten Calender*
XI.	Die güldene Zahl.	*XI.*
XIII.	Der Sonnencircul.	*XIII.*
XIV.	Der Römer Zinszahl.	*XIV.*
XX.	Der Mondszeiger.	*I.*
C. B.	Der Sonntags Buchſtabe.	*F. E.*

In allen drey Calendern iſt dieſes ein *Schalt-Jahr* von 366 Tagen.

Von den vier Jahreszeiten.

I. Des *Winters* Anfang fällt noch in das verfloſſene 1795ſte Jahr, den 21 December, um 8 Uhr 6 Minuten Abends, nach der wahren Zeit.

II. Des *Frühlings* Anfang, den 19 März, um 9 Uhr 35 Minuten Abends.

III. Des *Sommers* Anfang, den 20 Iunius, um 7 Uhr 32 Minuten Abends.

IV. Des *Herbſtes* Anfang, den 22 September, um 9 Uhr 22 Minuten Vormittags.

Von den Finſterniſſen.

I. Eine *unſichtbare Sonnenfinſterniß* den 10ten Ianuar des Morgens.

II. Eine *unſichtbare Sonnenfinſterniß* in der Nacht vom 4ten auf den 5ten Iulius.

III. Eine *zum Theil ſichtbare Mondfinſterniß* Nachmittags den 14 December. Der Anfang ereignet ſich des Nachmittags um 1 Uhr 59 Minuten unter dem Horizonte; das Mittel, da der Mond 6 Zoll 12 Minuten verfinſtert iſt, begiebt ſich ebenfalls unter dem Horizonte, um 3 Uhr 12 Minuten. Hierauf geht der Mond um 3 Uhr 57 Minuten verfinſtert auf; das Ende der Mondfinſterniſs erfolgt um 4 Uhr 25 Minuten bald nach Sonnen-Untergang: daſs alſo der Mond über dem Leipziger Horizonte nur 28 Minuten lang, an ſeinem Rande verdunkelt erſcheint.

IV. Eine *unſichtbare Sonnenfinſterniß* den 29ſten December des Morgens.

Die vier Quatember und Bergquartale.

I. *Reminiſcere*, den 17 Februar, iſt 9 Wochen lang.

II. *Trinitatis*, den 18 May, iſt 13 Wochen lang.

III. *Crucis*, den 21 September, iſt 18 Wochen lang.

IV. *Luciä*, den 14 December, iſt 12 Wochen lang.

JANUAR, hat 31 Tage.

1 Freytag	*Neujahr*	
2 Sonnabend	Melchior	☾ leztes Viert.
3 Sonntag	*Sonnt. n. Neuj.*	
4 Montag	Balthaſar	
5 Dienſtag	Simeon	
6 Mittwoche	*Erſch. Chriſti*	
7 Donnerſtag	Iuliana	
8 Freytag	Erhard	
9 Sonnabend	Ehrenfried	
10 Sonntag	*1. n. Epiph.*	● Neumond
11 Montag	Aloyſia	
12 Dienſtag	Reinhold	
13 Mittwoche	Hilarius	
14 Donnerſtag	Felix	
15 Freytag	Traugott	
16 Sonnabend	Erdmuthe	
17 Sonntag	*2. n. Epiph.*	☽ erſtes Viert.
18 Montag	Felicitas	
19 Dienſtag	Priſca	
20 Mittwoche	Fab. u. Seb.	
21 Donnerſtag	Agnes	
22 Freytag	Vincentius	
23 Sonnabend	Charitas	
24 Sonntag	*Septuageſimä.*	⊖ Vollmond
25 Montag	Pauli Bekehr.	
26 Dienſtag	Polycarpus	
27 Mittwoche	Ioh. Chryſoſt.	
28 Donnerſtag	Carolina	
29 Freytag	Theobald	
30 Sonnabend	Adelgundis	
31 Sonntag	*Sexageſimä.*	☾ leztes Viert.

FEBRUAR hat 29 Tage.

1 Montag	Brigitta	
2 Dienſtag	*Mar. Rein.*	
3 Mittwoche	Blaſius	
4 Donnerſtag	Veronica	
5 Freytag	Agatha	
6 Sonnabend	Dorothea	
7 Sonntag	*Eſtomihi*	
8 Montag	Honoratus	● Neumond
9 Dienſtag	*Faſtnacht*	
10 Mittwoche	*Aſchermittw.*	
11 Donnerſtag	Euphroſina	
12 Freytag	Iordanus	
13 Sonnabend	Eulalia.	
14 Sonntag	*1. Invocavit.*	
15 Montag	Fauſtin	
16 Dienſtag	Oneſimus	☽ erſtes Viert.
17 Mittwoche	*Quatember*	
18 Donnerſtag	Concordia	
19 Freytag	Suſanna	
20 Sonnabend	Lebrecht	
21 Sonntag	*2. Reminiſcere.*	
22 Montag	Pet. Stulf.	● Vollmond
23 Dienſtag	Lazarus	
24 Mittwoche	*Schaltag*	
25 Donnerſtag	*Matthias*	
26 Freytag	Victorinus	
27 Sonnabend	Neſtorius	
28 Sonntag	*3. Oculi.*	
29 Montag	Macarius	

MAERZ hat 31 Tage.

1	Dienſtag	Albinus	☾ leztes Viert.
2	Mittwoche	*Amalia*	
3	Donnerſtag	Kunigunda	
4	Freytag	Hadrian	
5	Sonnabend	*Friedrich*	
6	Sonntag	*4. Lätare*	
7	Montag	Perpetua	
8	Dienſtag	Philemon	
9	Mittwoche	Rebecca	● Neumond
10	Donnerſtag	Alexander	
11	Freytag	Roſina	
12	Sonnabend	Gregorius	
13	Sonntag	*5. Judica*	
14	Montag	Abigail	
15	Dienſtag	Chriſtoph	
16	Mittwoche	Henrintte	☽ erſtes Viert.
17	Donnerſtag	Gertraud	
18	Freytag	Anſhelmus	
19	Sonnabend	Ioſeph	
20	Sonntag	*6. Palmarum.*	
21	Montag	Benedict	
22	Dienſtag	Caſimir	
23	Mittwoche	Eberhard	● Vollmond
24	Donnerſtag	*gr. Donnerſtag*	
25	Freytag	*Charf. M. Verk.*	
26	Sonnabend	Caſtulus	
27	Sonntag	*H. Oſtertag*	
28	Montag	*Oſtermontag*	
29	Dienſtag	*Oſterdienſtag*	
30	Mittwoche	Guido	
31	Donnerſtag	Detlaus	☾ leztes Viert.

APRIL hat 30 Tage.

1	Freytag	Theodora	
2	Sonnabend	Roſimunda	
3	Sonntag	1. *Quaſimodog.*	
4	Montag	Ambroſius	
5	Dienſtag	Maximus	
6	Mittwoche	Irenäus	
7	Donnerſtag	Louiſe	
8	Freytag	Cöleſtinus	● Neumond
9	Sonnabend	Theophilus	
10	Sonntag	2. *Miſericord.*	
11	Montag	Iulius	
12	Dienſtag	Euſtorgius	
13	Mittwoche	Iuſtinus	
14	Donnerſtag	Tiburtius	☽ erſtes Viert.
15	Freytag	Paternus	
16	Sonnabend	Aaron	
17	Sonntag	*Jubilate.*	
18	Montag	Chryſoſtomus	
19	Dienſtag	Hermogen	
20	Mittwoche	Sulpitius	
21	Donnerſtag	Adolarius	
22	Freytag	Soter	⊕ Vollmond
23	Sonnabend	Georgius	
24	Sonntag	4. *Cantate.*	
25	Montag	*Marcus*	
26	Dienſtag	Cletus	
27	Mittwoche	Tertallian	
28	Donnerſtag	Vitalis	
29	Freytag	Sibilla	
30	Sonnabend	Eutropius	☾ leztes Viert.

MAY hat 31 Tage.

1	Sonntag	*5. Rogate Ph. I.*	
2	Montag	Sigismund	
3	Dienſtag	Creuz. Erfind.	
4	Mittwoche	Florianus	
5	Donnerſtag	*Him. Chriſti*	
6	Freytag	Ioh. v. Port	
7	Sonnabend	Gottfried	● Neumond
8	Sonntag	*6. Exaudi.*	
9	Montag	Benigna	
10	Dienſtag	Victoria	
11	Mittwoche	Adolph	
12	Donnerſtag	Pancratius	
13	Freytag	Servatius	
14	Sonnabend	Chriſtian	☽ erſtes Viert.
15	Sonntag	*H. Pfingſttag.*	
16	Montag	*Pfingſtmontag*	
17	Dienſtag	*Pfingſtdienſtag*	
18	Mittwoche	*Quatember*	
19	Donnerſtag	Potentiana	
20	Freytag	Thereſia	
21	Sonnabend	Prudentius	○ Vollmond
22	Sonntag	*Trinitatis Feſt.*	
23	Montag	Deſiderius	
24	Dienſtag	Iohanna	
25	Mittwoche	Urban	
26	Donnerſtag	Beda	
27	Freytag	Florens	
28	Sonnabend	Wilhelm	
29	Sonntag	*1. n. Trinitat.*	☾ leztes Viert.
30	Montag	Wigand	
31	Dienſtag	Petronilla	

JUNI hat 30 Tage.

1	Mittwoche	Nicodemus	
2	Donnerſtag	Marcellinus	
3	Freytag	Eraſmus	
4	Sonnabend	Carpaſius	
5	Sonntag	*2. n. Trinit.*	● Neumond
6	Montag	Benignus	
7	Dienſtag	Lucretia	
8	Mittwoche	Medardus	
9	Donnerſtag	Primus	
10	Freytag	Onophrius	
11	Sonnabend	Barnabas	
12	Sonntag	*3. n. Trinit.*	☽ erſtes Viert.
13	Montag	Tobias	
14	Dienſtag	Eliſäus	
15	Mittwoche	Vitus	
16	Donnerſtag	Engelbert	
17	Freytag	Laura	
18	Sonnabend	Arnolph	
19	Sonntag	*4. n. Trinit.*	
20	Montag	Sylverius *S. A.*	○ Vollmond
21	Dienſtag	Philippina	
22	Mittwoche	Gotthelf	
23	Donnerſtag	Baſilius	
24	Freytag	*Joh. d. Täuff.*	
25	Sonnabend	Elogius	
26	Sonntag	*5. n. Trinit.*	
27	Montag	7 Schläfer	
28	Dienſtag	Leo	☾ letztes Viert.
29	Mittwoche	*Petri Pauli*	
30	Donnerſtag	Paul. Ged.	

JULI hat 31 Tage.

1	Freytag	Theodoricus	
2	Sonnabend	*Marie Heimſ.*	
3	Sonntag	*6. n. Trinit.*	
4	Montag	Ulricus	● Neumond
5	Dienſtag	Charlotte	
6	Mittwoche	Eſaias	
7	Donnerſtag	Wilibald	
8	Freytag	Kilian	
9	Sonnabend	Cyrillus	
10	Sonntag	*7. n. Trinit.*	
11	Montag	Pius	☽ erſtes Viert.
12	Dienſtag	Heinrich	
13	Mittwoche	Margaretha	
14	Donnerſtag	Bonaventur	
15	Freytag	Apoſt. Theil.	
16	Sonnabend	Raphael	
17	Sonntag	*8. n. Trinit.*	
18	Montag	Eugenius	
19	Dienſtag	Ruffinus	
20	Mittwoche	Elias	○ Vollmond
21	Donnerſtag	Praxedes	
22	Freytag	M.Magd.*H.Auf.*	
23	Sonnabend	Apollinaris	
24	Sonntag	*9. n. Trinit.*	
25	Montag	*Jacobus*	
26	Dienſtag	Anna	
27	Mittwoche	Martha	☾ letztes Viert.
28	Donnerſtag	Pantaleon	
29	Freytag	Beatrix	
30	Sonnabend	Ruth	
31	Sonntag	*10. n. Trinit.*	

AUGUST hat 31 Tage.

1	Montag	Petri Kettenf.	
2	Dienſtag	Guſtav	
3	Mittwoche	*Auguſt*	● Neumond
4	Donnerſtag	Dominicus	
5	Freytag	Oswald	
6	Sonnabend	Ulrica	
7	Sonntag	*11. n. Trinit.*	
8	Montag	Severus	
9	Dienſtag	Ericus	
10	Mittwoche	Laurentius	☽ erſtes Viert.
11	Donnerſtag	Hermann	
12	Freytag	Clara	
13	Sonnabend	Aurora	
14	Sonntag	*12. n. Trinit.*	
15	Montag	*Mar. Himmelf.*	
16	Dienſtag	Rochus	
17	Mittwoche	Liberatus	
18	Donnerſtag	Auguſtina	☉ Vollmond
19	Freytag	Sebald	
20	Sonnabend	Bernhard	
21	Sonntag	*13. n. Trinit.*	
22	Montag	Alphonſ. *L.d.H.*	
23	Dienſtag	Zachäus	
24	Mittwoche	*Bartholomäi*	
25	Donnerſtag	Ludwig	☾ letztes Viert.
26	Freytag	Samuel	
27	Sonnabend	Gebhard	
28	Sonntag	*14. n. Trinit.*	
29	Montag	Ioh. Enth.	
30	Dienſtag	Erneſtus	
31	Mittwoche	Ioſua	

SEPTEMBER hat 30 Tage.

1	Donnerſtag	Egidius	● Neumond
2	Freytag	Abſolon	
3	Sonnabend	Manſuetus	
4	Sonntag	*15. n. Trinit.*	
5	Montag	Nathanael	
6	Dienſtag	Magnus	
7	Mittwoche	Regina	
8	Donnerſtag	*Mar. Geburt*	
9	Freytag	Sidonia	☽ erſtes Viert.
10	Sonnabend	Pulcheria	
11	Sonntag	*16. n. Trinit.*	
12	Montag	Gottlieb	
13	Dienſtag	Amatus	
14	Mittwoche	Creuz. Erhöh.	
15	Donnerſtag	Friderica	
16	Freytag	Euphemia	
17	Sonnabend	Lambert	○ Vollmond
18	Sonntag	*17. n. Trinit.*	
19	Montag	Renatus	
20	Dienſtag	Calixtus	
21	Mittwoche	*Quatemb. Math.*	
22	Donnerſtag	Moritz *Herbſt A.*	
23	Freytag	Thecla	
24	Sonnabend	Ioh. Empf.	☾ letztes Viert.
25	Sonntag	*18. n. Trinit.*	
26	Montag	Cyprian	
27	Dienſtag	Coſ. u. Dam.	
28	Mittwoche	Wenceslaus	
29	Donnerſtag	*Michael*	
30	Freytag	Hironymus	

OCTOBER hat 31 Tage.

1	Sonnabend	Remigus	● Neumond
2	Sonntag	*19. n. Trinit.*	
3	Montag	Maximian	
4	Dienſtag	Franciſcus	
5	Mittwoche	Placidus	
6	Donnerſtag	Fides	
7	Freytag	Eſther	
8	Sonnabend	Ephraim	
9	Sonntag	*20. n. Trinit.*	☽ erſtes Viert.
10	Montag	Athanaſius	
11	Dienſtag	Gereon	
12	Mittwoche	Maximilian	
13	Donnerſtag	Colomanus	
14	Freytag	Burkhard	
15	Sonnabend	Hedwig	
16	Sonntag	*21. n. Trin. Gall.*	○ Vollmond
17	Montag	Innocent	
18	Dienſtag	*Luc. Evangeliſt*	
19	Mittwoche	Ferdinand	
20	Donnerſtag	Wendelin	
21	Freytag	Urſula	
22	Sonnabend	Cordula	
23	Sonntag	*22. n. Trinit.*	☾ letztes Viert.
24	Montag	Salome	
25	Dienſtag	Wilhelmine	
26	Mittwoche	Iob	
27	Donnerſtag	Sabina	
28	Freytag	*Sim. u. Judä*	
29	Sonnabend	Narciſſus	
30	Sonntag	*23. n. Trinit.*	● Neumond
31	Montag	*Ref. Feſt*	

NOVEMBER hat 30 Tage.

1	Dienſtag	Aller Heil.	
2	Mittwoche	Aller Seel.	
3	Donnerſtag	Hubertus	
4	Freytag	*Carolus*	
5	Sonnabend	Blandina	
6	Sonntag	*24. n. Trinit.*	
7	Montag	Erdmann	☽ erſtes Viert.
8	Dienſtag	Emericus	
9	Mittwoche	Theodor	
10	Donnerſtag	Mart. Luther	
11	Freytag	Mart. Biſchoff	
12	Sonnabend	Modeſtus	
13	Sonntag	*25. n. Trinit.*	
14	Montag	Levinus	
15	Dienſtag	Leopold	○ Vollmond
16	Mittwoche	Edmund	
17	Donnerſtag	Hugo	
18	Freytag	Heſychius	
19	Sonnabend	Eliſabeth	
20	Sonntag	*26. n. Trinit.*	
21	Montag	Mar. Opfer.	☾ letztes Viert.
22	Dienſtag	Cäcilia	
23	Mittwoche	Clemens	
24	Donnerſtag	Chryſogen.	
25	Freytag	Catharina	
26	Sonnabend	Conrad	
27	Sonntag	*1. Advent.*	
28	Montag	Ruffus	
29	Dienſtag	Walther	● Neumond
30	Mittwoche	*Andreas*	

DECEMBER hat 31 Tage.

1	Donnerſtag	Longinus	
2	Freytag	Aurelia	
3	Sonnabend	*Franz. Xaver*	
4	Sonntag	*2. Advent.*	
5	Montag	Amos	
6	Dienſtag	Nicolaus	
7	Mittwoche	Marquard	☽ erſtes Viert.
8	Donnerſtag	Mar. Empf.	
9	Freytag	Agrippina	
10	Sonnabend	Iudith	
11	Sonntag	*3. Advent.*	
12	Monta[illegible]	[illegible]pimachus	
13	Dien[illegible]	[illegible]cia	
14	Mitt[illegible]	*[illegible]atember* •	● Vollmond
15	Donn[illegible]	[illegible]gnatius	
16	Freytag	Ananias	
17	Sonnabend	Iſaac	
18	Sonntag	*4. Advent.*	
19	Montag	Reinhard	
20	Dienſtag	Ammon	
21	Mittwoche	*Thomas W. A.*	☾ letztes Viert.
22	Donnerſtag	Beata	
23	Freytag	Dagobert	
24	Sonnabend	Adam u. Eva	
25	Sonntag	*H. Chriſttag*	
26	Montag	*Stephanus*	
27	Dienſtag	*Joh. Evangeliſt*	
28	Mittwoche	*Unſch. Kindl.*	
29	Donnerſtag	Ionathan	● Neumond
30	Freytag	David	
31	Sonnabend	Silveſter	

Einleitung

über das

Unſittliche der Gleichgültigkeit

und

die wahre Würde der Liebe

für die Religion.

Rien ne découvre davantage une etrange foibleſſe d'eſprit que de ne pas connoitre quel eſt le malheur d'un homme ſans dieu.

PASCAL.

Der Menſch iſt auf dem Schauplatze der Erde für den Menſchen ohne Zweifel der intereſſanteſte Gegenſtand, und es iſt ſehr natürlich, daſs für Jeden das Bedürfniſs Menſchen kennen zu lernen um ſo dringender wird, je mehr er vom Gefühle der Würde der menſchlichen Natur, und ſeiner Verwandſchaft mit ſeinen Mitweſen durchdrungen iſt.

Man kann den Geiſt, welcher unter den Menſchen eines gewiſſen Zeitalters herrſcht, ſowohl nach denjenigen Geſichtspunkten ermeſſen, aus welchen ſie einander gewöhnlich zuerſt und am angelegentlichſten beurtheilen, als nach jenen, die ſie mit Gleichgültigkeit zu behandeln oder ganz zu überſehen pflegen. Und der Charakter unſrer Zeitgenoſſen bietet, in dieſen Rückſichten betrachtet, dem Beobachter mehrere auffallende, zum Theil anziehende, zum Theil auch zurückſtoſende Züge dar. Die Anzahl der letztern iſt, man kann es ohne menſchenfeindliche Geſinnung ſagen, nicht gering. Gröſtentheils ſchätzt der Menſch den Menſchen entweder blos nach zufälſigen Eigenſchaften und Verhältniſſen, oder doch nur nach ſolchen, die ſein Erſtaunen erregen, und ihm einen angenehmen Reitz verurſachen, oder ihm einen Vortheil verſprechen. Diejenigen Beſchaffenheiten, welche die wahre Würde des Menſchen ausmachen, ſind gerade das, was die Meiſten ganz aus den Augen laſſen, oder doch nur nachläſſig berückſichtigen, wenn ſie Urtheile über einander fällen.

Ich will der groben Barbarey jener nicht erwähnen, welche zu der niedrigen Stimmung herabgeſunken ſind, den Grad von Begünſtigung, welchen das Glück ihren Mitmenſchen gewährte, zum

Maaſstabe ihrer Beurtheilung zu machen. Sie ſind zu wenig Menſchen, um die Kritick eines Menſchen zu verdienen. Allein Andre, welche ſich durch ihre Cultur weit über jene erheben, zeichnen ſich dennoch vor ihnen nur inſofern aus, als ſie für Talente des Verſtandes, des Genies, und Geſchmacks Sinn beſitzen, und nur nach dem Maaſe dieſer Talente den Werth Andrer beſtimmen.

Es hat den Anſchein, als ob die Beurtheilung aus dem Geſichtspunkte der Sittlichkeit unter den Menſchen herrſchend ſey. Wenn wir aber die wahre Sittlichkeit nicht blos in der äuſern Legalität oder llegalität der Handlungen ſondern in dem Charakter der Geſinnung und des Willens ſelbſt ſetzen, ſo verſchwindet jene Täuſchung, und zeigt ſich, daſs die Menſchen zwar aus Klugheit die Zuverläſsigkeit und Nützlichkeit ihrer Mitweſen zu berechnen pflegen, aber wegen des innern Werthes ihrer Geſinnungen und Thaten nicht ſehr bekümmert ſind. In jeder Rückſicht eine traurige, beſchämende Erfahrung! Sey es, daſs der Menſch ſelbſt ſein moraliſches Gefühl ſo wenig entwickelt, oder daſs er diejenige Herrſchaft des Egoiſm auch in ſeinen Mitweſen vorausſetzt, deren er ſich bewuſst iſt, der Menſch erwartet in der Regel von der freyen Güte ſeines Mitmenſchen nichts, alles nur von ſeiner Klugheit, und nur deßhalb ſchränkt ſich ſeine ganze Charakterbeurtheilung größtentheils nur auf die Berechnung der Erwartungen ein, die er ſich von ſeinem Mitmenſchen, als einem ſeinen Vortheil verſtehenden Weſen machen kann, oder nicht. Wiefern er diejenige Kraft ſeiner Natur entwickelt und geſtärkt habe, die vorzüglich den Menſchen zum Menſchen macht, bis auf welchen Grad er der Lauterkeit und Feſtigkeit moraliſcher Geſinnung fähig ſey, wie weit er es in der Selbſtreinigkeit und Treue für Tugend und Pflicht ihrer ſelbſt wegen gebracht habe, dieß ſind Rückſichten, welche nur äußerſt Wenige, und dieſe nur ſelten faſſen.

Innigſt hat die Natur an unſer moraliſchen Bewuſstſeyn unſre Erwartungen in Beziehung auf die Zukunft geknüpft, und die Ueberzeugungen von Gott, Unſterblichkeit und Beſtimmung ſind gleichſam angebohrne Rechte des menſchlichen Herzens.

Vertraut mit der Wahrheit, daſs nächſt der Tugend wahre Religion allein dem Menſchen Würde giebt, bemerken wir mit einer niederſchlagenden Befremdung, daſs nichts den Menſchen ungewöhnlicher iſt, als einander aus dem Geſichtspunkte der Religion zu beurtheilen.

Zwar giebt es eine groſſe Klaſſe von Menſchen, welche über den Werth oder Unwerth ihrer Brüder nach ihrer Anhänglichkeit an ein gewiſſes religiöſes Syſtem, und eine gewiſſe Form der äuſſern Gottesverehrung entſcheiden, Menſchen, welche nur die Zählung der Predigbeſuche und Communionen nöthig zu haben glauben, um den moraliſchen Gehalt Anderer kennen zu lernen.

Allein, wenn man in ihren Geiſt etwas tiefer eindringt, ſo ſieht man ſehr bald, daſs ſie bey dieſer für ſie mechaniſch gewordenen Urtheilsart an nichts weniger denken, denn an wahre Religion und wahre Sittlichkeit. Ihr ganzes Räſonnement kommt auf einen höchſtarmſeligen Schluſs zurück, den Schluſs von der Befolgung religiöſer Conventionen der bürgerlichen Geſellſchaft, auf äuſre Legalität in den Handlungen. Wer, folgern ſie, treu an den gottesdienſtlichen Einrichtungen ſeines Vaterlandes hält, dem ſind auch die Geſetze deſſelben heilig. Ob übrigens feſte Ueberzeugung von den Religionswahrheiten zum Grunde liege, und ſich nicht vielleicht unter dem Deckmantel einer erheuchelten Frömmigkeit, Unglaube oder Zweifelgeiſt verberge, intereſſirt ſie eben ſo wenig, als ſie eigentlich

Sinn und Gefühl für ächte von Tugend unterſtützte Religioſität beſitzen.

Wären die Menſchen vom Gefühle der Erhabenheit der Religion beſeelt, wäre die Nothwendigkeit ihrer Ueberzeugungen für die Menſchheit herrſchender Gedanke in ihren Seelen; ſo würde kein Menſch den andern betrachten, ohne einen geheimen Drang zu fühlen, zu wiſſen, ob er denn wohl Glauben habe, oder nicht, und, wenn er Glauben beſitzt, wie rein, wie ſtark, wie wirkſam er ſey, kein Menſch würde mit dem andern eine nähere Verbindung eingehn, ohne über ſeine religiöſen Ueberzeugungen mit ſich einig zu ſeyn, Befriedigung über dieſen Gegenſtand würde die Bande der Freundſchaft und Liebe erſt feſt knüpfen *).

Oft, wenn ich bey Begräbniſſen Schaaren von Menſchen auf dem Kirchhofe verſammelt und von den Scenen des Todes und der Verweſung umringt ſah, ergrif mich der Reitz dieſes Gedankens, und das Verlangen, einen Blick in ihre Seelen zu thun, und zu erfahren, mit

---

*) Daſs ich damit nicht etwa behaupte, der Menſch ſolle nur mit glaubenden Menſchen in nähere Verbindung treten, bedarf wohl keiner Erinnerung. Allerdings aber liegt es in meiner Meynung, daſs kein Menſch, der nicht wenigſtens mit Achtung für Religion erfüllt iſt, und angelegentlich nach ihr ſtrebt, Anſpruch auf unſre vertrautere Annäherung machen kann.

welcher Stimmung für Glauben und Hofnung ſie die Eindrücke der grauſenden Denkmähler einer unausbleiblichen Vernichtung auffaſsten. Hier ſahe ich Geſichter voll Ernſt und Nachdenken, dort Geſichter voll Melancholie, andre, in deren Zügen ſich Ruhe mahlte, andre, und dieſs war immer die gröſste Menge, welche einen gedankenloſen Kaltſinn, oder wohl gar Muthwillen ausdrückten. Ueber Alles hätte ich in ſolchen Augenblicken gern wiſſen mögen, wiefern der Gemüthszuſtand eines Jeden von dem Grade ſeiner religiöſen Gewiſsheit oder Ungewiſsheit abhänge, und Hofnung oder Furcht, Ueberzeugung oder Zweifel, Intereſſe oder Gleichgültigkeit, ſedem eine eigne Stimmung ertheile. Und ich ſchäme mich dieſes Verlangens ſo wenig, daſs ich vielmehr viel gewonnen zu haben glauben würde, wenn ich auch mit *dieſem* Geſichtspunkte für Beurtheilung und Kenntniſs der Menſchen vertraut werden könnte.

Aber *ſo* weit ſind die Menſchen noch immer in ihren Neigungen und Gefühlen an Humanität zurück, daſs in den allerwenigſten und in ihnen nur dann und wann eine matte Regung entſteht, einen Mitmenſchen von Seiten ſeiner Ueberzeugung in Beziehung auf Religion kennen zu lernen.

Freunde leben Iahrzehnte mit einander, und keiner fühlt ein Bedürfniſs, zu wiſſen, wie im Innern der Seele der Andre für die Wahrheiten von Gott und Unſterblichkeit geſtimmt ſey. Ia es iſt mir ſehr glaublich, daſs die meiſten Ehegatten durch den Tod von einander getrennt werden, ohne ſich über ihren religiöſen Zuſtand jemals einverſtändigt zu haben.

Was für eine unbedeutende Sache muſs dieſen Erſcheinungen zufolge für die meiſten Menſchen die Religion ſeyn! Wie niedrig müſſen ſie ihren Einfluſs auf ihr eignes Herz und die Herzen ihrer Mitmenſchen anſetzen! Berechnen ſie doch mit ſo vieler Emſigkeit Wohlſtand, Geſundheit, Stärke und Geſtalt ihrer Mitmenſchen, erwägen ſo genau ihre Sitten und Lebensart, ihre Geſchicklichkeiten, Talente und Kenntniſſe, machen ſie durch dieſe Gegenſtände zu Stoffen ihrer lebhafteſten und angelegentlichſten Unterhaltungen. Ueber die Religion müſſen ſie entweder nichts zu ſagen wiſſen, oder es nicht der Mühe werth, wohl gar dem Anſtande zuwider halten, darüber zu ſprechen. Denn wo findet man in kleinern oder größern Cirkeln, daß Menſchen ſich ihre religiöſen Geſinnungen frey und offen mittheilten, daß ſie durch Umtauſch ihrer Ideen, durch Ausdruck ihrer Gefühle, ſich einander zu verähnlichen und gegenſeitig aufzuklären ſtrebten. Ueberall zeigen ſie Ehrgeitz, und wollen auf einander wirken, hier ſcheint alles Intereſſe eingeſchläfert zu ſeyn, und ich habe noch keinen Menſchen gefunden, der, ohne Amtspflicht, einen Plan auf die Religioſität ſeines Mitmenſchen gemacht hätte *).

---

*) Wenn ich auſer dem Mangel an Intereſſe für die Religion noch eine ſehr glaubliche Urſache dieſer ſonderbaren Stimmung der Menſchen angeben ſollte, ſo würde ich folgende Vermuthung wagen. Man kennt das Verhältniſs, welches in unſerm Staate die Kirche einnimmt, weiſs, daſs ſie gewiſſermaaſſen zur Zwangsanſtalt geworden iſt, weiſs, wie ſo ſehr ſich leider die didaktiſchen und aſcetiſchen Geſchäfte der Diener der Kirche, wenigſtens der Form nach, zu

Man macht es unſerm Zeitalter zum Vorwurfe, daſs die Anzahl *der Ungläubigen* immer mehr und mehr wachſe. Der Vorwurf iſt gegründet, und die Erſcheinung wird demjenigen, der die Verhältniſſe dieſes Zeitalters zu berechnen weiſs, nicht eben befremden. In dem Maaſe, wie auf der einen Seite

---

einem handwerksmäſsigen Mechaniſm erniedrigen. Dieſs wirft, ſo ſcheint mir, in den Augen kurzſichtiger und ſchwacher Menſchen, einen Schatten auf *alle* Religion, und verurſacht jenes eigne Phänomen, daſs ſie ſich gegen einander ſchämen, über ihre religiöſen Geſinnungen zu ſprechen, und ihre Cultur von dieſer Seite, durch geſelligen Umgang und gegenſeitige Unterhaltung zu befördern. — Der Raum, und vielleicht auch die Zeit, (in welcher wir leben), verbiethen mir eine weitere Auseinanderſetzung dieſer Bemerkung.

der menſchliche Geiſt an einer für die Religion höchſt vortheilhaften Erleuchtung gewonnen hat, ſind auch auf der andern alle die Hinderniſſe geſtiegen, welche der Feſtigkeit und Kraft unſrer Ueberzeugungen entgegen wirken können; Hinderniſſe, welche ſelbſt Menſchen von dem edelſten Intereſſe für die Befriedigung ihres Geiſtes und Herzens oft nicht überwinden können.

Die Ungläubigen entehren ein Zeitalter nur dann, wenn ihr Unglaube verſchuldet iſt, wenn ſie, aus welchem Grunde es auch ſey, ihre religiöſe Cultur vernachläſsigten. Jene Ungläubigen, aber, welche mit Redlichkeit und Wärme nach Ueberzeugung ſtreben, haben wahre Würde und tief unter ihnen ſtehen jene verächtlichen Gläubigen, die es ohne reines Intereſſe für Wahrheit und ohne Prüfung ihrer Gründe ſind.

Die Schande unſers Zeitalters iſt die immer mehr und mehr wachſende Menge der Gleichgültigen, in deren Seelen alles Intereſſe für Religion ſchläft, und die in keinem Verhältniſſe ihres Lebens durch ihre Unentſchiedenheit über die Grundwahrheiten derſelben aufgehalten, oder beunruhigt zu werden ſcheinen.

Suche man dieſe Gleichgültigen nicht etwa nur unter denen, die Lebensgenuſs zu ihrem höchſten Zwecke machen, nicht nur auf den Schauplätzen des Luxus und der üppigen Zerſtreuung, nicht nur in den Tempeln der Wolluſt und an den Pharaotiſchen; nein man ſuche ſie auch in jeder Sphäre des thätigen Lebens, ſuche ſie in den Gerichtshöfen, in den Cabinetten und auf den Thronen, ja man ſuche ſie wohl gar unter der verächtlichen Maſke der Heucheley, auf den Lehrſtühlen der Philoſophie, auf den Kanzeln, und vor den Altären der Kirche.

Schon die Gleichgültigkeit gegen die Lehren der geoffenbarten Religion, iſt eines Weſens, wie der Menſch, höchſt unwürdig, eines Weſens, welches Alles lebhaft intereſſiren ſollte, was auf Cultur und Glückſeligkeit des Geſchlechts, zu dem es gehört, entſcheidenden Einfluſs hat. Die Sache des Chriſtenthums hingeſtellt ſeyn laſſen, es nicht der Mühe werth achten, über Aechtheit und Werth deſſelben nachzudenken, iſt eine Unmenſchlichkeit, die auch den geiſtvollſten Mann entehrt. Nichts aber erniedrigt den Menſchen ſo tief unter ihn ſelbſt, als ein Indifferentiſm, der ſich ſogar über die Grundwahrheiten der natürlichen Religion verbreitet, und den ſelbſt die groſsen Gedanken von Gott und Unſterblichkeit aus ſeiner kalten Ruhe nicht erwecken können.

Von den Gleichgültigen der letztern Art ſpreche ich hier vorzüglich, von ihnen, die alles Beſtrebens ermangeln, über das Daſeyn eines Gottes und ſein Verhältniſs zur Menſchheit und zur Welt Gewiſsheit zu erlangen.

Die ſittliche Vernunſt muſs im Menſchen entwickelt ſeyn, wenn er den Begrif der Religion faſſen, und das Bedürfniſs derſelben fühlen ſoll. Vor Entwickelung der ſittlichen Vernunſt alſo iſt die Gleichgültigkeit gegen Religion ſo unſchuldig wie der Mangel an Intereſſe für jede unbekannte Sache.

Wenn die ſittliche Vernunſt im Menſchen erwacht iſt, und das Bewuſstſeyn von Geſetz und Pflicht ſeine Rechte über ſein Herz geltend gemacht hat; dann iſt Indifferentiſm für Religion nur möglich: 1) entweder dadurch, daſs der Menſch ſein moraliſches Bewuſstſeyn nicht mit vollkommner Reinheit und Beſtimmtheit entwickelt, ihm nicht die ganze Stärke zu geben ſucht, deren es fähig iſt; 2) oder dadurch, daſs er dieſes Bewuſstſeyn und die damit verknüpften Gefühle abſichtlich unterdrückt.

Im erſten Falle erfolgt ein Indifferentiſm, der ſittliche Güte nicht ausſchlieſst, vielmehr mit einem hohen Grade derſelben verbunden ſeyn kann; im zweyten ein Indifferentiſm, den man füglich *den Indifferentiſm der Bosheit* nennen kann.

Es giebt unſtreitig Menſchen, welche bey ſehr edlen Geſinnungen, und einem verehrungswürdigen Charakter, dennoch eine froſtige Gleichgültigkeit für Religion unterhalten. Dieſe ſind von zweifacher Art; einige fühlen den Reitz der religiöſen Fragen nicht einmahl, ihr moraliſches Bewuſstſeyn leitet ſie nicht darauf hin; andre verleugnen ſich es zwar nicht, daſs jene Fragen für den moraliſchen Menſchen unabweiſsliche Fragen ſind, aber ſie unterdrücken den Reitz derſelben, und geben ſich durch mannigfaltige pſychologiſche Kunſtgrifſe abſichtlich eine Stimmung von Gleichgültigkeit für dieſelben.

Den Indifferentiſm Iener möchte ich den *Indifferentiſm des Herzens*, den von dieſen *den Indifferentiſm des Kopfs nennen.*

Der Indifferentiſm des Herzens ſittlich guter Menſchen, geht aus der zwar nicht ganz vernachläſsigten, aber doch auch nicht weit genug getriebenen Cultur des Herzens hervor. Sobald der Menſch ſein moraliſches Bewuſstſeyn bis zur deutlichen Vorſtellung der Geſetze und Pflichten nach ihrem ganzen Umfange und ihrer vollen Strenge erhoben hat, dann dringen ſich ihm die Fragen der Religion ohne ſein weiteres Zuthun von ſelbſt auf, und er begreift, daſs in ſeinem Herzen Selbſteinigkeit und Friede nicht eher möglich iſt, als er in ſeinem Kopfe über die Fragen der Religion befriedigend entſchieden hat. Der Grund des Indifferentiſm des Herzens ſittlich-guter Menſchen, liegt alſo doch nur darinn, daſs ſie nicht genug ſittlich-gut ſind. Wir können dieſen Gleichgültigen zurufen: Noch ſeyd ihr weit vom Ziele entfernt, und durch Stillſtehn auf der Stufe, die ihr einnehmt, entehrt ihr die Menſchheit. In Herzen, welchen die Bande noch unſichtbar ſind, welche Tugend und Religion zuſammenknüpfen, iſt nur erſt eine ſchwache Morgenröthe der ſittlichen Güte aufgedämmert. Ihr ſeyd, im erſten Erwachen, ermannt euch, denn wenn ihr zögert, ſinkt ihr vielleicht in tiefen ſchändlichen Schlaf zurück! — —

Der *Indifferentiſm des Kopfs* bey Menſchen von moraliſcher Güte hat ſeinen Grund in einer Stimmung des Erkenntnißvermögens, die in ihnen herrſchend ward. Sie haben Cultur genug für ihr Herz gewonnen, um die Wichtigkeit der religiöſen Fragen für den Menſchen zu fühlen. Allein Mistrauen in die Fähigkeit der Vernunft, dieſe Fragen befriedigend zu beantworten, ſchreckt ſie von aller Unterſuchung ab. Nachdenken über die Gegenſtände der Religion möchte, fürchten ſie, wohl gar am Ende zu Zweifeln gegen die Moralität ſelbſt führen, und ihnen diejenige Ueberzeugung rauben, von welcher allein die Achtung ihres Weſens und Daſeyns abhängt. Sie unterdrücken alſo den Reiz der religiöſen Fragen abſichtlich, biethen ihre ganze Herrſchaft über ſich ſelbſt auf, um ſich das Intereſſe derſelben zu verläugnen, und ſo ſtimmen ſie ſich zu einer Gleichgültigkeit, die man auf den erſten Blick mit ihrem ſittlichen Gefühle nicht vereinbaren kann *).

---

*) Es iſt nicht zu leugnen, daſs ein ganz richtungsloſes, oder übelgeleitetes Studium der

Wenn auch dieſe Gleichgültigen unter allen übrigen die meiſte Nachſicht verdienen, ſo iſt dennoch jene Geſinnung, aus welcher ihr Indifferentiſm entſpringt, verwerflich und unedel. Der Menſch, als erkennendes Weſen, verliert allen Anſpruch auf Achtung, wenn er nicht nach Wahrheit, ihrer ſelbſt wegen, ſtrebt, unbekümmert, wohin ſie führe, und was man dadurch gewinne, und eben dieſer Menſch, als moraliſches Weſen, muſs ſich vor ſich

philoſophiſchen Syſteme viele übrigens achtungswürdige Männer zu einem ſolchen Indifferentiſm führet. Ja ſchon die Bemerkung der Abweichungen der gröſsten Köpfe in der Entſcheidung über religiöſe Wahrheiten kann in vielen jene Stimmung hervorbringen.

ſelbſt ſchämen, wenn er noch fürchten kann, ſeine Sittlichkeit könne durch irgend eine Ueberzeugung aufgehoben werden. Durch Ueberzeugungen unglücklich zu werden, kann in vielen Fällen der Menſch mit aller ſeiner Kraft nicht verhindern; er ſoll aber deshalb, ſo fordert es die Würde ſeiner Natur, vor keiner Wahrheit die Augen zudrücken. Seine ſittliche Güte wird durch die Allgewalt ſeines Willens geſichert, *ſie* kann ihm, wenn er dieſe nur geltend macht, ſo gewiſs durch keine Ueberzeugungen entriſſen werden, als es überhaupt im ganzen Reiche des Möglichen keine Kraft giebt, der ſein Wille nicht widerſtehen könnte.

Möchte indeſſen doch nur der unpartheyiſche Beobachter des Zeitalters der Wahrheit zufolge ſagen können, die Gleichgültigen der eben angeführten Art machten unter allen die Mehrheit aus. Dann dürfte der Menſchenfreund die ſchöne Hofnung faſſen, daſs mit den Fortſchritten der philoſophiſchen Aufklärung, und der ſittlichen Cultur jene niedrige Stimmung allmählig verſchwinden werde. Allein jemehr er ſeine Aufmerkſamkeit auf die mannigfaltigen ſprechenden Zeichen der Geſinnung ſeiner Zeitgenoſſen gegen die Religion richtet, und jemehr er ſie mit denen eben ſo bedeutenden Ausdrücken ihrer Moralität vergleicht, um ſo wahrſcheinlicher wird es ihm, daſs der Indifferentiſm der meiſten aus Unterdrückung ihres ſittlichen Gefühls, aus Mangel alles Intereſſes für den Plan der Welt, und die in ihr herrſchende moraliſche Ordnung entſpringt.

Dieſer Indifferentiſm, man kann ihn *den Indifferentiſm der Bosheit* nennen, iſt ſo ſchändlich, als die Quelle, aus welcher er hervorgeht. Gleichgültige dieſer Art haben die Keime aller ſittlichen Güte in ſich erſticken müſſen, ehe ihr Herz ſich der Religion ſo ganz verſchlieſsen konnte, und ſie verſenkten ſich in dieſe tiefe Erniedrigung nur deshalb, um jede Einſchränkung zu entfernen, die ihre üppige Sinnlichkeit von dem ernſten Gedanken der Pflicht, und einer moraliſchen Ordnung befürchten muſs.

Wer, der edler Gefühle fähig iſt, kann die Seele ſolcher Menſchen ohne eine Anwandlung von Grauſen denken! Ihr Selbſt iſt ihnen Alles, Genuſs das einzige Ziel, wornach ſie ſtreben, Welt und Menſchen ſind ihnen nur inſofern wichtig, als ſie Mittel für die Bedürfniſſe ihres Egoiſm darbiethen, und nur die Bande des Eigennutzes können ſie mit ihren Brüdern verbinden. Vergebens ſucht unſer Herz Berührungspunkte, um ein Gefühl von Verwandſchaft in dieſen entarteten Weſen zu wecken; es findet die Menſchheit im Todesſchlafe, und bebt zurück. Oder wenn es ſich ihnen mitleidvoll nähert, um vielleicht die ſchlafende zu wecken, ſo wird es bis ins Innerſte durch einen Spott empört, den ein böſer Geiſt dieſen Weſen eingehaucht zu haben ſcheint.

Wenden wir uns von ihnen weg, und richten unſern Blick auf die Freunde der Religion. Wahr iſts, die Anzahl derſelben ſcheint bey aller Verderbniſs des Zeitalters nicht gering zu ſeyn, unter allen Ständen treffen wir Menſchen, welche mit Eifer nach religiöſer Ueberzeugung ſtreben, oder, wenn ſie ſchon ſo glücklich ſind, ſie zu beſitzen, ſie mit feuriger Liebe nähren, und über ihr, wie über einem heiligen Schatze, wachen.

Allein die Beweggründe, welche die Freunde der Religion an ſie binden, ſind nicht bey allen von gleichem Gehalte und Werthe. Wir müſſen die unlautern Triebfedern der Liebe zur Religion von den einzig würdigen unterſcheiden, um zu beſtimmen, wie erhaben die Geſinnung desjenigen ſeyn müſſe, welcher den ehrenvollen Nahmen eines ächten Freundes der Religion verdienen ſoll.

Es iſt menſchlich, das Daſeyn zu lieben, und vor der Vernichtung zu ſchaudern, menſchlich, eine endloſe Dauer des Daſeyns, von angenehmen Gefühlen begleitet, zu wünſchen, und nach Gründen zu verlangen, die uns berechtigen können, ſie zu hoffen. Allein eigennützig ſind denn doch alle Wünſche und Regungen, die aus jener ſinnlichen Begier entſpringen, auch das feurigſte, ſtärkſte Gefühl derſelben führt nichts edles, nichts achtenswürdiges mit ſich.

In den Seelen vieler Menſchen hat die Liebe für Religion keine andre Quelle. Der Glaube ſoll ihnen, dieſs iſt ihre einzige Abſicht, einen ewigen Genuſs des Lebens zuſichern, und den furchtbaren Gedanken einer bevorſtehenden Vernichtung für immer vertilgen. Sie ſuchen einen Gott, weil er der Vater alles Lebens iſt, und nur die Allmacht eines ſolchen Weſens ein Geſchöpf vor den zerſtöhrenden Kräften der Natur zu retten vermag.

Nicht viel mehr Werth, als die Geſinnung dieſer hat jene von Andern, die ſich der Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit der Seele nur deſshalb hingeben, um mit Zuverſicht Belohnung für ihre vermeintlich guten Handlungen faſſen zu können. Ihre ganze Ehrfurcht für die Religion ruht auf Eigennutz, und hat eben ſo wenig wahren Werth, als alle ihre vermeintlich guten Handlungen, die unter dem Einfluſſe ihrer religiöſen Ueberzeugungen erfolgten. Doch man ſollte nicht einmahl ſagen, daſs ſie Liebe für *Religion* beſitzen, denn jene Arten der Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes, und der Unſterblichkeit der Seele, nach welchen ſie ſtreben, oder, welche ſie ſchon beſitzen, können unmöglich dieſen geheiligten Nahmen verdienen, da mit ihnen jene Wahrheiten nur zu Mitteln für Befriedigung des Triebes nach Ruhe und Glückſeligkeit herabgewürdigt werden.

Glaube an Gott kann nur dann Religion genannt werden, wenn er auf einem reinen Intereſſe für die moraliſche Ordnung und die Ausführung des davon abhängigen einzig möglichen moraliſchen Plans für die Welt ruht. Dann iſt er nicht bloſes Mittel für die Erreichung eines ſelbſtiſchen Zweckes; wenn er zu irgend etwas Mittel iſt, ſo iſt er es nur zur gröſsten möglichen Befeſtigung jenes Intereſſe, nur zur ſichern Stiftung einer wahren Selbſteinigkeit in den Seelen der Menſchen; ich ſage einer *wahren*, um jene falſche, unwürdige Selbſteinigkeit auszuſchlieſſen, welche Menſchen zu beſitzen wähnen, indem Sie die Wirkſamkeit ihrer ſittlichen Vernunft unterdrücken, und ungeſtöhrt durch ihre Geſetze, und die Vorwürfe des Gewiſſens die Leitung ihres eigennützigen Triebes der Klugheit überlaſſen. So wie ein ſolcher Glaube ganz uneigennützig iſt, ſo hat er auch an ſich eine Würde, welche durch diejenigen Gefühle, die man durch ihn gewinnt, weder erhöht, noch vermindert wird.

Wer nach einem ſolchen Glauben ſtrebt, der müſste vorher die Kraft ſeines ſittlichen Gefühls über ſein ſinnliches Selbſt erheben, alle niedern Neigungen müſſen ihre unlautern Stimmen aufgeben, und der unbeſchränkten Herſchaft einer reinen Achtung für Geſetz und Moralität weichen. Bey dieſer Erhabenheit des

Sinnes hat er keinen höhern Entzweck, als, daſs jene moraliſche Ordnung im Weltall, welche die Vernunft als nothwendig ankündigt, keine bloſse Idee ſey, ohne Gehalt und ohne Erfolg, daſs ſie vielmehr in ihrem vollen Umfange wirklich realiſirt werde. Den Gedanken einer ſolchen Ordnung aufzugeben vermag er nicht, ihm unbedingte Ehrfurcht zu verſagen, iſt gleich unmöglich, und dennoch läuft er Gefahr, ſich im Beſitze jenes Gedankens und dieſer Ehrfurcht zu beklagen, oder zu verſpotten, wenn er ſo unglücklich ſeyn ſollte, keine Ueberzeugung von der Uebereinſtimmung des Plans der Welt mit derſelben zu erlangen.

Zwar würde jener Gedanke immer der erhabenſte für den Menſchen bleiben; auch der edeldenkende Leugner und Zweifler muß die ganze Würde ſeines Daſeyns und Selbſtgefühls in ihn ſetzen; allein, als bloſer Gedanke, wäre er doch nur eine erhabene Täuſchung, deren Enthüllung den Menſchen in Verzweiflung ſetzen müßte, nicht, weil er dann alle Ausſicht auf künftige Glückſeligkeit auf einmahl verſchloſſen ſähe, ſondern weil er gezwungen wäre, den edelſten Geſichtspunkt aufzugeben, aus welchem Welt und Menſchheit betrachtet werden müſſen, gezwungen wäre, Geſetz und Pflicht zugleich zu behaupten und zu leugnen, mit einem Worte, für immer mit ſich ſelbſt zu zerfallen.

Derjenige Menſch, welcher nach Ueberzeugung von der Unſterblichkeit ſtrebt, blos wegen des Reitzes, den das Leben, und die Fähigkeit angenehmer Gefühle für ihn hat, wird freylich ſchaudern, wenn ſich Ueberzeugung von dem Ungrunde derſelben ſeiner bemächtigt, aber er wird ſich zu tröſten wiſſen, er wird ſich in die traurige Nothwendigkeit ergeben, mit dem Tode vernichtet zu werden, wird den Gedanken daran ſo viel als möglich unterdrücken, wird einen klugen Plan für den Genuſs ſeines Lebens entwerfen, und vielleicht dieſen

Plan ſo glücklich durchführen, daſs er, wie ein geſättigter Gaſt, den Gränzen des Lebens, worin für ihn kein neuer Genuſs mehr zu hoffen iſt, entgegengeht. Er wird, wie jener beym Petron ein Skelet auf die Tafel ſetzen, wird freylich ſeufzen: *„So werden wir alle geſtaltet ſeyn, wenn uns die Unterwelt empfangen hat!“*

(Sic erimus cuncti, poſtquam nos auferet orcus).

aber auch hinzuſetzen: *„Laſst uns denn den kurzen Zeitraum des Daſeyns genieſsen!“*

(Ergo vivamus, dum licet eſſe, bene!)

Die Natur wird ihm ſelbſt zu Hülfe kommen; hat ſie es ſo eingerichtet, daſs mit dem Abnehmen der Genuſsfähigkeit auch das Verlangen zu leben abnimmt, ſo wird er zu einem Punkte der Ermattung und Gleichgültigkeit herabſinken, wo er den Tod als eine Wohlthat anſieht *).

Ganz anders mit demjenigen Menſchen, deſſen Verlangen nach Ueber-

---

*) Ich glaube nach Gründen einzuſehn, daſs der Menſch, blos als ein genuſsfähiges Weſen betrachtet, das Ende eines alle Alter durchgegangenen Lebens nicht fürchtet, ſondern vielmehr wünſcht. Schrecklich kann ihm nur ein Tod vor der Zeit ſeyn, d. h. ein Tod, welcher der natürlichen Abſtumpfung ſeiner Reizbarkeit für Vergnügen zuvorkommt.

zeugung von der Unſterblichkeit, von dem Reitze des Lebensgenuſſes unabhängig iſt, und nur auf einem unüberwindlichen Intereſſe für die Wahrheit und Realität der moraliſchen Ordnung in der Welt ruht. Wenn ein ſolcher ſo unglücklich iſt, ſich jene Ueberzeugung nicht geben zu können, ſo iſt ſeine Ruhe für immer verlohren, für ihn giebt es keinen Troſt, keine Mittel, dem Gedanken des Todes das Schreckliche zu nehmen. Nicht die Vorſtellung des Verſchwindens aller Gefühle, und der Unmöglichkeit alles Genuſſes macht ihm den Tod ſchauderhaft; nein die Vorſtellung nur, daſs die Welt ohne Plan iſt, der Gedanke der moraliſchen Ordnung ein Hirngeſpinſt, der Menſch ein unſeliges Geſchöpf, beſtimmt, in jedem Augenblicke ſich ſelbſt zu belügen, und ſich ſelbſt Lügen zu ſtrafen.

Ein ſo gegründetes Verlangen nach Ueberzeugung von der Unſterblichkeit zeigt ſich in mannichfaltigen Graden unter den Menſchen, je nachdem ſie ihre moraliſche Vernunft und ihr moraliſches Gefühl mehr oder weniger entwickelt und geſtärkt haben. Schon bey ſolchen, die dieſs noch nicht eben bis auf einen hohen Grad gethan haben, zeigt es ſich doch in einer unüberwindlichen Sehnſucht, an den Angelegenheiten der Menſchheit, auch nach dem Tode noch

Antheil nehmen zu können, wenigſtens den Fortgang derſelben doch zu erfahren, in einem ſtarken Verlangen, unter den Menſchen einen ewigen Ruhm zu erlangen, und ſein Andenken unter ihnen ins Unendliche fortgepflanzt zu wiſſen.

Dieſes Verlangen aber kann nur in ſofern dauernd ſeyn, als der Menſch ſeine Unſterblichkeit nicht leugnet oder bezweifelt. Denn ſobald er dieſs thut, wird ihn die Sache der Menſchheit und ihre Schickſale nach ſeinem Tode nicht mehr ſehr intereſſiren können. Der Untergang *eines* moraliſchen Weſens iſt der Untergang des ganzen moraliſchen

Reiches, wird *eines* vernichtet, ſo iſt die ganze Idee einer moraliſchen Ordnung Chimäre, und alle weltbürgerliche Geſinnung verſchwindet, oder iſt leere Phantaſterey. —

Ganz in jenem Geiſte eines tiefgefühlten Intereſſe für den Plan der Welt und die Beſtimmung der Menſchheit, ſpricht Cato, in Cicero's Buche vom Alter, über die Unſterblichkeit. „Das bloſe Leben, ſagt er, hat ſo wenig einen dauernden Reiz, daſs ein Greis es wohl ſchwerlich für eine Gnade halten dürfte, ſeine Laufbahn vom Anfang zu beginnen; das Verlangen darnach hat, wie jede blos ſinnliche Begier ſeine Grenzen, wo es in Sättigung endet*). Aber Enthuſiaſm für Vaterland und Menſchheit erheben unſern Geiſt zur Hofnung einer Fortdauer nach dem Tode, und ein edler Menſch kann den Gedanken nicht ertragen, daſs er an der Zukunft keinen Theil habe**).“

---

*) *Quod ſi quis deus mihi largiatur, ut ex hac aetate repueraſcam, et in cunis vagiam, valde recuſem: nec vero velim, quaſi decurſo ſpatio, ad carceres a calce revocari. Quid enim habet vita commodi? quid non potius laboris? Sed habeat ſane; habet certe tamen, aut ſatietatem aut modum.*

**) *Nemo unquam mihi, Scipio, perſuadebit, aut patrem tuum Paullum, aut duos avos, Paullum et Africanum, aut Africani patrem aut patruum, aut multos praeſtantes viros, quos enumerare non eſt neceſſe, tanta eſſe conatos, quae ad poſteritatis memoriam pertinerent, niſi animo cernerent,* Der ächte Freund der Religion ſucht, indem er nach Ueberzeugung verlangt, nichts für ſein Individuum. Was mit ihm als einem lebenden genuſsfähigen Weſen werde, iſt ihm gleichgültig; nur daſs die Vernunft mit der moraliſchen Ordnung, die ſie als nothwendig be-

poſteritatem ad ſe pertinere. An cenſes (ut de me ipſe aliquid more ſenum glorier) me tantos labores diurnos, nocturnosque domi militiaeque ſuſcepturum fuiſſe, ſi iisdem finibus gloriam meam, quibus vitam eſſem terminaturus? Nonne melius multo fuiſſet, otioſam aetatem, et quietam, ſine ullo labore et contentione traducere? Sed neſcio, quomodo animus, erigens ſe, poſteritatem ſemper ita proſpiciebat, quaſi, cum exceſſiſſet e vita, tum denique victurus eſſet. quod quidem ni ita ſe haberet, ut animi immortales eſſent, haud optimi cuiusque animus maxime ad immortalem gloriam niteretur.

ſtimmt, nicht zur Lügnerin werde, die edelſte Vorſtellung, zu der der Menſch ſich erheben kann, und die ihm allein Anſpruch auf Würde und Achtung ſeines Daſeyns giebt, kein Traum ſey; dieſs iſt die dringende Angelegenheit, die ihn unwiderſtehlich zum Nachdenken antreibt.

Verſprecht ihm eine Unſterblichkeit durch das bloſe Spiel von Naturkräften, die in gar keinem Verhältniſſe mit Moralität ſtehen, und für die Menſchheit und das Steinreich mit demſelben blinden Mechanism wirken, eine Unſterblichkeit mit grenzenloſem, ſich immer erneuernden Genuſſe, aber ohne moraliſche Ordnung; ohne einen allgemeinen Plan, an welchem alle vernünftige Weſen Theil nehmen, er wird ſie, als ſeiner unwürdig, von ſich weiſen, wird lieber untergehn, als mit dieſer Vernunft in einer ſo vernunftwidrigen Welt exiſtiren wollen. Und ſo wird er nicht deſshalb entſcheiden, weil er fürchtete, eine ſo wollüſtige Fortdauer würde in die Länge doch Ueberdruſs mit ſich führen; dann wäre ſein Beſtimmungsgrund eigennützig; nein, er wird den Verluſt der Würde ſeines Daſeyns nicht überleben, wird lieber in das Nichts zurückkehren, als eine Ewigkeit durchſchwelgen wollen, die mit Verzweiflung an der Menſchheit und Verachtung des Univerſums verknüpſt wäre.

Selbſtmord iſt eine That, welche die moraliſche Vernunft verdammt, und vor welcher die Menſchheit zurückſchaudert. Verwerflich ohne Einſchränkung iſt die Geſinnung eines Weſens, für welches das Bewuſstſeyn des Werthes eines vernünftigen Daſeyns nicht Stärke genug hat, um jedes Intereſſe zu überwinden, welches dem Verlangen zu leben entgegenwirkt, und gräſslich ohne Gleichen der Entſchluſs, womit der Wille ſich gegen ſich ſelbſt kehrt, und ſeine Freyheit zum Organe ſeiner Vernichtung, das

Leben zum Mittel für den Tod macht. Aber wer, der die Grenzen kennt, über welche hinaus der Menſch ſich ſelbſt ermangelt, würde den Stab über einen Unglücklichen brechen, der bey dem reinſten Streben nach Glauben und Hofnung, die empörende Ueberzeugung von der Nichtigkeit einer moraliſchen Weltordnung und der Unmöglichkeit einer Fortdauer nach dem Tode gefaſst hätte, und der nun, unfähig, den Anblick einer Welt zu ertragen, in welcher die Sache der Menſchheit verlohren iſt, ſein Daſeyn gewaltſam abkürzte?

Ohne zu erröthen ſage ich, daſs ich dieſen Unglücklichen bejammern, aber mich vor ſeiner edeln Seele tief beugen würde, einer Seele, die nur deſshalb unter liegt, weil ihr Moralität und Pflicht mehr als Alles gielt, für welche Leben und Glückſeligkeit ihren Reitz verlieren, wenn man ſie nicht einem heiligen und gerechten Gotte zu verdanken hat. Unſer Zeitalter hat keine ſolchen Selbſtmörder, obwohl Ehrgeitz, Liebe, und Mangel die entſetzliche Handlung immer mehr und mehr vervielfältigen; unſre Leugner wiſſen das Leben zu ertragen, wenn auch Gott und Unſterblichkeit, Pflicht und Geſetz Chimären für ſie ſind*).

---

*) Daſs ich mit allem hier Geſagtem dem Selbſtmorde in keiner Rückſicht das Wort rede.

Allein iſt denn der Fall, den ich eben geſetzt habe, iſt er auch nur möglich? Sollte ſich in einer Seele, die von reinem Intereſſe angetrieben nach Gewiſsheit in Beziehung auf Gott und Unſterblichkeit ſtrebt, ſollte ſich in ihr eine entſchiedene Ueberzeugung befeſtigen können, daſs der Menſch ſich mit allem religiöſen Glauben, und allen damit verknüpften Hofnungen betrüge? Sollte es nicht vielmehr für alle Menſchen einen gemeinſchaftlichen Weg geben, auf

---

habe ich wenigſtens für die nicht nöthig zu erklären, die mich mit Verſtand leſen. Indeſſen ſcheint mir einzuleuchten, daſs die gewöhnlich gebrauchten Gründe gegen den Selbſtmord, auf die Art deſſelben, von welcher ich ſpreche, nicht paſſen.

welchem ſie zur Ueberzeugung gelangen können, nicht für jedes Individuum gewiſſe beſondre Mittel, um einen ſichern und dauernden Glauben zu gewinnen? Sollte nicht der Suchende, wenn er nur redlich ſucht, auch finden? Man müſste die Natur des Menſchen ſehr verkennen, wenn man dieſs bezweifeln wollte, und es würde die gröſste Kurzſichtigkeit verrathen, wenn man es deſshalb bezweifelte, weil die Erfahrung lehrt, daſs viele edle Menſchen, bey allem ihrem Verlangen nach religiöſer Ueberzeugung, dennoch einen Unglauben nicht überwinden können, der ſie unglücklich macht. Wenn wirklich unſre Vernunft, und unſer ganzes Vorſtellungsvermögen durch die Natur ſo eingerichtet iſt, daſs mit ihrer vollkommen geſetzmäſsigen Entwickelung, und Aeuſſerung eine Ueberzeugung von den Wahrheiten der Religion hervorgehen muſs, die, obwohl ſie Glaube iſt, dennoch unſer ganzes Herz befriedigt, wenn ſich die Menſchheit nach denen zu ihr gehörigen geiſtigen Vermögen in allen Einzelnen vollkommen gleich iſt, ſo muſs jeder Menſch gläubig werden können, wenn er ſeine Menſchheit, und die in ihr enthaltenen Keime der Religion, vollkommen angemeſſen ſeinen individuellen Eigenſchaften und Verhältniſſen entwickelt.

Wahr iſt's, jeder Einzelne beſitzt bey den allgemeinen Anlagen für die Religion eigenthümliche Beſchaffenheiten, welche auf jene bald vortheilhaften, bald nachtheiligen Einfluſs haben, und es unmöglich machen, daſs Alle auf eine und dieſelbe ganz gleiche Weiſe Ueberzeugung gewinnen. Iedes Individuum bedarf einer beſondern Cultur zur Religion, einer Cultur, bey welcher alle ſeine Eigenthümlichkeiten, welche den Glauben befördern oder hindern können, genau in Rechnung gebracht, und zweckmäſſig behandelt werden müſſen.

Aber wie weit iſt von dieſer Seite die Erziehung des Menſchen gegen ihr

Ziel zurück! Wie flach und unangemeſſen den Verhältniſſen der Einzelnen iſt der religiöſe Unterricht, den wir in der Iugend bekommen! Wie ſo ganz ſchränkt ſich die Bildung, die wir von dieſer Seite in unſern frühern Iahren erhalten, auf das Verſtändniß und die Annahme einiger dürftigen Demonſtrationen und Erklärungen ein! Man fordert nicht, wie es geſchehen ſollte, unſerm Herzen die Religion ab, nein, man übergiebt ſie unſerm Gedächtniſſe, welches ſie gewöhnlich mit einer nicht viel andern Stimmung aufnimmt, als die Nahmen der Römiſchen Kaiſer und die Jahrzahlen ihrer Regierung. Und wenn ſich denn nun bey reifern Iahren Selbſterkenntniſs und Gefühl unſrer Ohnmacht allmählig in uns zu regen anfängt; dann iſt unſer Herz ſchon ſo ausgetrocknet, ſchon ſo gewohnt ſeiner Leere, daſs wir nicht ahnden, was in uns ruht, und was wir zu wecken haben. Glücklich noch, wenn eine lichte Stunde der Empfindung uns die ſchlafende Kraft eines lebendigen Glaubens verräth, und wir wenn auch nur in vorüberblitzenden Momenten die Ahndung einer Gewiſsheit und Zuverſicht faſſen, die, wie die wohlthätige Sonne, Licht und Wärme zugleich über unſer Herz verbreitet. Glücklich wir, wenn bey ſolchen Blikken in unſer Innerſtes unſer edles Selbſt ſich ermannt, und uns zu einem Enthuſiaſm begeiſtert, der alle Triebfedern des Geiſtes und Herzens in Freyheit und Spiel ſetzt, um uns für die Höhe des Glaubens zu beflügeln. — —

Hat der Menſch, angetrieben von jenem reinen Intereſſe, welches ich als die einzige ächte Quelle aller wahren Religion angegeben habe, durch ein uneigennützige Forſchen nach Wahrheit Ueberzeugung erlangt, ſo hat ſein Glaube an ſich Würde, und zugleich alle Handlungen, die er, um ihn zu ſtärken, unternimmt, alle Gefühle, durch die er ihn belebt. Sein Glaube iſt ihm heilig, nicht weil er ihm das Leben verſüſst oder ſeine Ruhe gründet; nein, er iſt ihm heilig, weil er ſein moraliſches Bewuſstſeyn ſichert, und von dem Verdachte des Widerſinnigen und Phantaſtiſchen rettet, weil er gleichſam die tragende Stütze ſeiner Treue für Pflicht, ſeiner Ueberzeugung von der Wahrheit und Realität des moraliſchen Plans der Welt iſt, weil er ihn in den Stand ſetzt, dasjenige mit ununterbrochener Feſtigkeit zu achten, was im ganzen Gebiethe der erkennbaren Welt, allein ſeiner ſelbſt wegen geachtet werden muſs. Der Wille dieſes Gläubigen ſteht mit ſeinem Glauben in Wechſelwirkung, mit der Erhöhung ſeiner ſittlichen Güte ſteigt die Kraſt des Glaubens, und das Wachsthum des Glaubens wirkt hinwiederum zur Vervollkommnung des Willens mit. Nennt dieſen Glauben nicht Schwäche, ihr verächtlichen Menſchen, die ihr euch mit Gleichgültigkeit gegen Religion brüſtet, er iſt das Reſultat der gröſsten, und mit immer gleichen Spannung fortdauernden Stärke, deren der Menſch fähig iſt; er erhebt ſich nur über den Trümmern des Egoiſm, eine Seele, in welcher er herrſcht, kann Leben und Lebensgenuſs vergeſſen, während ſie ſich im Gedanken der Beſtimmung der Menſchheit und der ewigen Ordnung des Weltalls verliehrt.

So wie die ganze Geſinnung des wahren Gläubigen ſittlich gut iſt, ſo iſt er auch vorzüglich von jenem edlen weltbürgerlichen Geiſte erfüllt, der kraftvoll und thätig zur Vollkommenheit des Menſchengeſchlechtes mitwirkt.

Der Glaube des Egoiſten, der nur Ruhe und Ausſicht auf Belohnung ſucht, iſt ein todter Glaube, und verträgt ſich, auf welche Dogmen er auch gerichtet ſey, mit der gröſsten Liebloſigkeit und Trägheit für das Beſte der Menſchheit; ja, der Menſch ſinkt in dem Maaſe als moraliſches Weſen, in welchem jener Glaube, durch den Einfluſs der Triebfedern, die ihn erregen, wächſt.

Wenn ein Gläubiger dieſer Art tugendhaſt ſcheint, ſo iſt es blos Täuſchung; nach den Beweggründen ſeiner Handlungen iſt er es nicht; denn ſeine Fertigkeit, Pflichten auszuüben, gründet ſich auf ſein Verlangen nach Ruhe und angenehmen Gefühlen, und ſeine Hofnung einer künftigen Belohnung. Er denkt ſich einen Tauſchvertrag zwiſchen ihm und ſeinem Gott; ſeine Leiſtung ſind Handlungen, welche das äuſre Gepräg der Sittlichkeit tragen, ewige Belohnungen die Gegenleiſtung ſeines Gottes. So entfernt iſt der Verblendete von dem Begriffe dieſes heiligen Weſens, daſs er nicht ahndet, wie widerſprechend jenes ganze Verhältniſs iſt. Erwarte man von ihm keine groſsen Handlungen für Menſchheit und Vaterland, keine Thaten, deren Segen erſt die Nachwelt ärndte. Der wahre Geiſt der Tugend iſt ihm fremd, in der Tiefe ſeiner Erniedrigung ſieht er auch in den übrigen Menſchen nur Weſen ſelbſtſüchtig, wie er, zwiſchen Genuſs und Leiden, Hofnung und Furcht getheilt, findet zwiſchen ihnen und den vernunftloſen Thieren keinen andern Unterſchied, als daſs jene im Streben nach Vergnügen planmäſsig verfahren und dabey keine Grenzen ihres Verlangens und ihrer Phantaſie kennen, dieſe nur ihrem Inſtinkte dabey folgen, und in den Grenzen deſſelben bleiben. Achtung vor der Menſchheit, iſt ihm alſo natürlich ein ganz unbekanntes Gefühl, denn die Menſchheit iſt ihm verborgen, er findet ſie weder in ſich, noch auſser ſich; nicht in ſich, denn da ſchläft ſie, nicht auſer ſich, denn der, in welchem ſie ſchläft, vermag ſie in andern Menſchen gar nicht zu erkennen. Was ſoll ihn alſo zu Thaten für das Glück ſeiner Zeitgenoſſen begeiſtern, was ihn zu jenem Enthuſiaſm hinreiſsen, womit der Geiſt des Edeln in groſsen Entwürfen die Grenzen des Lebens überfliegt, und ſich ferne Generationen verbindlich macht, die nur ſeiner Aſche danken können? Mit ſeinen Zeitgenoſſen kann nur der Eigennutz ihn verbinden; die Nachwelt, die ihn nicht glücklich machen kann, hat keine Anſprüche auf ſein Herz, und der edelſte Enthuſiaſm für ſie dünkt ihm nur eine romanhafte Schwäche. Scheint er in einer Anwandlung von frommer Laune für die Nachwelt zu ſorgen, verwendet er ſeine Reichthümer zu milden Stiftungen; glaubt nicht, daſs er die Nachwelt im Herzen trage, nicht, daſs ein Gefühl von Verwandſchaft, und der erhebende Gedanke der Würde der Menſchheit die Quelle ſeiner Wohlthätigkeit ſey; ſeine glänzenden Schenckungen ſind nur auf die Schrecken des Todes und die Vergeltung Gottes berechnet, er will ruhig entſchlafen, und froh erwachen, darum ſtreut er ſo reichen Saamen für die Zukunft aus.

Wie ganz anders iſt der Geiſt, von welchem derjenige beſeelt iſt, bey dem der religiöſe Glaube auf dem höchſten und unüberwindlichem Intereſſe eines reinen Herzens ruht. Ihm iſt der Gedanke der Beſtimmung ſeines Daſeyns in ihrer ganzen Erhabenheit immer gegenwärtig, und je inniger er mit ihm vertraut wird, um ſo dringender und werther wird ihm ſein Beruf, für die Menſchheit zu handeln. Klein iſt ſeine Sphäre auf dieſem Planeten, aber groſs die Aufgabe, die ſein edles Herz ſich ſelbſt giebt; nicht für ſich, nein für das Ganze ſoll er ſich gebohren glauben, und erfüllt vom Gedanken der moraliſchen Ordnung, die gleichſam die Seele der Weltregierung iſt, in dem Kreiſe ſeines irdiſchen Daſeyns wirken, wie Gott. In jedem Verhältniſſe kann er dieſen Geiſt wirkſam machen, und ſollte ihm das Schickſal ſeiner Tage auch in einen noch ſo kleinen Raum zuſammenengen, ſeine Geſinnung kann ihm kein Schickſal entreiſsen; in ihn verſchloſſen, und abgeſchnitten von allem Einfluſſe auf die wirkliche

Welt flammt ſein Enthuſiaſm in tauſend edle Wünſche für Welt und Menſchheit auf, und dieſe Wünſche gelten wie Thaten vor dem Gerichte des Heiligen. Glücklich ſein Vaterland, wenn es ihm einen Platz anweiſt, wo es die Früchte eines ſo hohen Seelenadels genieſen kann. *Er* iſt der wahre Patriot. Vor dem Strahlenblicke ſeiner Weißheit fliehen die Rotten des Anarchiſm und des Aufruhrs beſchämt in ihre Höhlen zurück, zittert im Gefühl ſeiner Ohnmacht der Deſpotiſm, und giebt bebend den Raub einer ſchändlichen Verjährung in die Hände der Menſchheit zurück. Eingedenck des Gottes, den er anbetet, der das Reich ſeiner Weſen nur durch Geſetze regiert, die alle wollen, die des Wollens fähig ſind, dieſe aber auch ſtreng und und unerbittlich durchſetzt, zerbricht er Geſetztafeln, die der Harmonie der Weſen ſpotten, und läſst ſein Leben für andre, die ewig das Schild der Menſchheit ſeyn können. Er kennt keine Freyheit *über* dem Geſetze, und kein Geſetz *ohne* Freyheit, Harmonie des Geſetzes und der Freyheit, ſie allein iſt der Zweck, für den er leben will, und für den er auch ſterben kann.

Traurig, daſs man noch fragen darf, ob der Menſch einer ſolchen

Läuterung und Erhöhung ſeiner Kräfte fähig ſey, die eine Religioſität der Art, wie ich ſie geſchildert habe, vorausſetzt; traurig, daſs man den Beynahmen eines Fantaſten fürchten muſs, wenn man ſie als die einzige, des Menſchen würdige, aufſtellt. Fragt man aber doch auch jetzt noch von allen Seiten, ob reine Tugend unter den Menſchen je Statt gefunden habe, oder irgend wo gefunden werde, während es unbezweifelt iſt, daſs es nur *eine* Tugend giebt, und daſs jeder Menſch das Geboth und Ideal derſelben in ſeinem Herzen trägt.

Edle Seele, die du im Gefühl deiner Würde durch Zweifel dieſer Art getrübt wirſt, frage keine Bücher, frage nicht die Geſtalten, die dich umgeben, frage dich ſelbſt, und wenn ſich in dir, ohne Kunſt, und ohne Beſtechung, eine unabweiſsliche Stimme erhebt, die dir verkündigt, wie du ſeyn muſst, wenn du nicht unter dir bleiben willſt, ſo vergiſs alles Fremde, folge der Stimme, und verzweifle nicht!

Ueber

den Glauben im Allgemeinen

und

beſonders über den Glauben

an

das Daſeyn Gottes.

Eine Betrachtung.

Le coeur a ſes raiſons que la raiſon ne connoit point. C'eſt le coeur qui ſent Dieu et non la raiſon. Voilà ce que c'eſt que la foi parfaite: Dieu ſenſible au coeur.

PASCAL.

I.

Ueber die Natur des Glaubens.

Die gegenwärtige Betrachtung iſt beſtimmt, den Glaubensgrund der Vernunft für das Daſeyn Gottes darzuſtellen. So ungern ich eine *gerechte* Erwartung derer, die mich leſen, unbefriedigt laſſen möchte, ſo ungern möchte ich bey ihnen durch vorgefaßte *falſche* Erwartungen verlieren. Die Philoſophie iſt vielleicht von keiner Seite ſo ungerechten und ſogar widerſinnigen Forderungen ausgeſetzt, als von Seiten ihrer Beweiſe für die Grundwahrheiten der Religion, und in dieſer Hinſicht finde ich es der Vorſicht gemäſs, zu beſtimmen, was man für die Ueberzeugung von jenen Wahrheiten von der Philoſophie mit Recht erwarten könne.

Es war eine *Zeit*, wo Menſchen ſich einbilden konnten, es ſey wohl möglich, ſich blos durch Faſſung der Demonſtration eines Philoſophen vom Daſeyn Gottes vollkommen zu überzeugen, eine Zeit, wo ſelbſt diejenigen, welche die Kraftloſigkeit der vorhandenen Beweiſse kannten, doch die Hofnung nährten, daſs noch ein ſcharfſinniger Kopf einen Beweiſs erfinden werde, den man nur zu penetriren brauche, um keines Zweifels mehr fähig zu ſeyn. Dieſe Zeit iſt vorüber, und man kommt jetzt immer mehr und mehr darinn überein, daſs das Daſeyn Gottes, im ſtrengen Sinne des Wortes nicht *erwieſen* werden könne, aber, ohne erweiſslich zu ſeyn, *geglaubt* werden müſſe. Allein ich möchte beynahe behaupten, daſs die Erwartungen, welche ſich viele unſrer Zeitgenoſſen von der Kraft der *Glaubensgründe* der Vernunft für das Daſeyn Gottes machen, um nichts weniger ſeltſam ſind, als die Hofnungen, mit welchen man ſich vormals den angeblichen Demonſtrationen näherte, und daſs jene Erwartungen allein die Urſachen ſind, weſshalb man Viele, nachdem ſie jene Glaubensgründe gefaſst haben, über ihre Unzulänglichkeit eben ſo bitter klagen hört, als es ſonſt in Beziehung auf die Demonſtrationen geſchahe.

Der enthuſiaſtiſche Ton, mit welchem mehrere Kenner und Freunde der kritiſchen Philoſophie die in ihr enthaltene Grundlegung der natürlichen Religion anprieſen, muſte natürlich eine Menge denkender Köpfe anlocken, um in dem Innern jenes in ſeiner Art einzigen Syſtems eine Befriedigung zu gewinnen, welche ſie bey den Weltweiſen aller Jahrhunderte vergebens geſucht hatten. Gewiſs ſind von allen Schriften über jene Philoſophie keine mit ſo brennender Begier aufgenommen worden, als die, welche der Religionslehre gewidmet ſind. Allein wie ſehr man auch dem groſsen Urheber derſelben in Rückſicht ſeines Tiefſinns, ſeines Erfindungsgeiſtes, und ſeiner Conſequenz hat Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; ſo haben dennoch bey weitem die meiſten Leſer der beſten religiöſen Schriften ſeiner Schule geſtanden, daſs ſie, bey aller ihrer Einſicht in die darinn entwickelten Glaubensgründe, dennoch keine jeden Zweifel ausſchlieſsende Ueberzeugung gewinnen können, daſs ſie die Glaubensgründe vollkommen gefaſst, aber dadurch gerade das nicht bekommen hätten, wornach ſie ſtrebten, nämlich den Glauben ſelbſt.

Den Kenner der Natur des Glaubens und ſeiner Gründe befremden ſolche Geſtändniſſe nicht, ihm iſt es eine ſehr vertraute Wahrheit, daſs man den Glauben haben kann, ohne die Glaubensgründe zu wiſſen, und im Gegentheile die Glaubensgründe wiſſen kann, ohne den Glauben zu haben. Denn der Glaube entſteht nicht durch das bloſse Wiſſen, ſondern durch das lebendige *Wirken* der Gründe.

*

Der *Glaube* iſt ein eben ſo uneingeſchränktes Fürwahrhalten, als das *Wiſſen*; beyde Arten der Ueberzeugung ſind dem Grade und der damit verknüpften Zuverſicht nach nicht verſchieden.

Wenn ich wirklich *glaube*, daſs ein Gott iſt, ſo bin ich deſſen eben ſo gewiſs, als es gewiſs für mich iſt, daſs durch das zehnmahlige Setzen der Zehen die Hundert entſteht, und eine von mir in die Hohe geworfne Bleykugel wieder auf die Erde zurückfallen muſs. Die charackteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des Glaubens liegen: 1) in dem Verhältniſſe des Gegenſtandes, auf den er ſich bezieht, zu unſerm Erkenntniſsvermögen, wiefern er blos gedenkbar iſt, ſich aber ganz auſer dem Kreiſe der erkennbaren Weſen befindet; 2) in der Quelle ſeiner Gründe, die eben deſswegen, weil der Gegenſtand für das Erkenntniſsvermögen null iſt, nur von gewiſſen Beſchaffenheiten des glaubensfähigen Subjeckts ſelbſt herrühren können.

I. Soll ich in Beziehung auf einen Gegenſtand blos wegen gewiſſer mir eignen Beſchaffenheiten, eine feſte Uebergzeugung faſſen, daſs er ſey, oder nicht ſey dieſe oder jene Eigenſchaft beſitze oder nicht, in dieſem oder jenem Verhältniſſe ſtehe, oder nicht, ſo muſs es ſchlechterdings unmög-

lich ſeyn, daſs ich jemals auf dem Wege der Erfahrung durch unmittelbare Empfindung auf jenen Gegenſtand treffe, oder durch Folgerungen aus wirklich erkannten Dingen zu einer Erkenntniſs deſſelben gelange. Dann wenn dieſs nicht unmöglich iſt, ſo kann ich in Beziehung auf den Gegenſtand nichts mit ſicherer Gewiſsheit annehmen, weil ich immer fürchten muſs, daſs nachfolgende Erfahrungen meine Annahme aufheben. Aller Glaube alſo bezieht ſich auf Gegenſtände, die *etwas* ſind für unſer *Denken*, und *nichts* für unſer *Erkennen*. Wäre Alles erkennbar, wäre *die* Form und Ordnung, in welcher uns die Dinge der Erfahrung erſcheinen, Form und Ordnung von allen möglichen Gegenſtänden, ſo wäre Glaube für den Menſchen unmöglich. Aber eben die Gewiſsheit, daſs dieſe Form und Ordnung nur eine

Art unſers Anſchauens und Erkennens derjenigen Dinge iſt, die uns, nach den Verhältniſſen unſers jetzigen Daſeyns, umgeben, daſs wir von dem innern Weſen der Dinge an ſich nichts wiſſen können, daſs im unermeſslichen Syſteme alles Wirklichen zahlloſe Naturen, und Ordnungen Statt finden, von welchen wir auch nicht die entfernteſte Ahndung haben, dieſe Gewiſsheit ſichert dem Glauben eine Sphäre, in welcher er Gegenſtände annehmen darf, welche nach Geſetzen der Natur und Formen der Sinnenwelt gar nicht vorgeſtellt werden können.

II. Von einem Gegenſtande, der ganz auſser dem Kreiſe aller Erfahrung liegt, und von welchem alſo ein Erkenntniſs und ein ſeine Merkmale darſtellender Begrif gar nicht möglich iſt, von einem ſolchen blos unſrer Beſchaffenheiten wegen, irgend etwas entſcheidend anzunehmen, kann nur dann gerechtfertigt werden, wenn es nothwendig iſt; oder richtiger hätte ich geſagt, daſs es in dieſem einzigen Falle gar keiner Rechtfertigung bedürfe. Nothwendig aber kann jene Annahme nur dann ſeyn, wenn die Beſchaffenheit unſers Weſens, wegen welcher ſie geſchiehet, ſelbſt nothwendig iſt, und uns doch ihre Nothwendigkeit widerſinnig vorkommen müſste, wenn wir nicht mit der Anerkennung derſelben jene Annahme verknüpften. Aller Glaube ruht dieſemnach auf der Unmöglichkeit, mit ſich ſelbſt im Widerſpruche zu ſtehn, und wenn dem Menſchen Einigkeit mit ihm ſelbſt mehr als alles gilt, dieſe Einigkeit aber nur durch Glauben möglich iſt; ſo iſt er nicht nur empfänglich für den Glauben, ſondern Glaube iſt für ihn nothwendig, und geht unsausbleiblich mit ſeiner Cultur hervor. Er kann dann auch vernünftiger Weiſe über dieſen Glauben nicht weiter grübeln; zu fragen, warum er denn nun glauben müſſe, wenn er auf einen gewiſſen Grad der Cultur gelangt iſt, würde nicht viel beſſer ſeyn, als zu fragen, ob er denn nicht etwas anders ſeyn könne, als er iſt.

Es iſt im Menſchen nur eine einzige zu ſeiner Natur *weſentlich* gehörende Beſchaffenheit, über welche er nicht einig mit ſich ſelbſt ſeyn kann, wenn er ſie blos auf die erkennbare Welt bezieht, und nach Thatſachen der Erfahrung über ſie urtheilt, eine Beſchaffenheit, über welche er ſich in Widerſpruch verwickeln muſs, wenn er nicht gewiſſe Sätze annimmt, die übrigens weder eines Beweiſſes noch eines

Gegenbeweiſes fähig ſind. Dieſe Beſchaffenheit iſt: *ſeine Freyheit unter dem moraliſchen Geſetze, und die aus dem Bewuſstſeyn derſelben entſpringende einzig mögliche Weiſe, ſich den Entzweck ſeines Daſeyns zu denken.* Wenn der Menſch gezwungen wäre, ſeine moraliſche Verpflichtung zu leugnen, und den darin gegründeten Entzweck ſeines Daſeyns, als chimäriſch aufzugeben, wenn er nicht einen gewiſſen Glauben annähme, oder, wenn er doch wenigſtens, ohne dieſen Glauben, verſucht wäre, die Gültigkeit jener Verpflichtung und die Realität dieſes Endzwecks zu bezweifeln; ſo iſt dieſer Glaube für ihn nothwendig, und ſchlieſst ſich, wenn ihm keine zufälligen Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, von ſelbſt an ſein moraliſches Bewuſstſeyn an.

Ohne hier der weitern Ausführung des Gegenſtandes vorzugreifen, welche in der Darſtellung der Glaubensgründe für die Religionswahrheiten ſelbſt enthalten ſeyn wird, will ich nur verſuchen, den Begrif eines ſolchen Glaubensgrundes ſelbſt unter ſeinen richtigen Geſichspunkt zu ſtellen.

Der *Glaube* iſt ein *Fürwahrhalten*, ein *Gefühl* durch keinen Zweifel eingeſchränkter Zuverſicht auf einen Satz, ohne deſſen Annahme der Menſch im Bewuſstſeyn ſeiner moraliſchen Verpflichtung und des Entzwecks ſeiner Natur mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen müſste. Der Glaube iſt alſo ein *Gemüthszuſtand*, welcher das zweifelfreye Beharren im Bewuſstſeyn und der Anerkennung des moraliſchen Geſetzes vermittelt. Dieſer Gemütszuſtand kann eben ſo wenig hervorgebracht werden durch Erkenntniſſe der Auſſenwelt, als durch einen Entſchluſs, oder einen Wunſch des Menſchen, er erfolgt aber dann unausbleiblich, wenn es für einen Menſchen, nach dem Grade ſeiner Cultur, unmöglich iſt, mit ſich ſelbſt in Hinſicht auf Pflicht und Beſtimmung im Widerſpruche zu ſtehen, dann erfolgt er, auch wenn der Menſch diejenige Einrichtung ſeiner Natur nicht deutlich kennt, welche den Glauben für ihn nothwendig macht.

Ein *Glaubensgrund* kann dieſem nach nichts anders ſeyn, als ein aus der unveränderlichen Natur des Menſchen als eines moraliſchen Weſens geführter Beweiß, daſs ein gewiſſer, übrigens gar nicht zu erweiſender aber auch nicht zu widerlegender, alſo ein blos gedenkbarer Satz die einzige durch nichts zu erſetzende Bedingung ſey, mit ſich ſelbſt über ſeine moraliſche Verpflichtung und Beſtimmung einig zu ſeyn. Indem die Philoſophie einen ſolchen

Glaubensgrund aufſtellt, *erweiſst* ſie in der That, aber nicht den Gegenſtand des Glaubens, ſondern die Nothwendigkeit des Glaubens ſelbſt. So liefert die Philoſophie keinen Beweiſs des Daſeyns Gottes, keinen Beweiſs der Unſterblichkeit der Seele, aber allerdings Beweiſse der Nothwendigkeit des Glaubens an jenes und dieſe, für den Menſchen. Sie bleibt alſo, wiefern ſie als Wiſſenſchaft durchaus nothwendige Wahrheiten ankündigt, nicht unter ihrer Würde, ſondern behauptet ſie vollkommen, und bleibt ſich ſelbſt gleich.

Die Philoſophie beweiſt die Nothwendigkeit eines Glaubens, indem ſie die Bedingungen in der Natur des Menſchen angiebt, von denen der Erfolg dieſes Fürwahrhaltens abhängt, dieſe Bedingungen ſind Thatſachen, und die Philoſophie thut in der That bey jenem Beweiſse nichts weiter als daſs ſie den Menſchen von einer gewiſſen Seite *beſchreibt*, daſs ſie einen Charakterzug deſſelben ſchildert.

Die Anwendung auf den Glaubensgrund für das Daſeyn Gottes, und die Unſterblichkeit der Seele iſt leicht. Wenn der Glaube an das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele nichts anders iſt, als das Gefühl uneingeſchränkter Zuverſicht zu dieſen Wahrheiten, lediglich beſtimmt durch die unüberwindliche Nothwendigkeit, über Pflicht und Beſtimmung mit ſich ſelbſt einig zu ſeyn, ſo kann der Glaubensgrund für das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele, ſo wie ihn die Wiſſenſchaft darſtellt, nichts anders, als der aus der unveränderlichen Natur des moraliſchen Menſchen geführte Beweiſs ſeyn daſs der Menſch in Hinſicht des Bewuſstſeyns ſeiner Pflicht und Beſtimmung nur durch Annahme des Daſeyns Gottes und der Unſterblichkeit der Seele zur

Einigkeit mit ſich ſelbſt gelangen könne. Durch dieſen Beweiſs erfahren wir von der Natur und Möglichkeit eines Gottes und einer unbegrenzten Fortdauer ſchlechterdings nichts, wir werden dadurch nur mit einer urſprünglichen und unveränderlichen Einrichtung unſrer Natur deutlich bekannt gemacht, nach welcher die Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit unſrer Seele die einzige Bedingung iſt, Geſetz und moraliſche Beſtimmung unſers Weſens ohne Widerſpruch zum Gegenſtande unſers Strebens zu machen. Und dieſe Einrichtung unſrer Natur wird wirklich durch den Beweiſs *ſtreng erwieſen.*

Was können wir dieſem nach von dem wiſſenſchaftlich aufgeſtellten Glaubensgrunde für das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele erwarten? Er iſt ein *Beweiſs*, alſo müſſen wir, ſo wie wir ihn faſſen, von etwas *überzeugt* werden; denn einen *wahren* Beweiſs einſehen, und von ſeinem Gegenſtande überzeugt werden, iſt überall eines. Wir werden auch in der That, ſobald wir jenen Glaubensgrund verſtehen, ſogleich überzeugt, aber nicht vom Daſeyn Gottes, nicht von der Unſterblichkeit der Seele, ſondern nur davon, daſs, ohne dieſe Sätze anzunehmen, innre Harmonie des Menſchen als moraliſchen Weſens ganz unmöglich iſt. Dieſe Ueberzeugung iſt ein *Wiſſen*; aber dadurch, daſs ich vermittelſt jenes Glaubensgrundes dieſes *Wiſſen* gewinne, bekomme ich nicht zugleich auch den *Glauben*. Immer kann ich *wiſſen*, daſs ich mir als moraliſches Weſen, ohne jene Sätze ſelbſt, widerſprechen muſs, ohne doch deſshalb fähig zu ſeyn, mich von dieſen Sätzen ſelbſt *lebendig zu überzeugen*, ich kann ſo weit von der Cultur meiner Menſchheit entfernt ſeyn, daſs ich den Zuſtand, als moraliſches Weſen mit mir ſelbſt uneinig zu ſeyn, ſehr wohl ertragen kann.

Die wahre Cultur meiner Menſchheit aber entſpringt nicht etwa blos aus der Erweiterung und Aufklärung meiner Ideen, nicht etwa blos aus der Befeſtigung meiner Ueberzeugung von den Wahrheiten der Philoſophie; ſie erfordert vielmehr ſittliche Vervollkommnung meines Willens, Stärkung meiner Kraft zur möglichſten Selbſtſtändigkeit, harmoniſche Ausbildung der geſammten geiſtigen Vermögen meiner Natur. Der gröſste Philoſoph kann dieſer Cultur ermangeln, und wenn der berühmte Entdecker der wahren Glaubensgründe für das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele nicht zugleich auch dieſe Cultur beſäſse, ſo würde er ſelbſt, bey allem ſeinem Tiefſinne, des Glaubens nicht fähig ſeyn.

Allein diejenige Ueberzeugung, welche der wiſſenſchaftlich aufgeſtellte Glaubensgrund für das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele bewirkt, iſt inſofern auch zur Erlangung des Glaubens ſelbſt von der gröſsten Wichtigkeit, weil der Menſch durch ſie den einzig ſichern Weg kennen lernt, auf welchem er zur religiöſen Gewiſsheit ſelbſt gelangen kann. Glaube, (zu dieſem Reſultate führt ihn ſein Nachdenken über jenen Glaubensgrund) iſt nicht etwas, was der Menſch lernen, nicht etwas, was er durch angeſtrengtes und wiederhohltes Forſchen finden kann; Glaube iſt eine Gemüthsſtimmung, die ſich jeder Menſch nur durch freye Bildung ſeines handelnden Vermögens und aller damit zuſammenhängenden und der Vervollkommung fähigen Vermögen, ſelbſt geben kann. Der wiſſenſchaftlich aufgeſtellte Glaubensgrund zeigt dem Menſchen die Seiten, von welchen er auf ſich wirken muſs, um religiöſe Ueberzeugung zu gewinnen, und eben dieſs beſtimmt ſeinen praktiſchen Nutzen für den Menſchen. Er allein iſt auch ſehr natürlich das Princip, welches den Erzieher leiten muſs, um jugendliche Seelen für die Religion empfänglich zu machen. Durch Befolgung dieſes Principes ertheilt er ſeinen Zöglingen jene Stimmung, welche in ihren Herzen hervorgebracht ſeyn und den Glauben vorbereiten muſs, ehe ſie ein Wort von Gott und Unſterblichkeit vernehmen, eine Stimmung, in welche man in ſpätern Jahren nicht ohne groſse Schwierigkeiten übergehen kann, wenn ihr in den frühern Epochen des Lebens Hinderniſſe in den Weg gelegt worden ſind.

Wenn man die Glaubensgründe für die Religionswahrheiten aus dem von mir beſtimmten Geſichtspunkte anſieht, ſo können ſie nur inſofern Zweifeln ausgeſetzt ſeyn, als man in

Beziehung auf ſelbige Fragen aufwirft, die ſich vernünftiger Weiſe gar nicht aufwerfen laſſen, Fragen, mit denen man über ſeine eigne Natur hinausreichen will, und mit denen man ſich dieſemnach im Grunde ſelbſt nicht verſteht. Da es indeſſen eine nur zu gewöhnliche Verirrung des Menſchen iſt, über ſich ſelbſt hinauszuſtreben, und es ſelbſt für trefliche Köpfe zuweilen ſchwer iſt, den Reitz zu überwinden, welchen vermeſsene Verſuche ſich über den Standpunkt des Menſchen, und den Horizont ſeiner Gattung zu erheben, allerdings mit ſich führen, ſo will ich bei einigen Einwürfen verweilen, die ſich dem Betrachter jener Glaubensgründe, nach dem richtigen Geſichtspunkte, leicht aufdringen können:

1) „Ihr ſtützt, dürfte man vielleicht ſa„gen: den Glauben an Gott und Un„ſterblichkeit auf die Nothwendigkeit für

„den Menſchen, mit ſich ſelbſt über moraliſche Pflicht und Beſtimmung einig zu ſeyn. Aber was für eine Nothwendigkeit iſt denn dieſs? Eine *moraliſche* nicht, kein *Sollen*; denn es kann keine *Pflicht* geben, etwas für wahr zu halten; eine *phyſiſche* eben ſo wenig, kein *Müſſen*; denn ſonſt würden alle Menſchen gläubig ſeyn, wovon die Erfahrung doch das Gegentheil zeigt. Es giebt aber keine Nothwendigkeit einer dritten Art. Alſo iſt euer Beweiſs grundlos. Oder wenn Ihr auch eine *phyſiſche* Nothwendigkeit darthun könntet, ſo würde es eine Nothwendigkeit ſeyn, die zugleich keine Nothwendigkeit wäre, denn das Bewuſstſeyn, einen Satz, deſſen Gegenſatz auch möglich iſt, ohne Sachgründe bloſs einer gewiſſen Einrichtung ſeiner Natur wegen für wahr hal-

„ten zu *müſſen*, iſt zugleich auch das
„Bewuſstſeyn, daſs man ſich mit dieſem
„Fürwahrhalten betrügen könne, und
„daſs gerade das *falſch* ſeyn *könne*, was
„man für *wahr* halten *muſs*.

Eine *moraliſche* Nothwendigkeit Gott und Unſterblichkeit zu glauben, würde allerdings widerſinnig ſeyn, denn da das Fürwahrhalten eines Satzes kein Werk unſrer Freyheit iſt, ſo läſst ſich eine Verbindlichkeit etwas zu glauben im Grunde gar nicht denken. Es müſste alſo eine *phyſiſche* Nothwendigkeit ſeyn, das heiſst: eine Nothwendigkeit, welche aus den natürlichen und unveränderlichen Geſetzen unſers Erkenntniſsvermögens folgte. Eine ſolche iſt es auch in der That. Daſs nicht alle Menſchen glauben, hebt die Wahrheit der Behauptung nicht auf, indem der Grund davon nur darinn liegt, daſs ſie die Hinderniſſe der geſetzmäſsigen Entwickelung deſſelben nicht überwinden. Es iſt nach der Natur des Erkenntniſsvermögens nothwendig, daſs der erkennende Menſch konſequent ſey, und daraus, daſs die meiſten Menſchen inkonſequent ſind, läſst ſich nichts gegen die Wahrheit jener Nothwendigkeit folgern; ſie würden es gewiſs Alle ſeyn müſſen, wenn ſie ihre Vermögen vollkommen naturgemäſs entwickelten.

Es iſt ſehr ſcheinbar, wenn es heiſst, eine Nothwendigkeit zu glauben ſey innerlich widerſprechend, weil das Bewuſstſeyn des Glaubens auch zugleich das Bewuſstſeyn mit ſich führe, daſs man ſich in dem Satze, den man annimmt, betrügen könne. Ich nehme z. B. im Glauben an, daſs ein Gott ſey; indem ich es blos *im Glauben* annehme, *weiſs ich* zugleich, daſs ich niemanden *erweiſen* kann, es ſey nicht möglich, daſs *kein* Gott ſey, vielmehr zugeben muſs, es enthalte keinen Widerſpruch, ſich dieſs als möglich zu denken; wie kann ich alſo *glauben*, wie einen Satz *für wahr halten*, von dem ich zugleich überzeugt bin, daſs er *falſch* ſeyn könne? — —

Allein wie leicht auch dieſer Einwurf den unachtſamen Denker täuſchen kann, ſo verſchwindet dennoch bey tieferer Einſicht ſeine Wichtigkeit. Nämlich das Bewuſstſeyn, ich könne mich mit dem Satze, den ich glaube, betrügen, und es könne gerade das falſch ſeyn, was ich für wahr halten muſs, kann nur inſofern Statt finden, als die Vernunft bey unkritiſcher Verkennung ihrer Grenzen, eine Einſicht in die Natur überſinnlicher Weſen als möglich vorausſetzt. Denn dieſes Bewuſstſeyn hat entweder gar keinen Sinn, oder es heiſst, man könne doch wohl einmahl noch *einſehn*, es ſey der geglaubte Satz unwahr, ein drittes findet gar nicht Statt. Nun verſteht ſich aber der Menſch mit dem Bewuſstſeyn, es könne dieſes irgend einmahl von einem menſchlichen Geiſte eingeſehen werden, ſelbſt nicht, denn eine ſolche Einſicht iſt ſchlechterdings unmöglich, und das Denken des Unmöglichen als eines Möglichen iſt gar kein Denken. Die Anwendung auf das Beyſpiel vom Daſeyn Gottes iſt leicht. Wenn ich mir das Bewuſstſeyn zueigne, ich wiſſe, es ſey möglich, daſs kein Gott ſey, ſo kann ich damit nichts anders meynen, als, es ſey möglich, daſs der Menſch irgend einmahl zur Erkenntniſs gelange, daſs kein Gott ſey. Denn ich kann mir das Nichtſeyn Gottes ohne Beziehung auf ein Vorſtellungsvermögen gar nicht denken und ſagen: *es iſt möglich, daſs kein Gott iſt*, iſt gerade ſo viel als ſagen: *es iſt möglich, einzuſehen, daſs kein Gott iſt.* Wenn ich mich alſo ſelbſt verſtehe, kann ich das Bewuſstſeyn, ich wiſſe, es ſey möglich, daſs kein Gott iſt, gar nicht haben, habe ich es aber, ſo iſt es Bewuſstſeyn einer Verblendung, die ich nur nicht kenne, die aber ſogleich verſchwinden muſs, wenn ich das Widerſinnige meines Gedankens einſehe.

So iſt alſo das den Glauben ausmachende Bewuſstſeyn, einen Satz der eben ſo wenig, als deſſen Gegentheil erwieſen werden kann, ohne Sachgründe, blos einer gewiſſen Einrichtung ſeiner Natur wegen für wahr halten zu müſſen, vollkommen geſichert, und wird keinesweges durch den Gedanken, daſs auch das Gegentheil möglich ſey, ſchwankend gemacht, da dieſer Gedanke ſich als widerſinnig ſelbſt aufhebt.

a) „Iſt es nicht eine bloſe Vorausſetzung, daſs der Menſch mit ſich einig ſeyn müſ-

> ſe? Niemand wird es leugnen, daſs dieſer Zuſtand für den Menſchen ſehr wünſchenswerth iſt, aber wie kann unſer Verlangen nach Selbſteinigkeit uns berechtigen, irgend etwas, was gar kein Gegenſtand der Erkenntniſs für uns ſeyn kann, für wahr zu halten?“

Dieſer Einwurf iſt nur möglich, wenn man den Glaubensgrund aus jenem falſchen Geſichtspunkte betrachtet, als ob durch denſelben den Menſchen *befohlen* würde, mit ſich ſelbſt einig zu ſeyn, und zu dieſem Behufe etwas zu glauben. Allein der wiſſenſchaftlich aufgeſtellte Glaubensgrund iſt, wie ich bereits im vorigen gezeigt habe, eigentlich nichts anders, als die Beſchreibung einer Gemüthsſtimmung, welche der Menſch erlangt, wenn ſeine Cultur bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen iſt, eine Gemüthsſtimmung, wo Einigkeit mit ihm ſelbſt über den Entzweck ſeines Daſeyns, ein ſo unaufgeblicher Gegenſtand ſeines Strebens iſt, daſs er ſich denenjenigen vernunftmäſsigen, wenn auch unerweiſslichen Vorſtellungen ganz hingeben muſs, die allein ſahig ſind, innere Harmonie in ihm zu begründen. Hier nach einem weitern Darum zu fragen, Gründe zu fordern, wegen derer dieſe Gemüthsſtimmung mit einem gewiſſen Grade der Cultur verknüpft ſey, iſt gleich widerſinnig, als zu fragen, warum der Menſch die Gegenſtände der Auſſenwelt nur in einer einzigen ihm von Natur angebohrnen Form anſchauen müſſe. Der Menſch kann nur anerkennen, wie er *iſt*, und was er bey der Entwickelung ſeiner Kräfte *wird*; wenn er ſich dem Beſtreben überläſst für die letzten in ſeinem Bewuſstſeyn liegenden Gründe ſeiner nothwendigen Handlungsweiſen, noch höhere Gründe zu ſuchen, die auſser dem Bewuſstſeyn liegen müſſen, ſo verſieht er ſich weiſs nicht und verliert ſich in excentriſchen Verirrungen.

3) „Wenn der Glaube ein Gemüthszu-
„ſtand iſt, der nicht etwa durch bloſe
„Erkenntniſs und Wiſſen ſeiner Gründe,
„ſondern durch Cultur bewirkt wird,
„wenn der Menſch unter der einzigen
„Bedingung zum Glauben gelangt, daſs
„er die Mittel dieſer Cultur gehörig an-
„wende, erſcheint nicht dann die Reli-
„gion als eine Kunſt, wo der Menſch
„ſich abſichtlich eines Zweckes wegen zu
„einer Ueberzeugung ſtimmt, und wird
„ſie dadurch nicht herabgewürdigt, er-
„ſcheint ſie nicht ſogar als eine Kunſt
„frommer Selbſttäuſchung, um ſich zu
„überreden, es ſey etwas, wovon man
„doch nicht weiſs, was und wie es
„iſt?“

Es giebt allerdings eine Kunſt der Religion, wenn man darunter den Inbegriff von Grundſätzen und praktiſchen Regeln verſteht, durch deren Befolgung der Menſch ſich zu derjenigen Stufe von Bildung ſeines Weſens erhebt, wo Glaube an Gott und Unſterblichkeit mit ſeinem Seyn unabtrennlich verknüpft iſt. (Leider iſt nur für dieſe Kunſt bis jetzt noch wenig gethan). Wenn der naturgemäßen Entwickelung der Anlagen der Menſchheit nicht ſo viele Hinderniſſe im Wege ſtünden, ſo wäre eine ſolche Kunſt unnütz, jeder Menſch würde unabſichtlich mit dem Fortſchreiten ſeiner Ausbildung zum Glauben übergehen. Allein bey der Menge von Verhältniſſen, welche beſonders die Entwickelung der moraliſchen Vernunft, und die *harmoniſche* Cultur der ſämmtlichen geiſtigen Vermögen erſchweren, iſt jene Kunſt Bedürfniß für die Menſchheit geworden, und ihre Beſtimmung iſt, nicht etwa dem menſchlichen Geiſte eine Richtung zu geben, die ſeiner Natur fremd, oder doch wenigſtens nur zufällig für ſie wäre, ſie dient vielmehr dazu, ihn in den Stand zu ſetzen, mit Ueberwindung aller Hinderniſſe und aller Reitze, die ihn verführen können, auf die Pfade der Unnatur und Entartung abzugleiten, ſeinen ächten Charakter, der durch urſprüngliche Anlagen ſo ſicher vorbereitet iſt, wirklich zu gewinnen, und auf dieſe Weiſe planmäßig das zu werden, was er, wenn nichts die Entwickelung ſeiner Kräfte aufhielte, mit eben der einfachen und kunſtloſen Natürlichkeit werden würde, mit welcher eine Blumenpflanze ihr Wachsthum und ihre Entfaltung bis zur vollen Blüte emportreibt.

Wenn alſo der Menſch dieſe Kunſt an ſich ſelbſt anwendet, ſo thut er ſeinen Kräften eben ſo wenig einen Zwang an, als wenn er ſich den Regeln der praktiſchen Denklehre zur Schärfung und Stärkung ſeines Wahrheitsſinnes bedient; vielmehr ſetzt er dadurch jene durch ſo manche nur zufällige und unnatürliche Feſſeln beſchränkten Kräfte in die Freyheit, zu welcher ſie beſtimmt ſind.

Weit entfernt, daſs er ſich damit einer frommen Selbſttäuſchung überlieſse; er redet ſich nichts Irriges ein, und verleugnet ſich auch nichts Wahres, er geht redlich mit ſich um, und folgt der Natur. Er ſchmeichelt ſich eben ſo wenig mit einer eingebildeten Erkenntniſs des Gegenſtandes ſeines Glaubens, als ihm der Gedanke in den Sinn kommt, es könne irgend einmahl dieſer Gegenſtand als nichtig erkannt werden.

Die Erforderniſſe, um Glauben zu gewinnen, ſind, bey einer richtigen Beſtimmung ſeines Geſichtspunktes, eben ſo evident, als die Urſachen, warum ſo viele Menſchen nicht zum Glauben gelangen.

I. Innige, reine und feſte Ueberzeugung von der Wahrheit und Gültigkeit des moraliſchen Geſetzes, und eben ſo innige, reine, und feſte Ueberzeugung, von der einzig möglichen Beſtimmung ſeines Daſeyns, welche der Menſch anerkennen kann, ſind Grundbedingungen der Möglichkeit alles Glaubens. Wer dieſe Ueberzeugungen nicht mit Innigkeit, Reinheit und Feſtigkeit beſitzt, iſt für den Glauben noch nicht gereift. So lange alſo das Intereſſe für Moralität in der Seele eines Menſchen noch nicht das Herrſchende iſt, ſo lange er ſich noch im Bewußtſeyn dieſer Moralität nicht vollkommen ſelbſt verſteht, ſo lange er noch ſchwankende Begriffe von den Principien und dem Umfange der Pflicht unterhält, ſo lange findet auch für ihn keine Nothwendigkeit zu glauben Statt.

Jene Ueberzeugungen, von denen ich rede, ſind nicht Tugend, allein ſie können in Tugend übergehen, und dann iſt der Menſch um ſo fähiger des Glaubens. Allein denke man nicht, daſs dieſs eine Bedingung des Glaubens ſey, bilde man ſich nicht ein, daſs der Glaube in einem Menſchen im Verhältniſſe gegen ſeine Tugend ſtehen müſſe. Ein Menſch, der jene Ueberzeugungen mit Innigkeit, Reinheit und Feſtigkeit, dabey aber eine Schwäche beſitzt, die ihn jeder Verſuchung zum Abfall von der Pflicht unterliegen läſst, alſo ein bey dem vollkommenſten Bewuſstſeyn ſeine Pflicht dennoch laſterhafter Menſch iſt deſshalb des Glaubens nicht unfähig. Seine Ueberzeugung von der Wahrheit des Geſetzes, der Pflicht, und der moraliſchen Ordnung wird ihn bey allen ſeinen zahlreichen Fehltritten zur Ueberzeugung von Gott und Unſterblichkeit führen, er wird glauben und ſich verſäumen.

Es verräth Beſchränkung des Verſtandes und zugleich Mangel an Menſchenkenntniſs, wenn ſo viele meynen, daſs der Menſch in dem Maaſse gläubig werde, als er ſich in wirklichen Thaten tugendhaft zeigt, und es für unmöglich halten, daſs ein Laſterhafter wahren Glauben habe. Allein der Glaube hängt nicht von der Fertigkeit in der freyen *Ausübung* der *Pflichten* des Lebens ab, welche auch ohne ihn Statt findet, ſondern von dem Lichte der Evidenz des moraliſchen Bewuſstſeyns, und des Gedankens der unwandelbaren moraliſchen Ordnung, deren Wirkungen auf unſre Ueberzeugung durch einen pflichtwidrigen Lebenswandel gerade nicht aufgehoben werden müſſen. Indem ich von dieſer Seite einen

Irrthum in den gewöhnlichen Urtheilen der Menſchen rüge, bin ich weit entfernt zu leugnen, daſs Evidenz des moraliſchen Bewuſstſeyns, und wirklich ausübende Tugend in einem Menſchen vereinigt, den ſicherſten und lebendigſten Glauben erzeugen.

II. Der Menſch muſs um Glauben zu können, den durch Gewohnheit und gedankenloſe Entwickelung ſeiner Kräfte in ihm herrſchenden Wahn, daſs die Form der Natur, die ſeinen Sinnen erſcheint, die Form der Dinge ſelbſt, und gar die Form aller möglichen Dinge ſey, niederſchlagen; muſs ſich mit der Wahrheit vertraut machen, daſs ihm nichts unmittelbar und an ſich bekannt iſt, als die Form ſeiner geiſtigen Wirkungen, und daſs ein nie für ihn zu durchdringendes Dunkel alles das umgiebt, was auſſer ſeinen Vorſtellungen, und unabhängig von ihnen exiſtirt.

Wer ſich von dem Gedanken nicht losreiſſen kann, die Form der Natur, die wir durch unſre Sinnen und Verſtand erkennen, ſey die einzig mögliche Art alles Seyns und Wirkens, wer es nicht vermag, dieſe Form aus ſeinem Gemüthe wegzudenken, und die Ueberzeugung von dem Seyn der Dinge auſer aller Vorſtellung in ſeiner ewigen Unenthüllbarkeit für vorſtellende Weſen in ſich herrſchend zu machen, wer nicht mit dem Blicke ſeines Geiſtes den leeren aber beziehungsreichen Gedanken des etwas, welches für unſre Erkenntnißkraft nichts iſt, feſthalten kann; der iſt entweder gar keines Glaubens fähig, oder wenn er ihn erlangt, ſo ruht er auf einer Grundlage von verworrenen, inkonſequenten und widerſprechenden Vorſtellungen. Der religiöſe Schwärmer iſt vorzüglich jener Richtung des Geiſtes im höchſten Grade fähig, und inſofern kein Schwärmer, doch wird er nur, ſobald ſeine Einbildungskraft die Leere der Idee einer andern Welt und Ordnung der Dinge durch ihre Gemählde, die immer nur Kopieen der Natur ſind, ausfüllen will.

„So iſt alſo ein *Nichts* Gegenſtand des „Glaubens? — Allerdings; ein *Nichts* für den erkennenden Menſchen, welches aber zugleich ein *etwas* für die denkende Vernunft iſt. Weſſen Vernunft noch nicht ſo weit ausgebildet iſt, um jenes *Nichts für die Erkenntniſs*, in der Idee feſtzuhalten, der iſt auch für den Glauben noch nicht gereift.

III. Je weiter der Menſch in der Entwickelung ſeiner höhern Kräfte fortrückt, um ſo mehr wird es ihm zum Bedürfniſs, Harmonie und Einigkeit mit ihm ſelbſt zu ſtiften. Der Menſch iſt dann einig mit ihm ſelbſt, wenn er alle ſeine Vermögen in eine ſeiner moraliſchen Beſtimmung angemeſſene Wirkungsart verſetzt, und darinn unterhält, und keine Ueberzeugung ihn hindert, auf ſeinen Zweck, als moraliſches Weſen hinzuarbeiten. Der Zeitpunkt, wo es dem Menſchen unmöglich wird, mit ihm ſelbſt im Widerſpruch zu ſtehen, tritt ein, wenn er ſein moraliſches Bewuſstſeyn zu beſtimmter und klarer Vorſtellung der Pflichtgebothe entwickelt und dem ſittlichen Intereſſe in ihm das entſchiedene Uebergewicht über alle andre mit ſeiner Natur verknüpften Neigungen gegeben hat. Das Bedürfniſs der Selbſteinigkeit iſt um ſo ſtärker, je natürlicher und geſetzmäſsiger alle Kräfte und Vermögen des Menſchen erzogen, und gebildet worden ſind, es ſteht, möchte ich ſagen: jederzeit im Verhältniſſe zu der der allgemeinen geiſtigen Geſundheit eines Menſchen. Wenn ſich in einem Menſchen, der zur Reife des Alters gelangt iſt, der Trieb nach innrer

Harmonie nicht regt, ſo können wir mit eben dem Grunde ſagen, daſs er geiſtig krank ſey, als wir von gänzlichem Mangel an Eſsluſt auf Ungeſundheit eines Körpers ſchlieſsen. Und in jenem unnatürlichen Zuſtande der Kräfte und Vermögen des Menſchen kann er auch des Glaubens nicht fähig ſeyn.

Darinn liegt wohl der weſentlichſte Grund des unter den Menſchen ſich immer mehr und mehr verbreitenden Unglaubens, daſs, zurückgeſetzt durch die Fehler der Erziehung, und des Unterrichts und verführt durch den frivolen Geiſt des Zeitalters die Meiſten den Grad von Cultur gar nicht erreichen, wo es dringendes Bedürfniſs iſt, Einigkeit mit ſich ſelbſt zu ſtiften. Viele werden gar nicht einmahl mit ſich ſelbſt vertraut, geben unter dem Drucke der Nothdurft, oder bey Zerſtreuungen, die ſie unabläſsig von ihnen entfernen, alle Reflexion über ſich ſelbſt auf, und ahnden wohl vielleicht nie, daſs der Menſch im Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſtehen, dieſen Widerſpruch aber auch aufloſen und eins mit ihm ſelbſt ſeyn könne.

Wie wäre es möglich, daſs in ſolchen noch ganz unangebauten und ſich ſelbſt fremden Seelen ein lebendiger Glaube Statt finden könnte.

Ich erinnre mich am Schluſſe dieſes Aufſatzes an einen Brief, welchen vor mehrern Jahren ein Mann von reifem Alter, und vieler Bildung des Verſtandes über die Kraft des moraliſchen Glaubensgrundes an einen jungen Schriftſteller über die natürliche Religion ſchrieb, und glaube, daſs nach der ſo eben verſuchten Beſtimmung des richtigen Geſichtspunktes dieſes Glaubensgrundes, die Lektüre jenes Briefes, und der darauf gefolgten Antwort nicht unintereſſant ſeyn wird.

„Es wird Ihnen, mein Herr, nicht be-
„fremdend ſeyn, von einem Ihnen wahr-
„ſcheinlich ganz unbekannten Manne einen
„Brief zu erhalten. Männer, welche wie
„Sie, in Ihren Schriften über die gröſs-
„ten Wahrheiten für die Menſchheit zu
„dem denkenden Theile Ihrer Nation ſpre-
„chen, kann es nicht überraſchen, weil
„ſich zuweilen eine Stimme erhebt, wel-
„che Dank und Bitte in ſich vereinigt,
„und voll Zutrauens, aus ſo manchen
„wichtigen Belehrungen geſchöpft, in die-
„ſem oder jenem Stücke, weitere Auf-
„klärung wünſcht.

„Allein wenn es Ihnen auch keine neue
„Erſcheinung iſt, Briefe dieſer Art zu er-
„halten, ſo dürfte doch vielleicht der be-
„ſondre Inhalt des gegenwärtigen in ſeiner
„Art einzig ſeyn. Ich mache Ihnen damit

„ein Geſtändniſs über den religiöſen Zuſtand „meiner Seele, und mache es Ihnen „ohne alle Beſchönigung, indem ich wohl „weiſs, daſs man ſich in den Augen eines „Philoſophen nur des Böſen und Unedlen „zu ſchämen hat, Prädikate, welche auf „meine Situation in keiner Hinſicht paſſen.

„Seit Erſcheinung mehrerer Schriften „des Herrn Kant, und ſeiner Schüler kündigen „allenthalben denkende Männer mit „einer unverdächtigen Feierlichkeit die „Starke und Wärme des Glaubens an, „welchen ſie durch jene Schriften gewonnen „haben ſollen, und da es auch hier „nicht an ſey es redlichen oder affektirten „Nachfolgern fehlt, ſo iſt es in Deutſchland „ein Erforderniſs zum guten Tone, „und eine Art von *bon gout* geworden,

„zu glauben. Ich bin weit entfernt, an der Aufrichtigkeit der Erklärungen Vieler daran zu zweifeln, aber ich kann mir auch eben ſo wenig eine kleine Spötterey verſagen, wenn ich finde, daſs ſo mancher, deſſen Zweifelgeiſt und Unglaube für mich durch mehre untrügliche Thatſachen conſtatirt iſt, ſich durch Erheuchelung einer Ueberzeugung, die er nicht hat, einen Nimbus zu geben ſucht. Der Glaube, als Gegenſtand der Eitelkeit, ſpielt wahrhaftig eine poſſirliche Rolle, und am allerpoſſierlichſten erſcheint er, wenn Männer, welche übrigens gegen geoffenbarte Religion nicht einmahl ſoviel Ehrfurcht haben, um ſie für Spott zu heilig zu halten, ihre Deklamationen über dieſelben mit bibliſchen Sprüchen ausſtaffiren. Moraliſch beurtheilt ſcheint mir dieſer phariſäiſche Misbrauch mit den

„lächerlichen Verdrehungen der Freygeiſter „von ziemlich gleichem Gehalte zu „ſeyn.

„Ich geſtehe ihnen gerade zu: ich habe „keinen Glauben, und ſelbſt die eifrigſte „Leſung der Schriften von Kant, und den „berühmteſten Philoſophen ſeiner Schule „hat mir ihn nicht gewähren können, ich „habe nicht einmahl Stimmung dazu gewonnen, ja, wenn ich die Aufrichtigkeit „auf das höchſte treiben ſoll, ich kann „mir die Möglichkeit gar nicht denken, „daſs ein vernünftiger Menſch glauben „ſollte."

„Sie erſtaunen über meine Verſtockung, „und ich erſtaune ſelbſt darüber, um ſo „mehr, da ich über den Grund derſelben „nicht einig werden kann, wie unpartey-

„iſch ich mich auch von allen Seiten prüfe. An meinem Willen liegt es am allerwenigſten; „denn obſchon ich nicht ſo „ſchwach bin, um nicht auch ohne allen „Glauben die Laufbahn des Lebens ruhig, „und ſo viel als möglich tugendhaft zuruckzulegen, ſo habe ich doch zugleich „auch Einbildungskraft genug, um mir „das Beſeligende einer ſolchen Ueberzeugung, deren Möglichkeit ich nur nicht „begreife, vorzuſtellen. Meinem Verſtande kann ich, unerachtet ich kein „Vorurtheil für ihn hege, die Schuld eben „ſo wenig beymeſſen, Ich ſchmeichle mir „alle Beweiſsgründe für die Religionswahrheiten mehr als oberflächlich gefaſst zu „haben. Wo ſoll ich alſo den Grund ſuchen? Kann man mir es verdenken, „wenn ich argwohne, es gebe gar keinen „ſichern Weg, zum Glauben an Gott und

„Unſterblichkeit zu gelangen, und ſelbſt „der von dem Urheber der kritiſchen Philoſophie eröfnete, könne höchſtens zu einer „frommen Selbſttäuſchung führen, wenn „man ihn mit gutem Willen und hingegebener Geſinnung einſchlägt?

„Nichts intereſſirt mich mehr, als mich „ſelbſt in allen Richtungen und Stimmungen meines Gemüths zu begreifen, und „vor Allem möcht ich über die Urſachen „meiner Ungläubigkeit in Beziehung auf „Religion aufgeklärt werden. Ich kann „mich darein ergeben, ohne Religion aus „der Welt zu gehen, aber *den* Wunſch „kann ich nicht überwinden, vor meinem „letzten Athemzuge noch zu erfahren, „warum ich nicht für die Religion, oder „die Religion nicht für mich war.

„Sie, mein Herr! haben in mehrern
„Stellen Ihrer der Religion gewidmeten
„Schriften die Andeutung gegeben, daſs
„der Glaube nicht die Folge der *Einſicht*
„der Gründe ſey, und daſs die Wirkſamkeit
„dieſer Gründe nicht etwa von
„jener Einſicht abhänge. Dieſe Andeutung
„hat mich aufmerkſam gemacht; es
„ſcheint mir etwas darinn zu liegen, wodurch
„ich Aufſchluſs über meine Situation
„bekommen könnte, und ich geſtehe
„es, daſs ſie vorzüglich mir das Zutrauen
„eingeflöſst hat, mit welchem ich Sie um
„ein philoſophiſches Reſponſum über meine
„Ohnmacht zu glauben bitte. Ich ſehe
„aber wohl, daſs ich ein ſolches von Ihnen
„nicht erwarten kann, wenn ich Sie
„nicht mit der Geſchichte meiner religiöſen
„Erziehung, und dem Gange meines

„Nachdenkens über Religionswahrheiten „bekannt mache. Hören Sie mich, und „urtheilen Sie!

„Mein allererſter Religionsunterricht war „der gewöhnliche. Bibel und Heilsord„nung in der Hand, befahl man mir, mir „gewiſſe Nahmen geläufig zu machen, von „denen ich eigentlich nicht viel mehr ver„ſtand, als daſs es mir empfindliche Ver„drieſslichkeiten verurſachte, ſie nicht zu „behalten. Kaum wuſste ich, wozu mei„ne fünf Sinne, meine Hände und Füſse „dienten, als man mir ſchon von einem „Gotte, einem Sohne, einem Geiſte deſ„ſelben, und einer Dreyeinigkeit vorre„dete. Ich lernte dieſs alles mit kindiſch „nachgebendem Sinne auswendig, und „wuſste es zu groſser Zufriedenheit meiner „Eltern bey guter Gelegenheit anzubrin-

„gen', unbekümmert übrigens, was es
„fromme und wohin es führe.

„Ich wuchs heran; mein Gefühl für das
„Schöne der Natur, für Wohl und Wehe
„der Welt entwickelte ſich, mein jugendlich
„heitrer Sinn ſtellte mir Alles in einem
„lieblichen Lichte dar, und ich genoſs
„gleichſam in einer Art von Rauſche jener
„Epoche des Lebens, die allein uns reine
„Freude gewährt. In den Stunden dieſer
„unſchuldigen Trunkenheit kann ich ſagen,
„daſs ich die erſten Ahndungen von Religion
„hatte, oft beym Anblicke einer lachenden
„Frühlingsſcene wandelte mich mit einem
„angenehmen Grauen der Gedanke
„eines Weſens an, welches in geheimniſsvoller
„Verborgenheit all dieſen Zauber
„wirkte, und die Begier, dem Verborgenen
„zu danken, ſtrebte mit Wol-

„luſt aus meiner Bruſt hervor. Allein dieſe mir willkommnen Illuſionen wurden mit den Fortſchritten meiner wachſenden Iugend immer ſeltner und ſeltner, und ſie verſchwanden ganz, da der Rauſch eines friſchen, ungetrübten Lebensgefühles mich nicht mehr hinderte, Natur und Welt unpartheyiſch und wahr zu betrachten.

„Die Natur hatte durch ihre reizende Auſſenſeite mein Herz beſtochen; die Vernunft entdeckte die Beſtechung.

„Es fehlte mir nicht an Lehrern, welche meine Stimmung für das Vollkommne, Zweckmäſsige und Schöne in der Welt zu benutzen ſuchten, um in meiner Seele einen, wie ſie glaubten, feſten

„Grund für die Religion zu legen. Nichts
„wurde unterlaſſen, was nur irgend dazu
„beytragen konnte, meinem Geiſte jene
„Einſeitigkeit und Verblendung mitzutheilen,
„nach welcher wir geneigt werden,
„nur das Harmoniſche in den Dingen um
„uns her zu bemerken, und endlich in
„eine Verliebtheit gegen die Welt verfallen,
„die eben ſo blind iſt, wie jede
„andre, und uns in tauſend Täuſchungen
„verwickelt. Allein wie kunſtreich ſie
„auch verfuhren, um mir durch eine
„gewiſſe Art von Politick die Religion anzuſchmeicheln,
„ſo waren dennoch ihre
„Verſuche vergebens, und trugen in der
„That mehr dazu bey, mir alle Stimmung
„für den Glauben vollends zu nehmen, als
„eine feſte Ueberzeugung von den Wahrheiten
„der Religion in mir zu gründen.
„Unvorſichtiger Weiſe hatten ſie meine

„Wiſsbegier für das Innre der Naturforſchung gereitzt, und mir eben dadurch „die Waffen gegen ſie in die Hände gegeben. Denn durch nichts kann man „wohl den gleiſsenden Schein der Phyſikotheologie glücklicher enthüllen, als durch „eine tiefe und ausgebreitete Einſicht in „die Kräfte und Ordnung der Natur ſelbſt. „Zwar ſagt ein groſser Mann*), *daſs die* „*Philoſophie*, worunter er vorzüglich „Naturkunde verſteht, *um ſo mehr zu* „*Gott führe, je tiefer man in ſie eindringt, während ſie, oberflächlich gekoſtet, zum Unglauben verleite.* Allein „offenherzig muſs ich geſtehn, daſs ich „das Gegentheil für wahr halte, und über-

---

*) *Philoſophia obiter libata a deo abducit, funditus exhauſta, ad eundem reducit.*
BACO.

„zeugt bin, die Fähigkeit eines Menſchen „zum Glauben werde in dem Maaſe ein- „geſchränkt, in welchem er ſeine Er- „kenntniſs der Natur ausbreitet, und ſeine „Einſicht in ihre Kräfte feſter und tiefer „gründet. Wenigſtens iſt es das Reſultat „*meiner* Erfahrung. Die Natur hat mich, „wenn ich ſchärfere Erforſchungen über ſie „anſtellte, nie zu Gott, ſondern immer „wieder auf ſie ſelbſt zurückgeführt.

„Viele Menſchen verſichern, daſs Natur- „betrachtung mit ofnem warmen Herzen, „ſie über die Erde erhebe, daſs ſie, wenn „ſie mit Rührung ihre Blicke über den „wundervollen Schauplatz der Schöpfung „verbreiten, ſich mit ihren Ideen nicht „innerhalb der Grenzen deſſelben halten „können. Als Knabe erfuhr ich auch zu- „weilen dieſe Täuſchung; ſie war mir

„mir willkommen, und war auch dem „Knaben zu verzeyhen. Sie verſchwand „indeſſen, wie der ganze Traum der Knabeniahre mit allen ſeinen angenehmen „Irrthümern, der gereiſte Iüngling konnte „ſich nie aus der Natur herausfinden; ja, „er fühlte auch gar kein Bedürfniſs, dieſs „zu thun, je mehr er hier eingewohnt „ward, um ſo mehr gefiel es ihm.

„Und, ſagen Sie ſelbſt, was anders „treibt unſern Geiſt aus der lebenvollen „Natur in eine luftige Ideenwelt, als jene Verblendung, mit der wir in die „Natur hineintragen, was nicht in ihr iſt, „und das überſehen, was vor uns liegt, „und ihre unerſchöpfliche ſich ſelbſt genügende Kraft ankündigt? Oder dringen „wir nicht der Natur die phantaſtiſchen „Hirngeſpinnſte von Endzwecken und

„Zwecken auf, die ihrem Reiche fremd „ſind, und drücken abſichtlich unſre Augen „gegen ihren ewigen Mechaniſmus zu, „von dem allein wir alles zu erwarten „haben, was wir hoffen und fürchten, da „wir nichts kennen als ihn? Zeigen Sie „mir einen Endzweck der Natur, ja zeigen „Sie mir nur einen Zweck in ihr, der „nicht durch unſern dichtenden Geiſt untergeſchoben „wäre. Ihr ewiges Seyn iſt „Eins mit ihrer ewigen Ordnung. Aber „der Gedanke dieſer ewigen, in ſich beſchloſſenen „Ordnung iſt für die meiſten „Menſchen ſo unerträglich, daſs ſie lieber „über der Natur zu Kindern werden, als „daſs ſie die wahre Anſicht derſelben mit „männlicher Feſtigkeit faſſen ſollten.

„Sie ſehen aus dieſem allen, daſs die „Kantiſche Religionslehre in mir keinen

„phyſikotheologiſchen Aberglauben zu be-
„kämpfen fand. Alles vielmehr, was der
„Urheber derſelben über die Untauglichkeit
„der Beweiſsart des Daſeyns Gottes aus
„der Natur ſagt, fand einen gut vorberei-
„teten Boden in meiner Seele. Indeſſen
„waren mir die Bemerkungen Kants über
„dieſen Gegenſtand wichtiger, als ſeine
„weitſchweifigen Widerlegungen der meta-
„phyſiſchen Beweiſse, denen er wohl zu
„viel Ehre erzeigte, indem er ihnen ſo
„viel Aufmerkſamkeit, und ſo vielen
„Scharfſinn widmete.

„Allein ſo wenig als von dieſer Seite
„der Eingang der Kantiſchen Grundſätze
„bey mir Hinderniſſe zu überwinden hatte,
„ſo wenig ward er auf der andern durch
„ein gefühltes Bedürfniſs begünſtigt. Ich
„habe keinen Grund ein Geheimniſs dar-
„aus zu machen, daſs ich in meinem Un-

„glauben keinen Mangel fühlte, und daſs
„mein Herz eben ſo wenig, um beſſer und
„beſſer zu werden, nach einem Gott verlangte,
„als mein Verſtand ihn ſuchte,
„um ſich über die Möglichkeit des Univerſums
„aufzuklären. Meine natürliche
„Sympathie, und ein unverfälſchtes Wohlwollen
„gegen meine Mitweſen leitete
„mich mit Sicherheit zum Guten und
„Edeln hin. Und die Ueberzeugung, daſs
„es ein vermeſsner widerſinniger Gedanke
„ſey, die Möglichkeit des Univerſums begreifen
„zu wollen, und die Idee eines
„Gottes am allerwenigſten tauglich ſey, um
„dieſe Einſicht zu erlangen, machte mich
„gegen jeden Verſuch gleichgültig, den
„Menſchen auf dieſem Wege zu erleuchten.
„Mein Herz im vollen Gefühle ſeiner
„Selbſtgenügſamkeit zum Guten, und
„meine Vernunft in feſter Reſignation auf

„unmögliche Erkenntniſſe, vertrugen ſich „vollkommen gut; in meinem Innern war „gewiſs mehr Ruhe, als in der Seele „mancher neuerer Weltweiſen, die, während ſie: *das Eins mit ſich ſelbſt ſeyn,* „zu ihrer Deviſe machen, oft auf einem „und demſelben Blatte höchſt ſcharfſinnig „und höchſt boshaft ſchreiben. Selbſt der „Gedanke des Todes, als einer Vernichtung meines ganzen Weſens, war mir „nicht ſchrecklich. Ich betrachtete ihn „als das allgemeine Loos aller lebenden „Weſen und beſtärkte mich durch Nachdenken immer mehr und mehr in der „Wahrheit, daſs entweder Stolz oder „Schwäche den armſeligen Menſchen die „Hofnung einer Fortdauer zum Bedürfniſſe „macht. Die Selbſtgenügſamkeit meines „Herzens, und die Reſignation meiner Vernunft wirkten kräftig zuſammen, um mir

„die Stimmung zu geben, bey welcher
„der Gedanke der einſtigen Vernichtung
„eben ſo wenig meine Moralität in Gefahr
„ſetzen, als meine Ruhe, und meinen
„Lebensgenuſs einſchränken konnte.

„Dieſs war die Situation meines Geiſtes
„und Herzens, als mich zuerſt die Briefe
„des Herrn *Reinhold* auf den neuen Weg
„aufmerkſam machten, auf welchem der
„Urheber der kritiſchen Philoſophie dem
„Menſchen den ſichern Gewinn eines unerſchütterlichen
„Religionsglaubens verſpricht.

„Der Partheygeiſt wird freylich ſagen,
„dieſe Situation ſey im Ganzen genommen
„nicht eben vortheilhaft geweſen, um
„mich für die Kantiſche Religionslehre
„empfänglich zu machen, ich hätte mir

„eine ganz andre Stimmung geben ſollen. „um ihren Eingang zu befördern. Aber „was ſoll ich von einer Lehre denken, die „ſich nicht durch ſich ſelbſt begründen „kann, von einer Lehre, für die wir „einer künſtlichen Vorbereitung bedürfen, „um ſie annehmen zu können. Nein, die „Wahrheit muſs ſich auf ihr eignes Gewicht ſtützen, und kann ihre volle „Kraft dann eben recht zeigen, wenn ſie „von keinem Intereſſe begünſtigt wird. „Und ſo glaube ich auch gerade die Stimmung zu dem Studium jener Glaubenslehre gebracht zu haben, welche vor „Täuſchung ſichert. Meine Seelenkräfte „waren im Zuſtande vollkommner Geſundheit, und mein Herz unverdorben, ich „war ohne Religionsüberzeugung, . aber „auch ſo wenig gegen ſie eingenommen, „daſs ich mich vielmehr in jenem ruhigen

„Gleichgewichte befand, wo man die Religion nicht ſucht, aber auch nicht verſchmäht, wenn man ſie findet.

„Wahr iſt's, ich fand mich in eine neue „Welt verſetzt, als ich die moraliſchen „Schriften jenes Weltweiſen zum erſten „Mahle laſs, oder vielmehr ich ſah mich „zum erſten Mahle in einer Welt recht „um, in der ich längſt gelebt hatte. Seine „ſcharfe Sonderung aller eigennützigen „Rückſichten von den Prinzipien der Sittlichkeit war mir eben ſo wenig befremdend, als das Verhältniſs, in welchem „er die Glückſeligkeit zur Sittlichkeit „zeigt. Längſt hatte ich dieſe Begriffe „in meinem Herzen getragen, jetzt lernte „ich mich nur in Hinſicht ihrer vollkommen ſelbſt verſtehen, und die hohe moraliſche Ordnung ſtellte ſich meinem

„Blicke in einem lichtvollen deutlichen Riſſe dar.

„Allein wie vertraut auch der Gedanke dieſer moraliſchen Ordnung meinem Herzen wurde, ſo wenig erzeugte er in mir eine Nothwendigkeit zu einem Glauben an Gott und Unſterblichkeit überzugehen. Vielmehr gieng es mir mit der moraliſchen Welt ganz ſo wie mit der Natur. Je einheimiſcher ich durch meine Erforſchungen im Reiche der Naturkräfte wurde, um ſo mehr verſchwand alles Bedürfniſs eines Glaubens an das Ueberſinnliche, und je mehr ich mich jetzt in den Gedanken der ſittlichen Ordnung vertiefte, um ſo mehr gewann mein Herz an einer Selbſtgenügſamkeit, bey der es keine Stütze für jenen Gedanken ſuchte. Mir ſchien dieſe Ordnung ſo in ſich be-

„ſchloſſen, daſs die Vorſtellung derſelben „mich immer nur auf ſie ſelbſt wieder zurückführte. Weit entfernt, daſs ſie mir „irgend eine andre Ueberzeugung aufgedrungen hätte, zog ſie ſelbſt aus eigener „Kraft mein ganzes Gefühl von Wahrheit „und Gewiſsheit an ſich, und weder mein „Geiſt, noch mein Herz fühlte einen Mangel in dieſem Kreiſe.

„Schwerlich werden Sie, mein Theurer, in dieſen *Zügen* verkennen, daſs „ich mir den Buchſtaben der Kantiſchen „Moralphiloſophie zu beleben, und in den „Geiſt derſelben einzudringen gewuſst habe. Und eben deſshalb glauben Sie mir „gewiſs auf mein Wort, wenn ich ſage, „daſs ich ſie für das edelſte Produckt der „menſchlichen Denkkraft halte.

„Ich folge alſo mit treuem Sinne die-
„ſem groſsen Lehrer der Menſchheit, ſo
„lange ſeine Erforſchungen ſich innerhalb
„des Gebieths des menſchlichen Herzens
„halten. Wenn er aber aus dieſem Kreiſe
„heraustritt, und für die ewigen Wahr-
„heiten des Herzens Stützen in der über-
„ſinnlichen Welt ſucht, dann kann ich
„ihn nicht begleiten, mein Herz hält mich
„ſelbſt zurück. Und während er auf den
„Flügeln gewagter Ideen um Gottheit und
„Unendlichkeit ſchwebt, bleibe ich tief unter
„ihm ſtehen, im Kreiſe der moraliſchen
„Ordnung; gottloſs aber hoffentlich doch
„edel.

„Daſs das Ideal meines Herzens mich
„an die Unendlichkeit verweiſst, fühle ich
„in jedem lichten Augenblicke meiner mo-
„raliſchen Exiſtenz. Aber dieſs liegt in

„der Natur eines jeden Ideales, und wir betrügen uns, wenn wir folgern, daſs, weil das Ideal reiner moraliſcher Güte nur einen unendlichen Fortſchritt in der Annäherung zulaſſe, wir berechtigt ſeyen, eine unendliche Fortdauer zu hoffen. Auch durch einen unendlichen Fortſchrit wird es nie erreicht, und kann von keinem Weſen als erreicht angeſehen werden. Schwerlich hat der groſse Kant ſich ſelbſt verſtanden, wenn er in jener merkwürdigen, und zu meiner Verwunderung von Vielen ohne alle Bemerkung angezogenen Stelle ſagt:“ „*Der Unendliche, dem die Zeitbedingung nichts iſt, ſieht in dieſer für uns endloſen Reihe, das Ganze der Angemeſſenheit mit dem moraliſchen Geſetze, und die Heiligkeit, die ſein Geboth unnachlaſslich fordert, iſt in einer einzigen in-*

„wirklichen Aufhörung des Daſeyns vernünftiger Weſen ganz anzutreffen.“

„Iſt aber jenes Ideal einmahl nicht erreichbar, „warum ſoll ich es nicht bloſs „als Geſetz für den Zeitraum meines irdiſchen „einzigen Lebens anſehn? Auch „bloſs als dieſs betrachtet, iſt es der „einzige Grund alles Seelenadels, den „ich mir erwerben kann, und ich kann „dann nicht mehr darüber unzufrieden ſeyn, „daſs ich es nicht in dieſem Leben, als „darüber, daſs ich es nicht in allen Aeonen „erreiche.

„Das Ideal meines Herzens ſtellt mir „die Erwerbung der Würdigkeit vollkommen „glückſelig zu ſeyn, als Zielpunkt „für alle meine Beſtrebungen auf. Auch „dieſer Gedanke reicht noch nicht über die

„Grenzen des jezigen Lebens hinaus.
„Denn ich kann mir mich ſelbſt ohne Widerſinn
„als ein Weſen vorſtellen, dem
„jener Zielpunkt, auch nur für einen ſo
„kleinen Raum des Daſeyns gegeben ſey.
„Wenn die Natur einem Künſtler das Ideal
„des höchſten Schönen in die Seele legt,
„ſein Genius ihn anfeuert, mit der Kraft
„ſeiner Erfindung jenem Ideale nachzuſtreben,
„und er wirklich Werke bildet, die
„das Streben nach dem Ideale athmen,
„kann man dieſes Weſen widerſinnig nennen?

„Das Ideal meines Herzens ſtellt mir
„Harmonie der Würdigkeit mit der Glückſeligkeit,
„als das höchſte Gut dar, wenn
„ich mir ſelbſt nicht untreu werde, muſs
„ich unabläſsig darauf gerichtet ſeyn, muſs
„das Univerſum lediglich aus dieſem Geſichtspunkte
„betrachten.

„Ich fühle mich edel in dieſer Stimmung meiner Vernunft, aber ohne gedrungen zu ſeyn, eine Realiſirung dieſes höchſten Gutes vorauszuſetzen.

„Und ſo ſehen Sie denn, daſs ich mit meinem moraliſchen Bewuſstſeyn beſtehe, ohne den Uebergang zum Glauben machen zu müſſen. Daſs ich ein moraliſches Weſen bin, iſt mir nach dem ganzen Umfange meiner Verpflichtung unmittelbar evident, wodurch ich es ſey, und wozu ich es ſey, kommt mir bey dem Lichte dieſer Evidenz gar nicht in den Sinn zu fragen.

„Ob ich bey dieſer Abgezogenheit des Herzens eins mit mir ſelbſt ſey? Ich fühle keinen Zwieſpalt in mir, und genieſse eine Entſchiedenheit und Ruhe.

„möchte keinesweges als Folge von Unkultur oder Leichtſinn des Charakters angeſehen werden kann. Ich bin ſo weit „entfernt, mir wegen dieſer Ungläubigkeit einen Vorwurf zu machen, daſs ich „mir vielmehr nicht verbergen kann, ich „würde geſunken zu ſeyn glauben, und „in meinen Augen verlieren, wenn jemals jene feſte Selbſtſtändigkeit meines „Herzens durch ein Bedürfniſs zu glauben wankend gemacht würde.

„Urtheilen Sie nun, und," wenn Sie „können und müſſen, verurtheilen Sie. „Die Data liegen vor Ihnen. Redlich, „wie ich mir ſie ſelbſt nur immer ſagen „kann, habe ich ſie Ihnen mitgetheilt. „Bekehrt zu ſeyn, intereſſirt mich, wie „Sie wohl denken können, nicht, aber „die Löſung des Problems, warum die

„[illegible] Gewerbe, die bey andern „eine andre Wandelbarkeit haben ſoll, gerade meine Verbindung nicht beſiegen „kann, dieſs iſt es, warum ich Sie angelegentlich erſuche. Leben Sie wohl."

Antwort.

„So liebenswürdig und ſchmeichelhaft „für mich auch immer die Offenheit iſt, „mit welcher Sie, m. H., mir einen „Umſtand Ihrer [illegible], welchen „die meiſten Menſchen als Geheimniſs be„handeln, ſo muſs ich Ihnen dennoch ge„ſtehen, daſs die Aufforderung, welche „mit Ihrem Schluſsgeſtändniſſe verknüpft „iſt, mich in eine nicht geringe Verlegen„heit ſetzt. Sie wünſchen einen Auf„ſchluſs darüber, daſs Sie, ungeachtet ſie „mit der Moraltheorie des Herrn Kant „vollkommen vertraut, und von ihrer

„Wahrheit innig überzeugt zu ſeyn ſcheinen, dennoch dieſem Weltweiſen bey ſeinem Uebergange zur Religion nicht folgen können, ja überhaupt gar keine Nothwendigkeit fühlen, wegen Ihres ſittlichen Bewuſstſeyns zum Glauben an Gott und Unſterblichkeit überzugehen. Und, da Sie glauben, daſs Sie ſich gerade in der vortheilhafteſten Stimmung befinden, um ohne Vorurtheil und Nebenintereſſe für jene Religionslehre empfänglich zu ſeyn, ſo ſuchen Sie den Grund Ihrer Unfähigkeit zu glauben, in der Schwäche des von jenem Weltweiſen für die Nothwendigkeit des Glaubens geführten Beweiſes. Verſtehe ich Sie recht, ſo geht Ihre Aufgabe für mich, dahin, entweder zu zeigen, wie es, *der Wahrheit jener Religionslehre ungeachtet*, möglich ſey, daſs ein Menſch bey der vollkommenſten Einſicht in die-

„ſolle, bey der beſten Stimmung ſeines „Geiſtes und Herzens, und ohne alle zufällige Hinderniſſe der Ueberzeugung, „dennoch von derſelben nicht überzeugt „werde, oder, wenn dieſs ſich etwa gar „nicht zeigen lieſse, einzugeſtehen, daſs „man jener Religionslehre die Allgemeingültigkeit für alle Menſchen abſprechen „müſſe, und ſie alſo nicht für die einzig „mögliche Religionslehre der Vernunft halten könne.

„Es thut mir weh, Ihnen für das Zutrauen, welches Sie gegen mich äuſern, „Miſstrauen zurückgeben zu müſſen. Allein, „alles wohl überlegt, was Sie mir in Ihrem „Schätzbaren Brief mittheilen, kann ich „den Verdacht nicht überwinden, daſs „Sie ſich in der Anſicht und Beurtheilung „Ihrer eignen Situation täuſchen. Es giebt

„Körperkrankheiten, welche mit der Ein-
„bildung geſund zu ſeyn, verknüpft ſind;
„in einem ähnlichen Falle befindet ſich ih-
„re Seele. Sie glauben, es ſtehe vollkom-
„men wohl mit Ihrem Geiſte und ihrem
„Herzen, und doch ſind beyde offenbar
„in einem unnatürlichen Zuſtande.

„Sie erklären ſelbſt, daſs es Sie nicht
„intereſſire, bekehrt zu werden; auch
„dieſs folgt aus ihrer Krankheit. Mir, der
„ich einerſeits jeder Zudringlichkeit in Din-
„gen dieſer Art unfähig bin, andrerſeits
„aber auch die Schwierigkeiten kenne,
„welche mit der Heilung ſolcher Krankhei-
„ten verknüpft ſind, mir bleibt nichts
„übrig, als die Wahrheit meiner Anagno-
„ſis zu rechtfertigen, und nach ſichern
„Zeichen darzuthun, daſs Ihre geiſtige
„Geſundheit wirklich zerrüttet iſt. Ich

„kenne Krankheiten dieſer Art zu gut, um mir zu ſchmeicheln, Sie ſogleich zu überzeugen; zufrieden, wenn ſie einigen Winken ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, die Sie vielleicht zur Gewiſsheit über die Möglichkeit Ihrer Gemüthsſtimmung hinleiten können. —

„Allein ich ahnde einen Einwurf, mit welchem ſie mir ſchon hier entgegenkommen werden: *mein Urtheil*, werden Sie ſagen, *daſs Sie geiſtig krank ſeyen, ſetze einen willkührlichen Begriff der geiſtigen Geſundheit voraus.* Und ich muſs in der That zuvörderſt, ehe ich einen Schritt weiter gehe, dieſen Begriff beſtimmen, und die Art und Weiſe, wie ich ihn faſſe, rechtfertigen.

„Wenn alle geiſtige Kräfte des Menſchen fähig ſind, geſetzmäſsig, und mit

„gehöriger Stärke und Dauer zu wirken,
„*wenn alle in der Beſchaffenheit dieſer*
„*Kräfte gegründete Bedürfniſſe lebhaft*
„*genug gefühlt werden*, und alle dieſe
„Kräfte ſich harmoniſch vereinigen, um
„die Befriedigung derſelben zu bewirken,
„wenn keine Kraft im Widerſpruche gegen
„die andre ſteht, vielmehr ſie alle mit
„einer ſolchen Einſtimmung handeln, daſs
„das Weſen, *bey dem Bewuſstſeyn aller*
„*ſeiner weſentlichen Bedürfniſſe*, zugleich
„das Gefühl einer vollkommenen Einigkeit
„mit ſich ſelbſt genieſst; dann kann man
„ſagen, daſs es *geiſtig geſund* ſey. Blos
„die Zufriedenheit mit ihm ſelbſt und die
„innre Ruhe verbürgen keinesweges die
„geiſtige Geſundheit eines Menſchen; nur
„dann kann man von jenen auf dieſe
„ſchlieſsen*, wenn zugleich keines ſeiner
„natürlichen Bedürfniſſe unterdrückt iſt.

„Es giebt Menſchen, welche zu gewiſſen „Zeiten weder Hunger noch Durſt haben, „ohne auch das ſchwächſte Misvergnügen „zu fühlen; gemeiniglich halten ſie ſich „in ſolchen Perioden für geſund, aber in „der That ſind ſie es nicht, und in den „meiſten Fällen beſtätigt dieſs in den Folgen die Erfahrung. Bey andern iſt die „Reizbarkeit ihrer Nerven ſo geſunken, „daſs viele Umſtände, welche den Menſchen im natürlichen Zuſtande Schmerz „verurſachen, auf *ſie* gar keinen fühlbaren „Einfluſs haben; ſolche Menſchen können „ſich einen beträchtlichen Zeitraum hindurch wohl fühlen, unerachtet ſie wirklich krank ſind, und ſich, ihnen ſelbſt „unbemerkt, ihrer gänzlichen Schwächung „und dem Tode nähern. Derſelbe Fall „iſt es mit gewiſſen Arten der Zerrüttung „der geiſtigen Geſundheit; das Weſen

„fühlt gewiſſe Bedürfniſſe nicht, *die es* „*fühlen ſollte*, und täuſcht ſich ſelbſt „durch eine falſche Zufriedenheit, da es „doch eben deſshalb unzufrieden und miſstrauiſch gegen ſeinen Zuſtand ſeyn ſollte, „weil es jene Bedürfniſſe nicht fühlt. Ein „ſolches Weſen *in dieſer Lage* von der „Unnatürlichkeit ſeiner Stimmung überzeugen zu wollen, würde ein ganz vergebliches Unternehmen ſeyn. Man muſs das „Bedürfnis wecken, welches ihm fehlt, „dieſs iſt das erſte Erforderniſs für ſeine „Geneſung.

„Laſſen Sie mich die Anwendung davon auf ihren Zuſtand machen, und nehmen Sie es für einen Beweiſs einer von „jedem Privatintereſſe freyen Redlichkeit „an, wenn ich Offenheit durch Offenheit „vergelte. Ich beabſichtige dabey nichts,

„als Befriedigung ihres eignen Wunſches, „denn daſs ich von meinen, wenn auch „noch ſo wahren Andeutungen keinen ſi„chern Erfolg erwarte, habe ich Ihnen „mit Freymüthigkeit erklärt.

„Hören Sie denn in wenigen Worten „mein Urtheil. *Weſentliche Bedürfniſſe „liegen in Ihrer Seele verſunken in einem „unnatürlichen Schlafe, und dieſer Schlaf „iſt nur durch Unterdrückung, Geſetzmäſsigkeit, und Verſtimmung gewiſſer Ver„mögen Ihres Geiſtes möglich; Ihr Wahn, „als ſeyen Sie mit ſich ſelbſt einig, iſt of„fenbarer Selbſtbetrug, und Ihre geiſtigen „Kräfte ſtehen in einem Widerſpruche, „den Sie nur nicht bemerken, oder ſich „ſelbſt verbergen.* —

„Die Betrachtung der Natur, verſi„chern Sie, führe Sie immer nur auf ſie

„ſelbſt zurück, die Ideen von Zwecken
„ſeyen phantaſtiſch und entbehrlich, je
„einheimiſcher Sie durch Ihre Erforſchun-
„gen im Reiche der Naturkräfte werden,
„um ſo mehr verſchwinde bey Ihnen alles
„Bedürfnis eines Glaubens an das Ueber-
„ſinnliche. — Möchte doch der Schatten
„des groſsen Bako, dieſes Vertrauten der
„Natur, deſſen erhabenen Ausſpruch Sie
„tadeln, aus der Unterwelt zurückkehren,
„und einen Uebermuth niederſchlagen, der
„nur die Folge eines falſchen Wahnes
„iſt. — Wie? Sie könnten wirklich die
„Begriffe aller Naturdinge faſſen, ohne
„Zwecke und Zweckmäſsigkeit zu denken,
„könnten wirklich die Form derſelben
„durch die Kraft des bloſen Mechaniſm er-
„erklären, finden keine Nothwendigkeit,
„die Vorſtellung einer nach Ideen wirken-
„den Cauſſalität zu Hülfe zu nehmen? —

„Können ſie organiſirte Weſen als nicht „organiſirt denken, oder wenn Sie dieſs „nicht können, und ſie vielmehr als organiſirt denken müſſen, iſts möglich, daſs „Sie ſich dieſelben als organiſirt vorſtellen, „ohne den Grund ihrer Form in einem „Zwecke vorauszuſetzen? — Nein," verblendeter, mir aber zugleich achtungswürdiger Mann! Sie können dieſs nicht, „können keine Roſe, nicht das kleinſte „Inſekt, nach dem Baue ihrer Bildung „betrachten, ohne ſich auf den Gedanken „von Zwecken und Zweckmäſsigkeit zu „ſtützen, und ſo wie Sie dieſe Gedanken „brauchen, beziehen Sie ſich nothwendig „auf eine nach Vorſtellungen wirkende „Cauſalität. Allein es ſcheint Ihnen zu „gehen, wie vielen denkenden Köpfen, „daſs Sie dieſe jederzeit unfehlbar eintretende und ſich nur nicht immer zur voll-

„kommenen Deutlichkeit entwickelnde Operation Ihrer Urtheilskraft bey Betrachtung „der Naturdinge überſehen. Haben Sie „Acht auf Sich ſelbſt, und mein Urtheil „iſt gerechtfertigt. —

„Je mehr Sie, ſagen Sie ferner, ſich „in den Gedanken der moraliſchen Ordnung „vertiefen, um ſo weniger fühlen Sie „eine Nothwendigkeit, zum Glauben an „Gott und Unſterblichkeit überzugehen, um „ſo mehr genügen Sie ſich ſelbſt, ohne „alle Religion, und ihr Herz fühlt, wie „Sie ſich ausdrücken, keinen Mangel in „dieſem Kreiſe. — *Darauf*, mein Theurer, kann ich Ihnen nichts erwiedern, „als eine Behauptung, die Ihnen unausbleiblich ein Machtſpruch ſcheinen wird. „Fühlen Sie wirklich bey Ihrer Vorſtellung „kein Bedürfniſs zu den Wahrheiten von

„Gott und Unſterblichkeit überzeugehn, ſo „muſs jener Vorſtellung Vollſtändigkeit, „Reinheit und Innigkeit fehlen. Beweiſen kann ich Ihnen dieſes freylich nicht „zu augenblicklicher lebendiger Ueberzeugung, kann Ihnen nur zurufen: Prüfen „Sie ſich ſelbſt, mit gänzlicher Verleugnung jedes Vorurtheils, und jedes Nebenintereſſes, welches Sie irr führen „könnte; Sie dürften doch wohl finden, „daſs noch viel an der vollkommenen Entwickelung Ihres moraliſchen Bewuſstſeyns, „und der Innigkeit und Feſtheit ihrer Ueberzeugung von der ewigen Wahrheit des „moraliſchen Geſetzes nach ſeinem ganzen „Umfange fehlt. Und wenn es Ihnen gelänge, Sich davon zu überzeugen, ſo „würden Sie auch ſogleich anerkennen, „daſs die Einigkeit mit Ihnen ſelbſt, auf „welche Sie ſich mit ſo groſser Zuverſicht

„berufen", in der That nur eingebildet „und chimäriſch iſt. —

„Ich ſchlieſse hier, unerachtet ich „noch eine Fülle von Ideen gegen die „Aeuſſerungen Ihres Briefes in Bereitſchaft „habe. Es hängt lediglich von der Auf„nahme, welche dieſe Winke bey Ihnen „finden, ab, ob ich mich mit Ausführ„lichkeit und Freymüthigkeit in künftigen „Briefen auf die Enthüllung aller Sophiſmen „einlaſſe; durch welche Sie, wie mir „ſcheint, Sich ſelbſt täuſchen. Können „Sie ſich nicht entſchlieſsen, jene Selbſt„prüfung zu unternehmen, zu der ich Sie „aufgefordert habe, ſo ſind meine Worte „verlohren, und dieſer ganze Briefwech„ſel Zeitverſchwendung. Leben Sie wohl *).

---

*) *Wirklich zog dieſer Brief eine Reihe von andern nach ſich, welche auch ihren Zweck*

nicht verfehlten. Dieſe hier einzurücken, iſt um ſo überflüſſiger, da der Inhalt davon theils in der gegenwärtigen Betrachtung ſchon enthalten iſt, theils in den Betrachtungen der folgenden Jahrgänge vorkommt.

Geiſtliche Reden.

I.

Ueber den Frühling,

eine geiſtliche Rede.

Die Werke des Herrn ſind groſs.
(Pſ. 111. V. 2.)

Oft ſtelle ich mir die Natur, unter dem Bilde eines unermeſslichen, dem Herrn geweihten, und von ſeiner Gottheit erfüllten Tempels vor; über dem Eingange deſſelben glaube ich die ſchönen Worte des Pſalmiſten durch Gottes Finger ſelbſt eingegraben zu ſehen: *die Werke des Herrn ſind groſs*, die einzigen Worte, die eine würdige Inſchrift deſſelben abgeben. Der Menſch, beſtimmt in dieſem Tempel zu opfern, muſs über dieſe Worte oft denken, muſs ſein ganzes Herz mit dem Gefühle ihres erhabenen Sinnes erfüllen, dieſes Gefühl iſt eine gerechte und natürliche Huldigung, es iſt der Gottesdienſt unſrer Vernunft, zu welchem ſich alle Menſchen, aufgefordert durch die Wunder der Natur, vereinigen müſſen.

Ich glaube mich nicht von der Pflicht eines Redners an dieſer heiligen Stätte zu entfernen, meine Brüder! wenn ich heute verſuche, die Gefühle, welche die Rückkehr der lieblichſten Iahreszeit in uns erweckt, zu beleben, zu erhöhen, und der Religion näher zu bringen. Warum ſollten wir dieſe Gefühle nicht unſerm Wohlthäter widmen, warum ſie ihm nicht als ein heiliges und ſeinen Augen angenehmes Opſer darbringen! Warum ſollte ſich unſer Dank nicht, angefeuert durch die Betrachtung der erwachten Natur, zu dem Urheber alles Guten erheben! — — *O wie groſs ſind die Werke unſers Gottes! Er allein thut Wunder.* Und wie würdig, wie befriedigend iſt die Betrachtung derſelben für jede edlere Seele. — — Aber leider, nur zu oft ſchlieſst eine unſelige und ſtrafbare Gleichgültigkeit unſre Augen und unſre Herzen, wir ſehen die Natur von ihrem langen Schlafe erwachen, ſehen die Felder wieder belebt, und die ganze Welt wiedergebohren, ohne uns des Gottes zu freuen, der ſeine Wohlthaten allenthalben um uns vervielfältigt und verbreitet; Welcher ſüſſen Gefühle berauben wir uns dadurch! Auf welche Glückſeligkeit thun wir Verzicht! Wollen wir denn immer den Vorwurf jenes Propheten verdienen: *Ihr ſeht viel, aber Ihr achtet auf nichts.* — O meine theuren Brüder! welche Befriedigung würde es mir gewähren, wenn euch dieſe Rede die Stimmung mittheilte, die Schönheiten der Natur mit gefühlvolleren und religiöſeren Blicken zu betrachten!

Ueberall und immer iſt die Natur groſs; die Abwechſelungen der Iahreszeiten zeigen ſie unter verſchiedenen Geſtalten, wo ſie aber immer mit gleicher Majeſtät und Herrlichkeit erſcheint. Majeſtätiſch und herrlich ſehn wir ſie im Schnee und Eis des Winters, in der Pracht des Sommers, und der Fülle von Früchten des Herbſtes. Allein wenn *eine* Iahreszeit von allen dem Menſchen die Gegenwart Gottes im groſsen Tempel der Natur fühlbarer macht, wenn *eine* die Majeſtät der Werke Gottes mit der rührendeſten Einfalt darſtellt, und in allen ihren Scenen zu unſerm Herzen ſpricht, ſo iſt es dieſe Iahreszeit der Freude und des Lebens, dieſe Iahreszeit der allgemeinen Auferweckung der Natur.

Möchte ich fähig ſeyn, ein Gemählde zu entwerfen, welches ſeines Urbilds nicht ganz unwürdig wäre! — — Aber wer kann mahlen, wie die Natur? wer ihre lachende Einfalt, ihre rührende Gröſse nachahmen? Wo ſollt er Ausdrücke und Züge finden, die edel genug, wo Bilder, die reich genug wären! Wie klein und tod ſind unſre Worte vor der geheiligten Majeſtät der lebendigen Werke Gottes! Und ich ſollt es unternehmen, die Reitze der Natur in der lieblichſten Iahreszeit auch nur mit ſchwachen Zügen zu mahlen, zu mahlen dieſes reine und friſche Licht, welches zwiſchen Erde und Himmel verbreitet iſt, dieſe ſanften und furchtbaren Winde, dieſe ſüſſe und gemäſsigte Wärme, die den Schoos der Erde öfnet, dieſe vom Hauche des Frühlings gemilderten und durchbalſamten Lüfte? Ich ſollte mahlen wollen die Wohnung des Menſchen, ſo verſchönt durch die Hand ſeines

Schöpfers, dieſe Erde, benetzt vom Thaue, getränkt und erweicht durch heilſame Regen, vorbereitet, um ſich mit den Reichthümern des Ewigen zu bedecken, ihre Oberfläche geziert mit einem Grün, welches die Blicke feſſelt und ihnen wohlthut, ihre lebendigen Farben, in ihrem wundervollen Wechſel, und ihren angenehmen Miſchungen, die Waſſer, die von den Bergen rollen, Friſche und Fruchtbarkeit in die Thäler tragen, und alle Thiere tränken, dieſen Schmuck der Wälder, welche die Berge krönen, wo die Vögel des Himmels wohnen, und aus den Laubgewölben ihre Stimmen ertönen laſſen, dieſe unzählbare Menge von lebenden Weſen im unermeſslichen All? — — Die mächtigſte Einbildungskraft darf es nicht wagen, die Wunder Gottes in ihrer Mannigfaltigkeit, und harmoniſchen Vereinigung darzuſtellen; ihr Anblick verſetzt ſie in Unruhe. — — O Menſchen! Oefnet eure

Augen und ſehet; ſehet, wie die Erde, ihrer Feſſeln entbunden, in Schmuck und voller Gnüge von allen Seiten lacht und ſchimmert! Sehet, wie die verborgene Hand der Natur unmerklich und ſchnell jedem Produckte Wachsthum verleiht! Sehet ſteigen mit jedem Tage die Hofnung des Iahrs. Welcher erſtaunenswürdige Ueberfluſs von Gütern! Welche Unendlichkeit von Geſchöpfen! Welche Fülle des Lebens! Alles erheitert ſich, alles genieſst, die Hügel ſind bekleidet mit Freude, die Felder bedeckt mit Heerden, Heu wächſt in den Thälern um ſie zu nähren, und Waitzen in Menge für das Bedürfniſs des Menſchen; der Seegen ſteigt herab vom Himmel auf die harrende Welt, und dringt ſelbſt in die einſammen Hütten der Wüſte. Alles iſt glücklich, ſelbſt die lebloſen Weſen ſcheinen an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen; mir iſt, als jauchzten Himmel und Erde, als wären Gebürge und Flüſſe, Felder und Haine, als wäre das ganze All erfüllt, durchdrungen und entzückt von Freude, durchſtrömt von Frieden, Genuſs und Glückſeligkeit.

Welch ein intereſſantes und angenehmes Schauſpiel biethet nicht dieſe neue Schöpfung dem Herzen des Menſchen dar! Wie iſt alles, was ihn umringt, ſo ſchön! Und für ihn ſchmückt ſich die Natur mit Liebreitz und Herrlichkeit; für ihn verbreitet ſich die Pracht des Frühlings über das Weltall. Giebt es ein andres Geſchöpf als den Menſchen, welches alle ihre Güter genieſsen, ſie alle zu ſeinem Gebrauche und ſeiner Glückſeligkeit verwenden könnte, und durch ein natürliches, unwillkührliches und unüberwindliches Gefühl gedrungen wäre, ſie als ſein Eigenthum anzuſehen? Wem iſt die Erde, mit allem, was ſie enthält, gegeben, als den Kindern der Menſchen? Sie iſt ihr Erbland und ihr Reich, ſie unterwerfen ſie ſich durch ihre Arbeiten, verändern nach ihrem Belieben ihre Oberfläche, drücken ihr überall den Stempel ihrer Souveränität auf. Kehrt eure Blicke rings um euch her; Findet ihr wohl unter all dieſen Gütern der Erde ein einziges, von dem ihr keinen Gebrauch machen könntet? Für euch erheben ſich die Berge, belauben ſich die Haine, ſtürzen von den Hügeln die Waſſer, und erquicken die Felder, euer ſind die Kräuter, die Pflanzen, die Blumen und Früchte, die die Erde zieren, für euch erwacht und erneut ſich in dieſer Iahreszeit die Natur, um eure Augen zu erfreuen, eure Herzen zu befriedigen, euren Bedürfniſſen zuvorzukommen, euern Genuſs zu vervielfältigen. Wehen nicht für euch die Winde des Frühlings, träufeln nicht für euch die Regen des Himmels, iſt nicht die ganze Fülle von Schönheiten der Schöpfung euer? Iſt nicht für euch die Erde ſo fruchtbar, ſo mannigfaltig in ihren Produckten? Iſt nicht alles Nahrung und Reichthum für euch, was allenthalben aufkeimt, auf Saatfeldern, Wieſen und Hügeln? Blüht nicht, wenn ich ſo ſagen darf, für euch allein überall Hofnung? Die Sonne geht auf und erleuchtet unſre Arbeiten, ſie wandelt durch das weite Gewölb des Himmels; ihre Strahlen erfüllen den unermeſslichen Raum, durchdringen die Waſſer, die Wälder, und ſenken ſich ſelbſt in den Schoos der Erde; der Menſch genieſst alle Wohlthaten des Lichts und der Wärme. Stufenweiſs und allmählig ſinkt der Tag, und langſam folgt ihm, begleitet von Schweigen und friedlichem Dunkel die Nacht, um dem Menſchen Ruhe und Schlummer zu bringen. Wir genieſen ſelbſt die Schönheiten des Firmaments in der Mannigfaltigkeit und dem Feuer ſeiner Farben, die Gewalt der Winde, die Gröſse und Schnelle der Wolken die Tiefe dieſer ungeheuern Abgründe von Luft und Waſſer, die uns umgeben, das wilde Ungeſtüm des Wetters, alles, was auf den erſten Blick zur Glückſeligkeit des Menſchen nichts beyzutragen ſcheint, iſt Mittel für den Genuſs des Menſchen, er genieſst es wenigſtens im Gefühle der Bewunderung und des Staunens; nichts entgeht ſeiner Herrſchaft, überall, wohin ſeine Blicke reichen können, entdeckt er Weſen und Kräfte, die für ihn geſchaffen ſind.

Aber ich habe noch ſo gut als nichts geſagt; allen dieſen Gemählden fehlt jenes Gefühl, jenes ſelige Gefühl, welches ihnen Leben ertheilt; der Menſch genieſst die unzählbaren Geſchenke der gütigen Natur nur dann in vollem Maaſe, wenn ſeine entzückte Seele die Gottheit in ihr gegenwärtig findet. Nehmt dem Menſchen dieſes Gefühl, und die Natur ſagt ſeinem Herzen nichts mehr, das Weltall ſcheint ihm ſich einzuengen, der Himmel ruht ſchwer über ſeinem Haupte, und die Blüte der Felder welkt um ihn her. — — O allmächtiger Vater, wenn ich in der Betrachtung der Natur Glückſeligkeit finden will, ſo ſuche ich dich darinn, und ſuche dich nicht vergebens; dann glaub ich einen Strahl deiner Gottheit über dem Weltall leuchten zu ſehen, und den Preiſs deiner grenzenloſen Güte in den Geſängen und Tönen zu hören, die ſich von allen Seiten erheben. — — O, welchen ſüſſern Duft könnte die Erde, die deiner Güte voll iſt, zu dem Throne ihres Königs ſenden? — Ich glaube den Hauch deiner Wohlthätigkeit ſelbſt zu athmen, glaube deinen belebenden Geiſt überall verbreitet zu ſehen. — — Urheber alles Guten, meine begeiſterte Seele erhebt ſich zu dir, ich ſehe dich in deinen Werken; ich fühle dich in deinen Wohlthaten. — — O ſüſſer, troſtvoller Gedanke! Begleite mich bis an das Ende meiner Tage! Sey der Reitz meines Lebens! — O Ewiger, mein Gott! Wenn ich dich vergeſſe, ſo möge mein unglückliches Herz ſich ſelbſt vergeſſen; möge ſich für immer der Freude verſchlieſsen, der es nur werth iſt, wenn es deiner gedenkt, möge ich nie die Natur wiederſehen, wenn du nicht der Hauptgegenſtand meiner Freude biſt! — — Wehe mir dann, wenn je der Schleier des Unglaubens, oder der Fühlloſigkeit mir dieſen Gott in der Natur verbürge, dann würden mich ihre Schönheiten nicht mehr rühren, eine tiefe Nacht würde ſie vor meinen Augen decken, und dieſe ſchöne, lachende, reiche Erde würde mir als eine ungeheure, formloſe und öde Wüſte erſcheinen. — — Aber nein; es iſt nicht möglich, es kommt nur auf uns an, ob wir den Herrn überall in ſeinen Werken ſehen wollen; denn wir wiſſen, daſs alles von ihm erfüllt iſt, daſs er alles erhält, alles leitet und regiert.

So muſs man denn ein Herz voll Gottesfurcht beſitzen, um die Natur vollkommen zu genieſsen; ſo erhöht und heiligt denn die Erkenntniſs des wahren Gottes unſre reinſten, unſchuldigſten und friedlichſten Freuden! — — O beglückſeligende Religion! Heilige Religion, die du uns dem Gotte der Natur näherſt! Ohne dich würden unſre Freuden mangelhaft, ſtürmiſch und flüchtig, unſre Leiden troſtlos, und alle unſre Hofnungen ſchwankend ſeyn! — Ohne dich giebt es keine Natur, keine Glückſeligkeit! In dir allein findet unſre Seele volle Ruhe, du biſt das Heil unſrer Herzen! — — Wäre es nicht unverantwortlich für uns, wenn wir dieſen edlen Gefühlen keinen Eingang verſtatteten? Müſsten wir uns nicht vor uns ſelbſt klämen, wenn wir nicht Gott in der ganzen Natur ſähen, die ſein Werk iſt, nicht bey jedem Genuſſe uns zur Quelle erhöben, und jener dächten! O meine Brüder, wollt ihr die ganze Gröſse und Schönheit des Weltalls ſehn? Betrachtet ihn als einen unermeſslichen Garten, den Gott ſelbſt angelegt, den er ſelbſt verſchönert, und in deſſen Mitte er uns geſetzt hat. So werdet ihr fühlen, wie groſs und bewundenswürdig ſeine Werke ſind, ihre Betrachtung wird für euch eine nie vertrocknende Quelle von Freuden ſeyn, eure Seele wird ſich im Gedanken der Güte ihres Schöpfers verlieren.

Wenn wir die Natur *ſo* betrachten, wenn wir fühlen, daſs ihre Schönheiten für uns beſtimmt ſind, daſs Gott uns alle dieſe Güter zum Genuſſe verleiht, muſs nicht unſer ganzes Herz gerührt werden? muſs es ſich nicht der zärtlichſten Dankbarkeit hingeben? Ja in dieſes glückliche Gefühl muſs ſich jenes Staunen und jene Bewunderung auflöſen, die der erſte Anblick des Univerſums erregt; der Friede Gottes ergieſst ſich über meine Seele; die Erde erſcheint mir als ein Schauplatz der Güte des Ewigen, ich fühle das Entzücken des erſten Menſchen, da dieſe wundervolle Natur ſeinen Augen zum erſtenmahle erſchien. — — O wie ſchön iſt die Natur, und wie gut der Schöpfer! — — Wie undankbar und leichtſinnig müſsten unſre Herzen ſeyn, wenn wir von ſeinen Wohlthaten nicht gerührt würden! — — Nein, groſser Gott! Nie werden wir dieſen Vorzug aufgeben, der die Würde und die Seligkeit unſers Lebens ausmacht; wir werden die reine Huldigung unſers Dankes, und das demuthvolle Opfer unſers Lobes darbringen, und ſo wie die ganze Natur dir feiert, wird der Menſch dich preiſten. — — Ja preiſet den Ewigen, denn er liebt euch, er thut euch wohl! Biethet alle Kräfte eurer Seeln auf, um ihn würdig zu preiſen, denn euer Dank wird doch nie ſeinen Wohlthaten entſprechen. Welch ein Vater, welch ein Gott iſt der unſrige! Wenn ich ſeiner Güte denke, erliege ich der Fülle meiner Gefühle, mein Herz iſt zu eng für meinen Dank und meine Seligkeit, ſchweigend bete ich den wohlthätigen Herrn der Welt an, und Thränen der Freude erfüllen meine Augen.

Welches Ruhgefühl verbreitet dieſer Dank gegen Gott über unſre Seele! Die ſüſseſte Freude unſres Herzens iſt ſeine Frucht, die Freude, daſs ein Gott iſt, und daſs dieſer Gott die Glückſeligkeit der Menſchen will. Sich dieſer Freude nicht überlaſſen wollen, würde Undank gegen Gott, Gefühlloſigkeit gegen ſeine Wohlthaten verrathen. Und wenn dieſe Freude nicht zureichet, um uns ganz glücklich zu machen, ſo könnte der Grund nur darinn liegen, daß unſre Dankbarkeit nicht lebhaft genug iſt. Wie könnten wir eine Unruhe hegen, unter den Augen deſſen, der unabläſſig für unſre Glückſeligkeit wirkt, der ſeine Welt für den Menſchen ſo ſchön bildet? Wie könnten wir es wagen, in ſeiner Gegenwart eine Klage zu führen? Alles kündiget uns an, daß er unſer Glück will. Freut euch alſo ſeiner, miſchet den Tribut eures Danks in die Stimme der allgemeinen Freude, und der Friede der Natur komme in eure Herzen! Ihr wiſſet, meine theuern Brüder, daß die Religion uns dieſe Gefühle als eine Pflicht vorſchreibt, eine Pflicht, die ſo ſüß und leicht zu erfüllen iſt. Ihr kennt die Werke Gottes nicht aus dem intereſſanten Geſichtspunkte, den ich während dieſer ganzen Rede gefaßt habe, betrachten, ohne eine innige, reine und heilige Zufriedenheit zu fühlen, eine Zufriedenheit, die erhaben iſt, wie die Natur, die ſie erregt, wünſchenswerther, als alle die eiteln Freuden, welche eine geräuſchvolle Welt euch verſprechen kann. — — O wie entfernt von der Natur ſind die Quellen des Uebels! Je mehr wir uns ihr nähern, um ſo mehr fühlen wir unſre Leiden ſich verringern, unſre Kümmerniſſe und Traurigkeit entfliehen, Ruhe und Heiterkeit wieder in unſre Seele zurückkehren. Und wenn wir nun ganz einheimiſch in ihr ſind, dann iſt jede Sorge und Unruhe verſchwunden, dann ſehen wir nichts als Gott, die Natur, und unſre Seele. Welche glückſeligen *Augenblicke*! Wie verſchönt ſich da die ganze Natur vor dem Blicke des Gerechten und lächelt ſeinem Herzen entgegen! Ja, Gott! ich will mich deiner Werke freuen! Nie wird ſich Klage in meiner Bruſt zogen, denn du ſiehſt mich, ich fühle dich, du liebſt mich; Himmel, Erde und Meere, ja das ganze unermeßliche All verkündigt meinem entzückten Herzen deine unendliche Güte.

Allein, wie tief wir auch dieſe edlen Freuden fühlen möchten, zu denen uns Gott beſtimmt hat, wir würden ihrer nicht werth ſeyn, wenn ſie uns nur für flüchtige Augenblicke glücklich machten, und mit den Scenen verſchwänden, die ſie erregen. Es iſt nicht genug, dieſe Freuden zu koſten, wir müſſen uns ganz von ihnen durchdringen laſſen, müſſen ihnen durch Innigkeit und Nachdenken Dauer geben. Ja, meine theuren Brüder, ſeyd immer fröhlich, denn der Gott, den wir in der Natur ſehen, iſt immer derſelbe, iſt immer gleich bereit, uns als Vater wohlzuthun, ſelbſt wenn Stürme und Wetter, Zerſtöhrung, Tod und Schrecken vor ihm hergeben. Wenn auch zuweilen die Leiden des Lebens unſre Herzen niederbeugen, wenn die Laſter der Menſchen die Ruhe unſrer Tage trüben, und unſre entrüſtete Seele empören, wenn uns der Wankelmuth und die Flüchtigkeit ihrer Zuneigung gegen uns bekümmert; — ſo laſſt uns einen Blick auf die Natur werfen, laſſt uns der Wunder, die er für uns ſchuf, ſeiner zärtlichen und väterlichen Liebe denken, und wir werden dann leicht fröhlich ſeyn können durch die ganze Dauer unſers Lebens. So ſind die *Leiden des Gerechten* eben ſo vorüberſchwindend, als die *Freuden der Weltkinder*, ſie ſind ſeiner Seele gleich fremd, ſie kommen nur von auſſen, ſie fliehen, wie die leichten Gewölke des Morgens, und ſchwinden wie Thau. — — Bald welken vor den Gluten des Sommers die lachenden Reitze des Frühlings, die beſtändloſen Jahreszeiten wechſeln über der Oberfläche der Erde; aber dem

Manchem bleibt immer die beſeligende Betrachtung der Werke Gottes, *ſie* ertheilt ihm jene ſanfte Heiterkeit, die einer gottgläubigen und andachtsvollen Seele eigen iſt, die ihren Vorzug und ihren Lohn auf dieſer Erde ausmacht. — — Laſst mich es ſagen, jene Betrachtung gewährt einer ſolchen Seele einen ewigen Frühling. — — Wie wünſchenswerth iſt ein ſolches Loos, meine Brüder! Wolltet ihr darauf Verzicht thun? Nein, ihr werdet mit Freuden eine Pflicht vollbringen, die euch zu einem Glücke führt, welches unwandelbar iſt, wie die Güte des Gottes, den ihr anbetet.

Eine ſolche Freude iſt ungemein fähig, die Güte unſers Herzens zu erhöhen. Die Freude des Weltmenſchen betäubt und verhärtet ſeine Seele, die reine und ruhige Freude des Gerechten öffnet ſein Herz der Wohlthätigkeit. Ueberall in der Natur ſieht er einen gütigen Vater, wie ſollt er nicht ſelbſt auch durch Betrachtung ſeiner Werke zur Milde, zur Erbarmung, zum Wohlwollen geſtimmt werden. Macht das Gefühl des Dankes in ihm das Beſtreben rege, dem groſsen Weſen zu gefallen, dem er alle dieſe rührenden und wahren Freuden verdankt, muſs er da nicht zugleich fühlen, daſs er ihm durch nichts wohlgefälliger werden kann, als durch Nachahmung ſeiner ſich über alles verbreitenden Wohlthätigkeit? O, wer die Natur zu genieſsen weiſs, iſt zu wahrhaft, zu innig, zu edel glückſelig, als daſs er nicht durch das Gefühl dieſer Glückſeligkeit ſelbſt auch ein guter Menſch würde. O er bringt jenen ſtillen Frieden, den er bey der Betrachtung der Werke Gottes findet, dieſen innigen unermeſslichen Frieden, er bringt ihn in den Schoos ſeiner Familie, bringt ihn in den Kreis ſeiner Freunde, und in allen Umgang mit Menſchen; ſein edles Herz flieſst über von dieſem Frieden, der Allen entgegen wallt, die ihn umgeben; Friede athmen ſeine Geſpräche, Friede ſeine Gefühle, durchdrungen von Zärtlichkeit und Freude kann er ſich zu keiner Boſsheit erniedrigen. Er iſt erhaben über jene verächtliche Unduldſamkeit, mit welcher wir oft unſern Brüdern die ſchuldige Schonung und Herablaſſung verſagen, er iſt nicht reizbar für jede Beleidigung, wie jene Elenden, deren kleines Herz ſich dem mindeſten Verdachte öfnet, er iſt nicht übermüthig wie jene Weltmenſchen, die im Rauſche ihrer Wolluſt oft alle Pflichten gegen ihre Brüder vergeſſen. Ihr müſst es fühlen, meine Lieben, eine andachtvolle Fröhlichkeit, wie die Natur ſie einflöſst, bewahrt uns vor dieſen Fehlern, ein Herz, in welchem dieſe Freude wohnt, iſt nothwendig gut; wer mit Dank die Naturgaben des Vaters aller Seelen genieſst, der würde es ſich nie verzeihen, für das Glück ſeiner Brüder unthätig zu bleiben; man muſs nur die Güte des Herrn gefühlt haben, um gut ſeyn zu wollen, wie er.

Dieſs ſind die Gefühle, welche die religiöſe Betrachtung der Natur in uns hervorbringen muſs; ich habe die Zuverſicht, daſs ſie euch nicht fremd ſind, und daſs die Keime der Wahrheiten meiner Rede in euerm Herzen liegen. Möchtet ihr, meine Brüder, es euch zur Pflicht machen, davon Gewinn zu ziehen, möchtet ihr die Stimme der Natur hören, an die ich euch verwieſen habe. Möchten dieſe Werke Gottes, die ſo groſs, ſo werth ſind, unterſucht und betrachtet zu werden, dieſe Werke, die eurem gottesfürchtigen Herzen einen ſo groſsen Genuſs gewähren.

möchten ſie nicht fruchtlos vor euern Augen ſeyn, möchten ſie von euch innig und tief gefühlt werden, einen Eindruck auf euch machen, der nie verſchwände! — — O daſs ich dazu beygetragen hätte, und daſs ich ſelbſt auch durch die Lehren des Glücks und der Tugend gewönne, die ich dieſem ganzen Volke über einen ſo intereſſanten und ſchönen Gegenſtand geben zu müſſen geglaubt habe! — — Wie lange noch, o mein Gott! werde ich Zeuge deiner anbethenswerthen Güte ſeyn? Wie oft werd' ich noch den Frühling die Natur verjüngen, und alle Weſen erfreuen ſehen? — — O daſs dieſer Frühling immer nur von dir zu meiner gerührten Seele ſpräche, daſs ich immer auf dieſem Wohnplatze der Lebenden nur die Güte des Ewigen ſähe... O! ich hoffe ſie noch zu ſehen, wenn ich einſt geſtorben bin. Gott voll Güte und Erbarmen, Zuverſicht meiner Seele! Die letzte Stunde des

Lebens des Gerechten iſt nicht das Ziel deiner Wohlthaten. — — Möge ſie kommen, dieſe friedliche Stunde! er kennt keine Furcht vor ihr. — O, wenn die Glückſeligkeit deiner Erwählten ſchon in dieſem Leben ſo groſs iſt, welch Entzücken wird ihnen werden, wenn ſie, verſammelt vor deinem Vaterthrone, dich im vollem Lichte deiner unendlichen Güte ſehen werden! — — Ia es knüpft ſich an den Gedanken der Wohlthaten, die du deinen Kindern in der Natur bereitet haſt, eine ewige Hofnung, die ſie das Glück ahnden läſst, daſs ihnen in der Zukunft bewahrt iſt. — — O Gott, laſs uns wirklich deine Kinder ſeyn, bereite uns vor durch die Betrachtung der Natur zu der Fülle ewiger Freude, die du uns verſprochen haſt, dann ſind unſre Herzen befriedigt, wir ſind glückſelig, indem wir dich erkennen und lieben!

II.

Ueber das Daſeyn Gottes.

Nichts erhebt den Menſchen, dieſes ſchwache, dürftige Weſen ſo ſehr, als daſs er ſich der Gottheit annähern, ſich durch den Glauben mit ihr verbinden, und das himmliſche Gefühl einer ſolchen Vereinigung mit dem Unendlichen genieſsen kann. Alle Lehren der Religion zielen darauf hin, dieſe bewundernswürdige Gemeinſchaft, dieſe Harmonie zwiſchen Erde und Himmel, zwiſchen den Neigungen und Handlungen des Menſchen und dem Willen des höchſten Weſens zu bewirken, und der Grundpfeiler aller Religion iſt die Wahrheit, *daſs ein Gott iſt.* Würde dem Menſchen dieſe Wahrheit entriſſen, ſo gäbe es für ihn keine Würde, keine Ruhe, keine Glückſeligkeit mehr, ſein Daſeyn wäre elender als Vernichtung.

Habe ich wohl nöthig, meine Brüder, den Beweiſs dieſer Wahrheit für euch zu führen, oder iſt nicht vielmehr Jeder von euch vom Gefühle derſelben erfüllt? Möge euch nie der Gedanke beunruhigen, daſs es unter den Menſchen, die mich an dieſer Stätte umringen, eine einzige ſo verſtockte und unglückliche Seele gebe, welche ſich troſtloſen Zweifeln über jene Wahrheit überlieſse. Nein, ich weiſs es, die Ueberzeugung, daſs ein Gott iſt, begleitet euch überall, und der bloſe Gedanke, er könne nicht ſeyn, macht euch ſchaudern.

Aber, wenn ihr denn von der erhabenſten aller Wahrheiten überzeugt ſeyd, ſo darf ich fragen, wie ihr denn überzeugt ſeyd? Iſt euer Glaube blos Sache eures Verſtandes, oder iſt er in euer Herz gedrungen? Iſt er aufgeklärt und feſt genug? Welche Wirkungen bringt er in euch hervor? Treibt er euch an, euch der Gottheit, dieſer einzigen Quelle aller wahren Glückſeligkeit anzunähern? Fühlt ihr das ganze Gewicht dieſer Wahrheit? Genieſst ihren ſeligen und geheiligten Einfluſs in ſeiner ganzen Fülle?

Einen Gott glauben, heiſst nicht blos, ſein Daſeyn anerkennen, es heiſst den Gedanken ſeines Daſeyns zum herrſchenden Gedanken ſeiner Seele machen, und vom Gefühle dieſer Wahrheit durchdrungen einen Wandel führen, der eines Anbeters des Ewigen würdig iſt.

Wie Mancher von uns, meine Brüder! wird die Frage, ob er, in dieſem Sinne des Wortes, einen Gott glaube, nicht mit Ja beantworten können.

Laſst uns denn jene Wahrheit zum Gegenſtande einer Betrachtung machen! Vereinigt euer Nachdenken mit dem meinigen, um unſern Glauben aufgeklärter, feſter, und inniger zu machen, um ihn dem Herzen, welchem er ganz angehört, näher zu bringen.

Gott des Weltalls und unſrer Seelen, von dir will ich ſprechen! Wäre ich fähig dem Gefühle deines Daſeyns in den Herzen aller dieſer Menſchen mehr Kraft und Leben zu ertheilen! Könnte ich ihnen dein Daſeyn ſo erweiſen, daſs ſie unwiderſtehlich getrieben würden, ſich dir anzunähern!

Ich fühle es, meine Brüder! nicht um eure Ueberzeugung, die ſchon gegründet iſt, nein, um eure Rührung muſs es mir zu thun ſeyn, und indem ich eure Aufmerkſamkeit auf die Beweiſse für das Daſeyn Gottes richte, muſs ich mehr zu eurem Herzen, als zu eurem Verſtande ſprechen. — — Und wenn denn unſer Aller Seelen einander verwandt ſind, kann ich wohl etwas von jener Wahrheit ſagen, was nicht zum Herzen dränge? Könnt ihr ſie ohne Rührung und Intereſſe verkündigen hören? — — Möchte ich dieſe Wahrheit, gegen welche wir, da ſie uns täglich begleitet, nur zu oft gleichgültig werden, möchte ich ſie euch in ihrem vollem Glanze, und ihrer ganzen Wichtigkeit darſtellen, möchte ich auf euch Alle wirken, daſs ihr auch *fühltet*, was ihr glaubt! daſs das edle Verlangen ſich in euch Allen erhübe, künftig zu leben, wie Menſchen, welche glauben, daſs ein Gott iſt!

Schon *das* ſcheint mir auf das Daſeyn eines weiſen und gütigen Weltſchöpfers hinzudeuten: daſs diejenigen Wahrheiten, welche für das Glück und die Ruhe unſrer Seele die intereſſanteſten ſind, ſich auch unſrer Faſſungskraft und Ueberzeugung durch mehrere einfache und nah liegende Beweiſse darbiethen. Was iſt unbegreiflicher für den Menſchen, als das unendliche Daſeyn des ewigen Weſens, für welches es keine Zeit, keinen Wechſel, und keinen Schatten von Veränderung giebt! Wie hat ſich doch die Vernunft zu der Idee *deſſen, der da iſt*, erheben können? Und doch finden wir dieſen Gedanken eines unausſprechlichen Daſeyns unter allen Völkern der Erde verbreitet, überall iſt er hingedrungen, wo wir nur eine Spur von Menſchheit finden. Man möchte glauben, er werde mit uns gebohren, und erwachſe mit uns. Aber wir ſind auch umringt von dem Beweiſse jener majeſtätvollen Wahrheit, Gott hat die Zeugniſse für dieſelbe gleichſam unſern Sinnen nah gelegt, um uns über dieſelbe nicht in troſtloſer Unentſchiedenheit zu laſſen.

Ich könnte Himmel und Erde zu Zeugen anrufen, könnte die Stimme des Weltalls borgen, um mit Preis und Anbetung zu verkündigen, daſs ein Gott iſt. Ich könnte euch verweiſen an jenen Einklang aller Weſen, jene erhabne Harmonie der Schöpfung, jene allgemeine Feier der ganzen Natur. Die Schönheit dieſer Welt, die Ordnung, welche darin herrſcht, die nie raſtende Bewegung, welche allenthalben Leben und Beſeelung unterhält, die zahlloſe Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, der wundervolle Bau ihrer Körper, die Kräfte unſers Geiſtes, kurz alles, was auſer uns und in uns iſt, würde euch Gott, gleichſam vor Augen ſtellen, der jedem in ſeinen Werken ſichtbar iſt, der ſie mit einem denkenden und gefühlvollem Blicke betrachtet. — — Ja, groſſer Gott! Erhabner Baumeiſter des unermeſslichen Weltalls, überall ſehe ich das heilige Gepräg deiner ewigen Macht und Gottheit. Ueberall mahlſt du dich meinen ſtaunenden Augen in dem gränzenloſen Raume, der mich umgiebt; was ſich rings um mich regt und bewegt, kündigt es an, daſs es dein Werk iſt.

Aber was könnte ich euch in allen dieſen Hinſichten ſagen, was ihr nicht alle ſchon wüſstet? Kann der Menſch mehr, als einen ſchwachen Nachhall der ausdruckvollen Sprache der ganzen Natur ſtammeln? Wäre ich auch fähig, euch Gemählde voll Gröſse und Intereſſe zu zeichnen, was würden ſie ſeyn gegen den einfach-erhabnen Anblick des Weltalls ſelbſt? Dieſer Anblick bemächtigt ſich mit bezaubernder Gewalt unſrer Ueberzeugung, die Stimme Gottes ſelbſt ſcheint uns mit ihm entgegenzutönen, und ſchweigen und anbeten iſt unſer Alles.

Laſst mich denn auch von allen dieſen Wundern ſchweigen, und aus der Menge von Beweiſsen, welche uns die Natur für das Daſeyn eines Gottes darbiethet, einen einzigen auswählen, der gleichſam die Baſis aller übrigen und wegen ſeiner Einfachheit für die Faſſungskraft jedes Menſchen angemeſſen iſt.

Wäre der Unendliche nicht, ſo wäre nichts wirklich, wäre nie etwas wirklich geweſen, die Nacht des Nichts hätte ewig mit ihren wüſten Schatten alles, was wir ſehen und bewundern, bedeckt. Woher haben die Geſchöpfe dieſes Daſeyn, welches ſie ſich durch ihre eignen Kräfte nicht geben konnten, welches ſo wenig in ihrer Gewalt ſteht, daſs ſie ſeine Dauer um keinen Augenblick verlängern können? Warum iſt überhaupt etwas da? Wo iſt ſeine Urſache? Wie könnte etwas daſeyn, wenn nicht vor ihm ſchon ein Weſen wirklich geweſen wäre, von dem es ſeine abhängige und flüchtige Exiſtenz erhielt? Freylich bebt unſer Geiſt gleichſam zurück vor dieſem Gedanken, ſtarrt wie erſchrocken am Rande des nachtvollen Abgrundes der Ewigkeit; aber wir fühlen es, ſchlechterdings muſs ein Weſen ſeyn, welches nie begann, und die Quelle aller Wirklichkeit iſt, ein Weſen, welches nie nicht ſeyn konnte, und deſſen unvergleichbares Daſeyn dieſes unermeſsliche Weltall ſtützt und erhält. Wir *ſind* nur, weil dieſes Weſen es will, ſind wie es will, und wiefern es will, die ganze Welt iſt nur für daſſelbe, und in demſelben. Vergleichen wir dieſe groſſe prachtvolle Natur mit ihm, ſo *iſt* ſie gar nicht; er allein *iſt*; denn er kennt keine Schranken und Zeiten; er allein hat ſein volles, unabhängiges, unwandelbares, und unumſchränktes Daſeyn in ihm ſelbſt; er iſt der, *der da iſt*, und nur die Kraft ſeines allmächtigen Arms hat dieſe Unendlichkeit von Geſchöpfen aus dem Nichts zur Wirklichkeit hervorrufen können.

Kann eure Vernunft dem Gedanken dieſer Nothwendigkeit ſeines Daſeyns widerſtehen? Oder verbürgt euch nicht vielmehr alles ſeine Wahrheit? Ja, die kleinſten Gegenſtände kündigen, wie die gröſsten, das Daſeyn des Ewigen an, das kleinſte Inſekt, welches ſich im Staube verliert, den ihr mit Füſsen tretet, die unbeſeelte Pflanze, die ihr kaum bemerkt, kann euch zum Beweiſse dienen. Alles rings umher trägt das Siegel des Unendlichen, alles, meine Brüder, ruft den Gedanken ſeines Daſeyns in eure Seelen, das unermeſsliche Gewölbe des Firmaments, das Geſtirn, welches uns entgegenglänzt, der reiche Schmuck der Erde, jedes G[illegible]öpf, von dem Würmchen am Boden, bis zu dem Menſchen, welcher denkt; alles vereinigt ſich, um uns zu verkündigen, daſs ein Gott iſt.

Und ſo wie ich den Herrn überall in der Schöpfung ſehe, fühle ich ihn nicht auch im Grunde meines Herzens? Ja, meine Brüder! wir fühlen ihn, er hat das unauslöſchliche Gefühl ſeines Daſeyns in unſer Innres gelegt.

und von all den unzählbaren Stimmen, die ſich von allen Seiten erheben, und nur von ihm ſprechen, tönt keine ſtärker und rührender, als die Stimme unſers Herzens.

Oder zieht uns nicht ein unwiderſtehliches Verlangen nach einer Glückſeligkeit hin, die alles rings umher uns nicht gewähren kann? Zu einer vollkommnen, dauernden, unendlichen Glückſeligkeit? Häuft Alles zuſammen, was nur irgend die gränzenloſen Begierden einer menſchlichen Seele reizen kann, ſetzt ſie in den vollen Ueberfluſs aller Güter der Erde, wird ſie geſättigt ſeyn? werden ihre Wünſche einhalten, oder nicht vielmehr über jeden Gränzpunkt hinausſtreben? Wird ſie eher beruhigt ſeyn, und der ſeligſten Gnüge genieſſen können, ehe ſie von der Hofnung der Unſterblichkeit durchdrungen iſt. Nein; unſre Herzen würde der Beſitz einer ganzen

Welt nicht ſättigen, ſie würden in der Mitte ihres Reichthums darben, Gott allein kann ſie erfüllen.

Und was ſagt uns dieſes heiſe Verlangen nach Glückſeligkeit, dieſes unruhvolle Sehnen unſrer Seele? Iſt es nicht das Gefühl der Gottheit ſelbſt, iſt es uns nicht von dieſer Gottheit ſelbſt eingeflöſst, welche uns nach ihrem Bilde ſchuf, welche will, daſs wir ſie ſuchen, weil wir nur durch ſie glücklich ſeyn ſollen, nur durch ſie und in ihr allein glücklich ſeyn können? O daſs wir immer die Stimme, unſers Herzens hörten. Gott iſt es, den dieſes Herz überall in der Welt ſucht, nach welchem alle edlere Neigungen deſſelben hinſtreben. Verirrte Weltkinder, ihr ſucht in den Gütern der Erde Genuſs und Gnüge, berauſcht euch mit blinder Begier an den Quellen der Wolluſt, aber in euren Innern regt ſich ein Herz, welches bey der Fülle eurer ſinnlichen Freuden, noch Durſt fühlt, und nach etwas verlangt, was die Erde mit all ihren Schätzen nicht geben kann, O verſteht dieſes Herz, es verlangt nach Gott, verſteht es, und kehrt von euren Verirrungen zurück, zurück zu dem Gotte, der allein Ruhe und Glückſeligkeit gewähren kann!

Wollt ihr euch, meine Brüder! den Einfluſs, welchen das Gefühl des Daſeyns Gottes auf uns haben ſollte, nach ſeinem vollen Umfange vorſtellen, ſo verſetzt euch in Gedanken in die Seele eines Menſchen, der nie noch hätte vom Ewigen ſprechen hören, und der nun zum erſten Mahle die erhabne Wahrheit, daſs ein Gott iſt, vernähme. Welches Licht würde für ihn aufgehn, es würde ihm dünken, als ſänke vor ſeinen Augen ein Schleier, als breitete ſein Daſeyn ſich aus.

die groſse Idee der Gottheit würde ſeinen ganzen Geiſt erfüllen! Wie eine andre Geſtalt würde das Weltall vor ſeinen Augen annehmen! Welche ſchnelle Revolution würde in allen ſeinen Gedanken, und allen Neigungen ſeines Herzens erfolgen! — Wandelte er vorher mit blindem Staunen in der Mitte der Wunder der Natur, und ſahe immer nur die Natur, ſo ſieht er jetzt überall ihren Urheber, das Daſeyn jedes Weſens erinnert ihn an das einzige wahre und nothwendige Daſeyn, das des unendlichen Gottes. — Ja, dich, groſser Gott, ſieht er nun überall, von dir ſpricht ihm alles, dich verkündigt und offenbart ihm alles, du biſt der vertraute und herrſchende Gedanke ſeiner Seele, der Gedanke, der allein ſein Glück und ſeine Würde ausmacht.

Man kann vom Daſeyn Gottes nicht überzeugt ſeyn, ohne ſich zugleich zu überzeugen, daſs er allein das höchſte Gut des Menſchen iſt, durch ihn allein jenes heiſe Verlangen nach Glückſeligkeit befriedigt werden kann, welches er in unſre Seelen legte. Und dann, wenn wir von dieſer Ueberzeugung durchdrungen ſind, dann erſt veredelt ſich unſre ganze Seele! wir fühlen die Beſtimmung und die Würde unſrer Natur. Gleichgültig wird uns dann die ganze Menge nichtiger Güter und Vorzüge, nach denen wir ſonſt ſo eifrig ſtrebten, nur Gott ſuchen wir, nur mit ihm wollen wir uns verbinden, nur ihm uns nähern, dieſs wird das groſse Geſchäft unſers ganzes Lebens.

Dieſe Wirkung ſollte die innige Ueberzeugung vom Daſeyn Gottes in der Seele eines Jeden von uns hervorbringen. — — Allein bringt ſie ſie auch wirklich in uns hervor, meine Brüder? — — Wie Viele giebt es, deren Mund einen Gott bekennt, während ſie ihn in ihren Werken leugnen? Sollte man nicht, wenn man die Grundſätze, die Gefühle, und den Wandel Vieler von uns beobachtet, ſollte man da nicht glauben, daſs ſie in ihren Herzen zu ihnen ſelbſt ſagen: *es iſt kein Gott?* — — Es thut mir weh, daſs ich euch, die ihr Menſchen und Chriſten ſeyd, noch fragen muſs: ob für euch ein Gott ſey. Ich wiederhole es und frage ernſtlich: iſt für die Meiſten von denen ein Gott da, welche ſein Daſeyn anerkennen? Wozu nützt uns der Glaube an einen Gott, wenn er uns nicht beſſer macht? Glauben wir ihn zu ehren, wenn wir nur zugeſtehen, daſs er da iſt, ihn zu ehren, wenn wir uns einer ſtolzen Erbitterung gegen jene Unglücklichen überlaſſen, die ihn nicht erkennen, ihn zu ehren, wenn uns der bloſe Gedanke ſchon erſchüttert, daſs es verblendete und kühne Sterbliche giebt, die ihr Haupt freve'nd im Staube erheben und leugnen, daſs ſie einen Schöpfer haben? — — O dieſe Elenden ſind oft weniger ſtrafbar als wir, wenn unſer Glaube keinen Einfluſs auf unſern Wandel hat; während zwiſchen unſrer Religion und unſern Handlungen keine Zuſammenſtimmung herrſcht, handeln *ſie* doch wenigſtens ihren Grundſätzen und ihrer Ueberzeugung gemäſs.

Anbeter meines Gottes! Warum muſs ich das unſelige Recht haben, euch dieſen Vorwurf zu machen? — — — *Anbeter Gottes*

Wie viel befaſst nicht dieſes einzige Wort

Wie fähig iſt es, uns zu uns ſelbſt zurückzuführen! O gewiſs, wenn wir auf dem Pfade der Tugend ſtraucheln, wenn die Kraft unſre Grundſätze ermattet, und wir in Gefahr ſind die Hohheit unſrer Geſinnung aufzugeben, dann dürfen wir uns nur den Gedanken vergegenwärtigen, daſs wir Anbeter Gottes ſind, und unſre ganze Seele iſt wieder gehoben, unſre Kraft neu beſeelt, unſre Gröſse uns wiedergegeben.

Wie iſts möglich, meine Brüder, daſs wir wiſſen, es iſt ein Gott, und nur dann und wann an ihn denken, wie iſts möglich, daſs wir beynahe unſer ganzes Leben im ſchändlichen Vergeſſen ſeines Daſeyns, wie verlohren in tiefer Nacht, zubringen, und daſs unſre Neigungen fern vor ihm, dem ſie doch alle gewidmet ſeyn ſollten, umherſchweifen, wie möglich, daſs unſre Geſinnungen und Gefühle ohne Gott ſind?

Und doch, ihr wiſst es nur zu gut, was der Glaube an das Daſeyn Gottes für die meiſten Menſchen iſt? Sagt ſelbſt, iſt er verwebt in ihre Geſinnung, herrſcht er in ihren Gefühlen, iſt er der Gegenſtand ihrer Geſpräche? Kann man, wenn man ſie im Kreiſe ihrer Familie, in der ſüſſen Zwangloſigkeit des häuſlichen Lebens betrachtet, kann man ſagen, daſs ſie Geſellſchaften von Anbetern Gottes bilden?

Ich beſchwore euch, meine theuren Brüder, im Nahmen des groſsen Weſens, welches ihr anbetet; erwägt dieſen Gegenſtand reiflich, arbeitet mit unermüdetem Eifer darauf hin, euren Seelen den ganzen ſegenvollen Einfluſs des Glaubens an das Daſeyn Gottes zu geben. Fern von euch ſey der Taumel jenes Weltlebens, vor welchem die Gottesfurcht zurückweicht, eines Lebens ohne Gottheit und Hofnung!

O, unſer Gott! Himmel und Erde ſind deiner Herrlichkeit voll; erfülle du auch unſer Herz! Lehre uns einzig dich ſuchen! Heilige unſre ganze Geſinnung, Ewiger! Daſs der Gedanke an dich uns immer gegenwärtig ſey, ſo wie wir jetzt mit heiſer Andacht unſre Seelen zu dir erheben.

III.

Ueber den Einfluſs der Gefühle,

welche die Scenen der Natur im Herbſte erregen, auf Sittlichkeit und Religioſität.

Es iſt ein erhebender Gedanke, meine Brüder! daſs unſre Herzen bey den Scenen der Natur harmoniſch empfinden können. Bey den Vergnügungen der Kunſt und des Luxus ſind die Menſchen nach ihren beſondern Lieblingsneigungen getheilt; die Freuden durch die Betrachtung der Schöpfung ſind allein diejenigen, in welchen unter Aller Empfindungen ſich vereinigen. Und eben dieſs macht vorzüglich den unausſprechlichen Reitz des Genuſſes der ſchönen Natur aus, daſs uns bey jeder Erſcheinung, die uns hier zur Bewunderung und Rührung hinreiſst, zugleich das Bewuſstſeyn begleitet, daſs dieſe Gefühle allgemeine Gefühle für die ganze Menſchheit ſind, daſs ſie uns jene edle Verbrüderung verbürgen, die uns Alle, vom Könige bis zum Bettler, unauflöslich zuſammenketten ſollte. Euer Aller Herzen, ruft gleichſam die Natur den Menſchen zu: ſind mein, meine Zauber beherrſchen euch alle, keiner von euch kann mir Thränen der Bewunderung oder Wehmuth verſagen, wenn ich ſie fodre. Der empfindſame Menſch hört ihre Stimme, er verachtet die rauſchenden Wollüſte der Welt bey ihren einfachen und ſich immer erneuernden Freuden, und, während er in der Stille der Einſamkeit ſich ihnen hingiebt, opfert er zugleich im ſüſſen Drange ſympathetiſcher Gefühle der Menſchheit.

Die Natur, meine Brüder, die uns in den holden Tagen des Frühlings Hofnungen des Segens und der Unſterblichkeit entgegen lachte, die uns in der überall verbreiteten unermeſslichen Pracht des Sommers bezauberte, dieſe Natur legt jetzt ihren Schmuck ab, und die Reitze, die unſre Herzen hoben, werden nun bald verſchwunden ſeyn. Wer kann dieſe allgemeine Verwandlung rings um uns her, wer dieſe allmählige Entrückung von tauſend rührenden Scenen betrachten, ohne in die Stimmung der Schwermuth überzugehn, eine Schwermuth, die doch zugleich ſo ſüſs iſt, daſs ein zartes und lautres Herz ſie gewiſs nicht ſelbſt gegen die Wonne des Frühlings austauſcht. Oder ſagt mir, die ihr Menſchen ſeyd wie ich, was iſt euer Gefühl, wenn ihr jene wüſten Felder, jene blumenleeren Wieſen, eure Haine, welche ihr Laub und ihre [illegible] Schatten verlieren, vor euch ſeht, wenn ihr das Wehen dieſer rauhen Winde empfindet, die mit den Trümmern der Schönheit ein muthwilliges Spiel treiben, iſt es nicht das Gefühl einer intereſſanten Trauer über den Verluſt von Scenen, die euch auf eine ſo edle Weiſe rührten? Zittert euer Herz nicht voll ſüſſer Wehmuth, daſs ihr Freuden das Lebewohl ſagen müſſet, die ihm ſo nah verwandt ſind? Ja ſo fühlt ihr Alle, dieſs ſagt mir das Bewuſstſeyn, daſs wir Menſchen ſind, unſre Herzen begegnen ſich auch in dieſen Scenen der Natur.

Die Gefühle, welche uns in dieſer Jahreszeit rühren, ſtehen im innigſten Zuſammenhange mit groſsen, für die ganze Menſchheit wichtigen Ideen. Die Natur ſpricht in allen ihren Auftritten zu unſrer Vernunft; ſie leiht dem beſcheidnen Veilchen, und der lachenden Roſe Stimmen, bey welchen ſchlafende Vorſtellungen unſers Geiſtes erwachen; auch dieſe Zerſtörung hat ihre Sprache – aus dem Rauſchen jener Winde und dem Raſſeln des gefallnen Laubes tönt unſerm Herzen ein höherer Ruf entgegen, dem es nicht widerſtehen kann. Laſst uns ihm, meine Brüder! ein wachſames treues Gehör widmen, und die Gedanken mit Andacht und Rührung verfolgen, auf welche uns dieſe melancholiſchen Erſcheinungen hinleiten. O ihr ahndet ſchon, wohin ſie uns führen, ahndet, daſs es die groſsen Gedanken von Tugend, Unſterblichkeit und Gott ſind. Geht denn mit mir in der gegenwärtigen Stunde an der Hand der Natur dieſen Gedanken entgegen; vereiniget euch mit mir zu einer Feier des Herbſtes, wie ſie des Menſchen würdig iſt.

Bey dem erſten Blicke auf die Scenen, die uns umgeben, ergreift uns das Gefühl, daſs

Alles außer uns hinſchwindet, was in der Zeit entſtand, und eine Weile dauerte, und dieſes Gefühl führt uns ſogleich auch auf uns ſelbſt zurück. wir können es uns nicht verleugnen, daſs auch unſer Daſeyn auf den Flügeln der unaufhaltſamen Zeit hineilt, ein Augenblick den andern verdrängt, und wieder von einem andern verdrängt wird. Grauenvoller Gedanke! So wie rings um uns her die Formen und Farben der ſichtbaren Natur in ewigem Wechſel hinſchwinden, wie die zahlloſe allgewaltige Bewegung über den unermeſslichen Kreis der materiellen Welt herrſcht und keinem Weſen Ruhe und Stillſtand gönnt, ſo verliert ſich auch in ſtiller unaufhaltbarer Flucht unſer eignes Daſeyn, unſer Denken, unſer Hoffen und Fürchten, unſer Begehren und Fühlen, alles ſchwindet vor unſerm Bewuſstſeyn hin, und wir können nichts feſſeln.

Es iſt ſchrecklich, ſagt *Paskal: alles was man liebt, und woran man ſich hält, muſs* *haltſam vergehen zu ſehen, und nicht nach etwas verlangen, was unwandelbar dauere.* Leider giebt es der verblendeten Menſchen nur zu viele, die gefühllos auf dieſem Schauplatze eines allgemeinen Wechſels umhertaumeln, und keine Regung eines ſolchen Verlangens fühlen. Weſen, welche niedrig genug ſind, ſich gleichgültig unter die Tyranney der Zeit zu fügen, nichts zu wünſchen, als daſs ſie nur, da ſie einmahl herrſcht, wenigſtens ein angenehmes Spiel mit ihrem Daſeyn treibe, und ſie auf eine quaalenfreye, ſanfte Weiſe zum Nichtſeyn überführe. - Welche Herabwürdigung unſrer erhabnen Seele! Welche ehrloſe Ergebung und Verzichtleiſtung auf alles Groſse und Edle! Sein Daſeyn hinſchwinden fühlen, wie das Daſeyn der todten Pflanze, das Loos der Vergänglichkeit mit den unedelſten Weſen zu theilen zu glauben, und nicht zu zittern! Man muſs keine Ahndung der Menſchenwürde beſitzen, um zu einer ſolchen Sklavengeduld herabzuſinken; man muſs die ſchönſten Keime des Geiſtes und des Herzens erſtickt haben, um den Gedanken, unſer Leben verwehe wie die Hauche der Luft, ertragen zu können, ohne Sehnſucht nach Dauer und Unvergänglichkeit.

So iſt *der* Menſch nicht geſtimmt, welcher ſeine edlern Anlagen entwickelt und ſich zum Gefühle der Hoheit ſeiner Natur erhoben hat. Er kann das Schauſpiel aller dieſer Verwandlungen rings um ihn her, dieſen endloſen Wechſel vom Erſcheinen und Verſchwinden, vom Entſtehen und Vergehen, vom Leben und Tod nicht betrachten, ohne in eine tiefe Schwermuth zu ſinken. Allein dieſe Schwermuth iſt ihm höchſt intereſſant, ſie verſenkt ihn zwar in ſein Inneres, aber ſie weckt eben dadurch das volle lebendige Gefühl ſeines edleren Selbſt. Während die allgewaltige Zeit auſer ihm und in ihm ihre unwiderſtehliche Herrſchaft ausübt, während ſie ſein Daſeyn vor ſeinen Blicken gleichſam nur vorüberführt, hebt ſich zugleich in ſeiner Seele das mächtige Bewuſstſeyn, daſs ſein wahres Weſen von der Herrſchaft der Zeit unabhängig iſt, daſs *Zeit* und Wechſel nur mit ſeiner *Auſſenſeite* ihr Spiel treiben können. Mit dieſem Bewuſstſeyn wandelt er denn auch unter den herbſtlichen Scenen der Natur, mit ihm begegnet er dem Rauſchen der Abendwinde, mit ihm lauſcht er in erhabner Melancholie dem Geflüſter des fallenden erſtorbenen Laubes. Wechſelt immer und ſchwindet, ruft er dann im Geiſte: ihr Formen der ſchönen rührenden Natur, fließe ſelbſt du hin, kurzes Leben, welches meinem Gefühle nur geliehen iſt, ich weiſs eine Kraft in mir, die in der Fülle ihrer Freyheit den Kampf mit der Zeit beginnen und ausdauern, eine Kraft, die in der Mitte dieſer ſklaviſchen Naturweſen ihre Selbſtſtändigkeit behaupten kann. O ihr fragt nicht, meine Brüder, welche Kraft dieſes ſey, angewandelt von heiligen Schauern fühlt ihr es Alle in dieſem Augenblicke, daſs es die hohe Kraft iſt, durch welche wir tugendhaft ſeyn können, mit dem Bewuſstſeyn von dieſer fühlen wir unſer wahres Seyn, unſre Erhabenheit über Zeit und Weltall, unſre Würde und unſre Beſtimmung.

In allen Zeiten und durch alle ihre Scenen weckt die Natur Empfindungen in uns, die mit der Sittlichkeit nahe verwandt ſind. Bey ihr können wir nie genieſsen, ohne uns zu veredeln, ihre Freuden ſind ernſte Freuden. Jede Jahrszeit hat ihren eigenthümlichen Charakter, ihre eigenthümliche Weiſe, wie ſie die Saiten unſers Herzens rührt. Mit Gefühlen des Danks und der Liebe erfüllen uns die lachenden hoffnungsreichen Erſcheinungen des Frühlings.

Wenn wir die Natur nach ihrem langen Schlafe ſich aufregen ſehen, und bey ihrem allmähligen Erwachen ihre Reitze ſich auf das lieblichſte entfalten, wenn uns aus allen Scenen jener ſchönen Verjüngung Fülle des Seegens für die Lebenden entgegen lächelt, dann öfnet ſich, von einer ſanften Gewalt hingeriſſen, unſer Herz den edelſten Empfindungen, deren wir fähig ſind; wohlthätig zu ſeyn, wie die Natur, zu beglücken, was noch des Glücks bedarf, iſt das Verlangen, welches unſre ganze Seele einnimmt. Und dieſe intereſſante Sterbezeit der Natur, die jezt ſo ſüſs melancholiſche Erſcheinungen vor unſern Augen vorüberführt, wie mächtig ſpricht ſie zu unſerm Herzen, mit wie ſanften Erſchütterungen rauſcht ſie an die Saiten dieſes Herzens, und weckt ſein erhabenſtes Gefühl, das Gefühl ſeiner Freyheit und Moralität. Tief gerührt blickt der empfindſame Menſch in den

Mitte aller dieſer Auftritte umher, und wenn ihn auf der einen Seite das Schauſpiel des langſamen Todes der Natur mit Wehmuth erfüllt, hebt ihn auf der andern der Gedanke der Hoheit und Würde ſeines Weſens mit Entzückung empor. O, ſeufzt er dann mit einer Thräne der edelſten Begeiſterung: daſs auch ich ſtürbe, wie dieſe ſchöne Natur, ſie ſtirbt mit Segen für die ganze Welt, und aus ihren letzten Zügen lächelt gleichſam die Zuverſicht, daſs ſie bald wieder erwacht, zu neuem Segen erwacht. Könnt ich wandeln über der Erde mit ewigem Wohlthun, alle Weſen durch Bande der Liebe an mich feſſeln und dann mit der Gewiſsheit entſchlummern, daſs mein Herz eine neue Welt findet, wo man ſchöner wohlthun kann, als in dieſer.

Edle geheiligte Seelen, die ihr ſo empfindet, ihr könnt ſo ſterben, und ihr werdet dieſe Welt finden. Seyd ſtark, um der Tugend treu zu bleiben, und euer Tod wird ſo ſchön ſeyn, wie der Tod dieſer Natur, die Hofnung wird eure Sterbeſtätte umſchweben, und unter dem Kampfe eurer Lebenskräfte wird euer Bewuſstſeyn in ſüſſem Frieden der Tugend entſchlummern. — O, meine Brüder, wohin führen uns die Gefühle, welche die Scenen des Herbſtes erregen! Sie führen uns zu dem hin, was für unſern Geiſt und unſer Herz das erhabenſte und heiligſte iſt, zur Religion. Wer kann dieſe Verwandlung der Natur mit jenen groſsen moraliſchen Empfindungen betrachten, ohne ſich zu dem Gedanken der Gottheit und der Unſterblichkeit zu erheben. So wie jede Jahreszeit durch gewiſſe rührende Erſcheinungen ſittliche Gefühle in unſerm Herzen weckt, ſo leitet auch jede dieſes Herz durch gewiſſe Scenen auf einem einfachen Wege zu religiöſen Gefühlen, und für den Menſchen von zarter und reiner Stimmung der Seele, iſt überall in der Natur Gott gegenwärtig.

Gewiſs ſagen mir eure Herzen zu, wenn ich behaupte daſs die Bilder, die uns in dieſer Jahreszeit, die ich die Jahreszeit einer ſtillen Melancholie nennen möchte, umgeben, ganz vorzügliche Kraft beſitzen, uns zur Andacht zu ſtimmen. Der Frühling erhebt uns zu Gott; wer kann das lachende Gewand der verjüngten Erde, wer die zahlloſen Scenen, in denen ſie dann reizend und lieblich erſcheint, betrachten, ohne in ſtille Anbetung des Ewigen überzugehn; wer kann in der Mitte dieſer Scenen die unermeſsliche und unerſchöpfliche Kraft ſeiner Natur bewundern, ohne von einem Weſen *Alles* zu hoffen, deſſen Allmacht dieſe Natur aus dem Nichts zum Daſeyn rief? Aber mir dünkt, der Anblick der herbſtlichen Natur und die Gefühle, die er erregt, ſtimmen ein empfindſames Herz auf die allerintereſſanteſte Weiſe für die Wahrheiten der Religion, und dieſe Jahreszeit verdient es vorzüglich in dieſer Rückſicht, die Lieblingsjahreszeit edlerer Seelen zu ſeyn.

Alles erinnert uns jetzt an die Stunde, welche die Zeit uns unaufhaltſam immer näher und näher führt, die Stunde, wo unſre Lebenskraft verlöſchen wird, und wo wir von dieſer ſchönen Erde ſcheiden müſſen. Todesahndungen ſchweben uns, wenn wir einſam durch dieſe welkenden Fluren wandeln, von allen Seiten entgegen; mächtig ergreift uns der Gedanke, daſs wir das Loos, nach kurzem Genuſſe des Daſeyns ein Raub des unerbittlichen Todes zu werden, mit allen übrigen lebenden Weſen theilen.

Aber der Menſch von edler empfindungsvoller Seele, ſieht in der Mitte dieſer herbſtlichen Natur das Bild des Todes nicht in einer furchtbaren Geſtalt, er erſcheint ihm, wie jenen weiſen Alten, als ein freundlicher ruheathmender Genius, der mit ſanfter Milde die Fackel des Lebens auslöſcht. Sterben werde ich, ſagt er, aber nicht vergehen, werde aus der groſſen Verwandlung, die nur von kleinen Seelen verkannt und gefürchtet wird, mein [illegible], vom Leben unabhängiges Daſeyn retten. Dieſe Zeit, welche alles rings um mich her im ewigen Wechſel fortreiſst, führt mein Weſen einer Unendlichkeit entgegen, einem grenzenloſen Wirkungskreiſe für alle ſeine edlern Kräfte. Du, den ich nicht ſehe, den aber mit ſtarker Stimme mein Herz mir ankündigt, heiliger, weiſer, allmächtiger Gott! Der Gedanke an dich allein, flöſst mir die Kraft ein, ſo zu hoffen, beſeelt von ihm finde ich in der Natur nichts ſchrecklich, lächle muthvoll bey dem Kreislaufe der Zeiten, lach le auf den Trümmern dieſer allgemeinen Verweſung. Denke ich dich mit dem vollen Gefühle meines Herzens, ſo verſchönern ſich vor meinen Augen dieſe herbſtlichen Gefilde, mir iſt, als lebten ſchon wieder dieſe gewelkten Blätter, als nahte ſchon der allbefruchtende Frühling, um die Natur zu verjüngen. Dann kennt meine Zuverſicht keine Gränzen, ſtark durch Glauben und Hofnung ſehe ich einer Zukunft entgegen, die ſo unendlich iſt, als das Verlangen meiner Seele. —

Dieſs, meine Brüder, ſind die Empfindungen, welche der Anblick der Scenen dieſer Jahreszeit in den Seelen der Edlern weckt. O daſs ihr Alle ſie nährtet, daſs ihr ſie mit der gröſsten Lebendigkeit und Wärme fühltet, daſs ihr mit heiſser Andacht alle dieſe Erſcheinungen vor euch vorübergehen ſahet! Solche Gefühle unterhalten, dieſs nur heiſst die Nanur wahrhaft genießen, erhebt uns über die gemeinen Freuden der Welt, nähert uns der Gottheit, und öffnet uns auf Erden ſchon den Himmel.

Religiöſe Selbſtgeſpräche,
Andachten
und
# geiſtliche Gedichte.

Zwey Selbſtgeſpräche.

I.

Selbſtgeſpräch eines edlen Zweiflers.

Iſt auf dieſem ganzen bunten Schauplatze von Dingen irgend ein Weſen wohl ſo getäuſcht, als es der Menſch iſt? irgend eines durch die traurige Gabe des Daſeyns ſo unwiderruflich zu namenloſem Elende verrathen als er? — —

Alles kommt in dieſer fürchterlich räthſelhaften Natur hervor, um nach kurzer Weile zu verſchwinden. Fühllos wandeln die Theile der lebloſen Welt durch zahlloſe Formen; gedankenfrey und furchtlos geht das Thier dem vernichtenden Streiche entgegen, und der Augenblick ſeiner Ertödtung begrenzt ſeine Schmerzen; dem Menſchen allein ward das Loos beſchieden, millionenfach zu leiden, wo ſeine Mitgeſchöpfe in *einem* flüchtigen Nu vollenden.

Er betritt kaum die holden Thäler der Knabenzeit, und ſchon ſieht er in der Ferne den Abgrund, welcher die Aſche ſeines verloſchenen Lebens empfangen wird, und, hat er ihn einmahl geſehen, dann verfolgt ſein grauſendes Bild, gleich einem feindſeligen Geiſte, ſeine Tritte. Er ſtirbt millionenmale mit glühenden Quaalen der Einbildung, ehe er wirklich ſtirbt, und der wirkliche Tod iſt vielleicht noch ein Troſtbild für jene zahlloſen Schreckniſſe ſeines Geiſtes. —

O könnt' er herabſinken zu der glücklichen Blindheit der unvernünftigen Thiere! ſich hineinzaubern in ihren gedankenloſen Taumel, in den neidenswerthen Traum, in welchem die Erſcheinung der Welt ihnen vorübergeht! —

Aber nein! er iſt Menſch, und vermag nicht, das verrätheriſche Spiel von Kräften zu unterdrücken, welche die quaalfrohe Laune einer unbekannte Macht ihm zutheilte. Er muſs die Laſt ſeiner Menſchheit tragen, bis die Elemente ihren letzten armſeligen Beytrag zur Friſtung ſeines Daſeyns zurückfordern.

Kurz iſt ſeine Dauer — von der Wiege bis zum Grabe eine kleine Spanne unaufhaltbarer flüchtiger Zeit! — — Und wozu dieſe? Kann ſie in ſeinen Augen Werth haben; können die wenigen frohen Stunden, die ſie, wie [illegible] die Mitternacht, durchleuchten, den immer hervorbrechenden Wunſch der Vernichtung wegtilgen? — — —

Daſs ſein Leben kurz ſey, daſs ein oft und mit Schauder geahndeter Tod es bald begrenze, daſs zwiſchen Geburt und Tode öfterer Schmerz als die Freude den armen Sterblichen begleite, dieſs obwohl es grauſam iſt, lieſse doch noch Troſt zu, könnt' er nur im engen Raume dieſes Daſeyns das Edelſte entwickeln, was ſeine Natur hat, nur die Wünſche, die ſo rein und heilig aus ſeiner Bruſt hervorgehn, befriedigen, nur ein Ziel erreichen, wo er mit der Wolluſt einer vollen Genüge den Vorhang fallen ſehen könnte. Dann würde er, als ein geſättigter Gaſt des Lebens ſagen können: *das Leben war kurz, aber es war reich, durchlebt zu werden.*

Aber — hier iſt der Abgrund, wo aller Glaube an Menſchenglück, wo tauſend troſtvolle Hofnungen ihr Grab finden; — der Menſch iſt unglücklich, eben durch das Edelſte, was ſeine Natur hat; Kräfte, die ihn über die ganze thieriſche Schöpfung zu erheben ſcheinen, drücken ihn zu dem verzweifelten Wunſche nieder, lieber Thier als Menſch, oder am liebſten gar nicht zu ſeyn.

Oder ſoll er ſich durch Kräfte beglückt glauben, in deren Natur es liegt, auf *das* hinzuwirken, was ſich nimmermehr erreichen läßt, Kräfte, die uns mit Unzufriedenheit gegen das Erreichte erfüllen, während ſie im blinden Drange auf das Unmögliche arbeiten, Kräfte, welche gebohrne und unverſöhnliche Feindinnen von einander ſind, in unaufhörlichem Kampfe gegen einander liegen, und allen Frieden aus der Menſchennatur wegtilgen? —

O des unglückſeligen Geſchöpfs! Grauſamer Spott des Zufalls und der Elemente iſt ſein zweckvolles und doch zweckloſes Daſeyn. — —

Ha! wenn er hervortritt, glühend im Feuer ſeiner Jugend, wie ſchwillt ſeine ſtolze Bruſt von himmelanſtrebenden Idealen! Wie begrüſst er mit königlicher Hoheit die weite Schöpfung, nach ſeinem Wahne nur ein dekorirter Schauplatz für ſeine Gröſse!

Güte, *Wahrheit* und *Schönheit* ſind ſeine Loſungsworte, Worte, die ihm unbekannte Stimmen aus der Tiefe ſeiner Seele zurufen. Er ſpannt mit Entzückung die Flügel ſeiner Jugendkraft, und beginnt den kühnen Aufſchwung zu jenen Sonnen. Aber je raſcher ſein Flug ſich hebt, um ſo ferner erſcheinen die Sonnen, bis die Spannkraft des betrogenen Geſchöpfs erſchlaft, und es zum Staube zurückſinkt. Dann fällt die Hülle von den geblendeten Augen, und von Unmuth empört, faſst er den ſchwarzen Zweifel, daſs wohl jene Sonnen nur ein trügeriſcher Zauber ſeiner Phantaſie waren. — — —

Güte, reine von aller ſelbſtſüchtigen Regung unbefleckte Güte! Wie erhebend iſt der Gedanke für das menſchliche Herz! In ſeiner Unerreichbarkeit wie ſo unausſprechlich liebenswürdig! Aber, welcher Kampf im Innern des Menſchen, wenn er mit vollem Intereſſe über die Forderung nachdenkt, die jene ſtrenge Geſetzgeberin, die man Vernunft nennt, an ihn macht.

Losreiſsen ſoll er ſich von aller ſinnlichen Begier, ſoll ſein Ich ertödten, und alle ſeine Beweggründe zu handeln, ſo rein und edel bilden, daſs ſein Wille Glied eines Geiſterreichs ſeyn könne, wo alle Willen vollkommen harmoniren. „*Sey heilig*, ruft ihm jene Geſetzgeberin zu: *Jeder Flecken, welcher die Reinheit deines Herzens trübt, fordert Büſſung, macht dich in deinen eignen Augen deiner ſelbſt unwerth.*“ Der Menſch vermag es nicht, der erhabnen Geſetzgeberin zu widerſprechen; mit vollem Gewichte kommt die Wahrheit ihres Geboths über ihn. Aber er geht in ſich, fühlt mit Zittern die Schwäche ſeiner Kraft, ſieht dann vor ſich, und ſieht ſchon in der Nähe ein offnes Grab, das ihn und alle ſeine edeln Entwürfe nur zu bald bedecken wird.

Mächtig erhebt ſich jetzt in ſeinem Innern eine Stimme, welche die ernſte Vernunft mit ihren Gebothen für eine Betrügerin erklärt, und mit lieblicher Lockung ihn zur Feyer des Lebens ladet. „Eile, ruft ſie: kein Betrug müſſe dir eine Stunde des kurzen köſtlichen Daſeyns rauben. Genieſst! heiſst der Aufruf, den die mütterliche Natur durch alle Reiche der lebenden Weſen ertönen läſst; Jede Handlung iſt Thorheit, für welche du Vergnügen opferſt, und Wolluſt allein macht den Werth der Thaten unſers Lebens."

Schwankend ſteht er da, innerlich zerriſſen von Kämpfen und Zweifeln, unentſchloſſen, ob er Tugend oder Wolluſt aufopfern ſolle. Der Himmel öfnet ſich ihm nicht, kein mitleidiger Genius flüſtert ihm den Aufſchluſs der groſsen Frage zu, und nichts bleibt ihm übrig, als troſtlos über ſich ſelbſt zu weinen.

Wahrheit, ſie iſt das Leben der Seele, der Trieb und die Liebe zu ihr ſproſſen aus den tiefſten Wurzeln der Menſchennatur. Kraftvoll treiben ſie empor, und der Menſch ſtrebt nach nichts geringerem, denn nach Wahrheit, ohne alle Decke, ohne alle Schranken. Aber bald ſieht er, daſs die Weſen der Dinge ſich ſeinem Blicke entziehen, daſs die Natur ihm unenthüllt nie erſcheint, daſs unvermeidliche Täuſchungen und Irrthümer ihn allenthalben umringen. Und wenn er nun ja einen kleinen Gewinn an Wahrheit erhält, ſo dient er ihm nur dazu, die Unermeſslichkeit von Erkenntniſſen zu bemerken, die ihm noch fehlen, und an deren Erwerbung er verzweifeln muſs.

Glücklich macht ihn die Wahrheit ſelten; nur zu oft müſſen ihn die Freuden einer willkommenen Täuſchung für die ſchwermüthigen Stunden ſchadlos halten, die ein kurzer Anblick der Wahrheit ihm zuführte.

Er hat eine Kraft zu genieſsen, die von der heitern Ruhe bis zur Entzückung zahlloſer mannigfaltiger ſüſſer Rührungen fähig iſt, Allein auch dieſe hat ihren Feind neben ſich, einen Feind, welcher die ſchönſten Freuden des Lebens vergiftet. Wenn das vernunftloſe Thier in gedankenloſem Rauſche die Schaale des Vergnügens ausſchlürft, wo es ſie findet, grübelt die kalte Vernunft des Menſchen über den Werth ſeiner Genüſſe. „*Suche nur reine Freuden*, ruft ſie ihm zu: *dein Genuſs ſey das Gute, Wahre und Schöne!*“ Der Menſch verehrt die Stimme, und huldigt mit edlem brennendem Durſte dem reizenden Ideale. Aber gedrückt von den Feſſeln des Staubes, umringt von tauſend Lockungen der Leidenſchaft, wie ſoll er jene Reinheit in ſeinen Gefühlen bewirken! Giebt es für ihn irgend eine wahrhaft reine Freude? Und, wenn es keine für ihn giebt, wenn der ganze Gedanke nur ein Phantom iſt, ſoll er nicht zu der Niedrigkeit des Thieres herabſinken und jeder Wolluſt ſich Preiſs geben, die ihn am ſtärkſten anlockt?

Könnte er ſich von jenen Idealen losreiſſen, könnte er ſie mit voller Zuſagung ſeines Bewuſstſeyns für nichtige Hirngeſpinſte halten, könnte er ihre Heiligkeit und jene Würde, mit der ſie alles andere Menſchliche überſtrahlen, leugnen, und ſie aus ſeinem Innern vertilgen, wie ein Trugbild der Phantaſie; dann wäre noch Ruhe für ihn möglich; ohne Beſchämung würde er in den niedern Kreis der glücklicheren Thiere treten, und alle ſeine Wünſche und Ausſichten auf Reitze für ſeine Sinne und Sättigung ſeiner Begierden einſchränken. Aber nein! Jene Ideale ſind unablöslich von ſeiner Natur, nur mit dem verlöſchenden Bewuſstſeyn würden ſie vernichtet werden können.

Er kann keinen vertrauten Blick in ſein Innerſtes thun, ohne ſie vor ſich zu ſehen, kann ſie nicht betrachten, ohne daſs ſich ein geheimes Feuer ſeiner bemächtigen, und ſeine bezauberten Kräfte zu einem Spiel erglühen ſollten, deſſen Zweck in ein myſtiſches Dunkel gehüllt iſt.

So ſteht er denn da, in troſtloſer Unentſchiedenheit über ſich ſelbſt, ſchwankend und ungewiſs, wie er ſeine wirkenden Kräfte leiten ſolle, verzweifelnd an der Hoheit ſeiner Natur, und doch zurückſchaudernd vor ihrer Herabwürdigung.

Kann er anders, der Unglückſelige, als den Schauplatz des traurigen Kampfes fliehen, in welchen er verwickelt iſt, und den Frieden, den er in ſich vergebens zu erringen ſtrebte, auſser ſich ſuchen? Wohlthat noch der grauſamen Natur, daſs er mit ſeinen Gedanken über die Grenzen ſeines Bewuſstſeyns hinaus ſchweifen, und auf Stunden wenigſtens in weiter Ferne von ſich ſelbſt das ſchwarze

„Bild ſeines Daſeyns vergeſſen kann. Spottet ſein nicht, wenn er angefochten und angſtvoll, verrathen in ſeinem Innern, durch ſich ſelbſt aus ſich getrieben, jedes Wölkchen verfolgt, deſſen täuſchende Farben ihn anlocken, und bey leichten Spielen ſeine fürchterliche Heimath vergiſst.“

II.

Selbſtgeſpräch

eines Gottgläubigen an einem Frühlingsmorgen.

Seyd mir gegrüſst, ihr jungen Schatten des Frühlings, und du Einſamkeit, Freundin ſüſſer Schwärmereyen, Vertraute des Seelenfriedens und der Hoffnung.

Schön iſts, den aufgehenden Tag zu bewillkommen, umringt von den lieblichen Scenen der Auferweckung der Natur, ſchön ſeine Blicke ſchweben zu laſſen auf den Schimmern ſanfter Beleuchtung, die ſich heller und heller auf dem Gewebe der zarten Belaubung des Hains verbreitet. Welche feyerliche Ruhe rings umher! Welche Stille, als ſchwebte unſichtbar über dieſer Stätte die Gottheit, und als ahndeten ſchweigend die Weſen die Gegenwart des Erhabenen.

Süſse Stunden der Einſamkeit, flieſst auch heute nicht ungenoſſen für mich vorüber. Ihr ſeyd es, die den verirrten Menſchen zu ihm ſelbſt zurückführt, und ihn wieder einheimiſch in ſeinem Innern macht, wenn er betäubt durch das Geräuſch der Welt ihm ſelbſt fremd geworden war. Wohl mir, daſs ich euch nicht fliehe, wie jene Unglücklichen, welche ihren eignen Anblick nicht ertragen können, wohl mir, daſs ſich mein Herz mit Freuden den ernſten Ideen öfnet, die eine Stille herbeyführt, daſs ich nicht zittre, ſelbſt wenn dieſe eure Stille mich an die Stille des Grabes erinnert. —

Ach, es gab eine Zeit, wo mir ſo wohl nicht war, eine Zeit, wo die Einſamkeit mir feindſelig ſchien, weil ich mein eigner Feind war, eine Zeit, wo ich für mein Daſeyn mit aller ſeiner Hoheit, wo ich für Vernunft und Freyheit lieber das gedankenloſe Leben eines Thiers eingetauſcht hätte. — Weich' in die Ferne zurück, ſchreckliches Bild jener Nacht meines Lebens, daſs mich der Gedanke nicht wieder ergreiſe, in welche Tiefe des Elends der Menſch ſinken kann, wenn ſeine Denkkraft ſich verirrt, und die Irrlichter des Zweifels ihn leiten. — Damals floh ich mich ſelbſt, floh Alles, was mich an mich erinnerte, und jede Situation, die mich mir ſelbſt entriſs, war mir willkommen. Jenes Gefühl, welches den Menſchen immer erlaben, und unter allen Schickſalen ſtärken ſollte, das Gefühl der Würde meiner Natur war von mir gewichen, an ſeine Stelle war eine troſtloſe Verzweiflung an mir ſelbſt, an Zukunft und Beſtimmung getreten; dachte ich mir den Menſchen als Mittelpunkt der Schöpfung, ſo erſchien er mir zugleich als ein Weſen, zu deſſen tiefem Elende ſich alle Kräfte der Natur vereinigen. Damals gab es keinen Morgen für mich, wie dieſen; mein Erwachen war immer nur der Uebergang vom Traume zu Traume, und mich ſelbſt wieder zu vergeſſen, der erſte und einzige Wunſch meiner Seele. —

Welche Verwandlung! Jetzt vertauſche ich die begeiſternde Stille dieſes ſchönen Frühlingsmorgens nicht um den ſüßeſten Rauſch der Freuden der Welt, nicht dieſe Einſamkeit um die Wolluſt einer Geſellſchaft, wo die ſanften Zauber des menſchlichen Umgangs mich an

Entzückung verſetzen. Tief in mich ſelbſt verſenkt mich dieſe Einſamkeit, und erhebt mich zugleich zu Gott, denn Gott iſt in mir, ich bin unfähig, mich ſelbſt zu fühlen, ohne Gott zu denken. —

Schön iſt dieſe Natur, unermeſslich wundervoll dieſer ganze Schauplatz lebloſer und lebender Weſen. Aber was wäre dieſe ganze Welt ohne die Menſchheit, und was wäre ſie mit der Menſchheit, wenn dieſe Menſchheit keine ihrer würdige Beſtimmung hätte. Nur wenn ich den Menſchen als ihren Mittelpunkt denke, mir denke, wie die Unendlichkeit ihre ewigen Kreiſe um ſein Daſeyn windet, Kreiſe, die nur der Blick des Unermeſslichen überſieht, dann nur erſcheint mir die Erde in ihrer Herrlichkeit, als ein geheiligter Wohnplatz für die edelſten und erhabenſten Kinder der Zeit.

Erde ſey mir gegrüßt, im lieblichen Gewande deiner neuen Verjüngung! In der Majeſtät deiner großen Erſcheinungen! Schwebe ſtolz in deinem Kreislaufe fort, ſchöner Planet! Geiſter, beſtimmt für die Ewigkeit, hat dir die ſchaffende Hand Gottes anvertraut, deine Elemente bekleiden und entkleiden die unſichtbaren, die nach kurzer Wallfarth vielleicht einer deiner Brüder empfängt.

Wo ſind die zahlloſen Millionen, die hier Hüllen nahmen und Hüllen ablegten! Der Urſtof der Hüllen iſt noch da, aber die Unſterblichen ſind verſchwunden. Der Urſtof hat ſich gefügt in neue Formen, ſich angeſchloſſen an andre Weſen der Erde; der Unſterblichen keiner iſt noch wiedergekehrt. O wo iſt das unentdeckbare heilige Land, welchem der Tod die Geiſter zuführt? Wo wandeln ſie in einem neuen Leben, nicht mehr gedrückt von irdiſchen Feſſeln? — Jenſeits Raum und Zeit, da iſt die Wohnung der Ewigen, dort, wo keine Gränzen mehr ſind, wo die Flügel der Zeit nicht hindringen, wo — vermag ichs zu denken? — kein wo und kein wann iſt. —

Auch mich wirſt du empfangen, namenloſes Jenſeits, und dürſtend nach Unendlichkeit ſtrebt dir mein ganzes Herz entgegen. Schön iſt dieſe Erde, aber mein Herz gehört ihr nicht an. Süſs iſt das Gefühl des Lebens, aber mein Herz verlangt nach ein andres Daſeyn. — Bebe nicht, groſses edles Herz, Herz voll unermeſslicher Wünſche! Bebe nicht, daſs dein Loos Geheimniſs iſt, daſs tiefe Nacht vor dem Gebirge ruht, zu welchem ſchwingend die Zeit dich hinführen, und dann dir auf ewig verſchwinden wird. Bleibe dir ſelbſt treu, und Glaube und Hofnung werden nie von dir weichen, je mehr du mit dir ſelbſt vertraut wirſt, um ſo muthvoller gehſt du dem Geheimniſſe deiner Zukunft entgegen. — —

Vater des Frühlings, wo bin ich, wohin hat mich der Zauber deiner ſchönen Natur geführt! Meine Füſse betreten die Erde, aber mein Herz erhebt ſich zum Himmel. Stärke dieſes Herz, Ewiger, daſs dieſe heiligen Gefühle in ihm nie erkalten, ſend' ihm, wenn ſeine Andacht ermattet, aus deiner Verborgenheit einen wohlthätigen Strahl, daſs es in der frommen Begeiſterung ſolcher Stunden ſeinen höchſten Genuſs ſuche.

III.

Lebewohl an die Jugend.

Sie iſt verſchwunden die blühende Zeit des Lebens, die Periode des Frohſinns und harmloſer Heiterkeit. Welche unvergeßliche genußvolle Stunden hat ſie mir gewährt! Stunden, nach denen noch im ſpäten Alter das Herz ſich zurückſehnen wird.

Wie war alles um mich her ſo lachend und heiter! Welches ſchöne Bändchen knüpfte der Zauber der Hoffnung zwiſchen Gegenwart und Zukunft! Mit Freude begrüßte der Jüngling den Morgen, und mit lieblichen Schwärwärmern Glut er dem ſinkenden Tage das Lebewohl.

Jetzt bin ich Mann, und ſehe zurück in das verſchwundene Gefild der Vergangenheit, die Erinnerung ſtellt mir ihre Scenen mit lebhaften Zügen dar. Es war der wichtigſte Zeitraum des Lebens, der Zeitraum, von welchem das Glück der übrigen Lebensalter am meiſten abhängt, der Zeitraum, in welchem der Menſch eine Bildung bekommt, die ihn [illegible] ſein ganzes irdiſches Daſeyn hindurch begleitet. —

Wie hab' ich denn verlebt dieſen Zeitraum? Kann ich mit Zufriedenheit auf jede Scene der Jugend zurückſehen, war keine, deren Erinnerung nicht Beſchämung herbeyführt? Gab ich meinem Geiſte wahre und edle Bildung, war immer Eintracht zwiſchen meinem Geiſte und meinem Herzen? Gieng ich mit reiner wohlgeſtimmter Seele an den Altar der ernſten

Männlichkeit über? Nahm ich nicht aus dem ſüſſen Rauſche jener Jahre Richtungen mit die den Mann und Greis [illegible] können, Richtungen, die der Mann und der Greis vielleicht nie anzeigen wird? G[illegible] mir es ihr Charakter eine reine, [illegible] Anſicht? Sind ihm nicht Züge eingeprägt, vor denen ich erröthen muß, wenn ich ſie in ſtiller Einſamkeit betrachte? Züge, die ich der ganzen Welt verbergen muß, und mir ſelbſt gern verbergen möchte. Würde dieſer Charakter, wenn er offen und blos vor den Blicken meiner Nebenbuhler ſtünde, ihre volle ungetheilte Liebe an ſich ziehen? —

Dichter, ihr nennt die Jugend einen Traum, aber ſie iſt es nur zum Theil. Träume ſind die *Freuden* des Jünglings, aber keine Träume ſeine *Thaten*. O dieſe Thaten haben ein ewiges unveränderliches Daſeyn im moraliſchen Reiche, ſie verſchwinden nicht, ſie kommen durch keinen *Zauber* der Phantaſie und Erinnerung eine andre Geſtalt, ihre Vernichtung, iſt auch für die Allmacht eines Gottes nicht möglich.

Hab' ich dich oft entweiht, edle Blütezeit des Lebens, was kann ich mehr, als mit Reue an deinem [illegible] knien, und mit Thränen mir ſelbſt die Tilgung jedes Flecken ſchwören, der die Menſchheit herabwürdigt. Kann ich mehr, als mit Vorſätzen in der Laufbahn der Sittlichkeit fortſchreiten, feſt und ſtreng genug, um mir das Leben unerträglich zu machen, wenn ich ſie je verlieſse? —

Lebe denn wohl, holder Morgen des Lebens! Schwebe mir oft vor im Bilde der Erinnerung, und führe die beſeeligende Hofnung mit dir, daſs jenſeits des Grabes den Erweckten eine Jugend aufdämmert, ſchöner noch, als dieſe.

Die Hofnung.

1793.

Schöne Himmelsgeſtalt, treue Begleiterin
Durch Gefilde der Nacht, welche kein Stern erhellt,
Holde Freundin des Jünglings,
Troſt des Greiſses am Rand' der Gruft!

Freundlich flogſt du mir zu, als in der Dämmerung
Meines Lebens mich ſchon grauſam das Schickſal ſchlug,
Mit den Stürmen der Erde
Der verlaſſene Knabe rang.

Wenn du, Göttin, erſchienſt, wallte mir Ruhgefühl
In das bebende Herz; ſchwieg der wüthende Sturm,
Am umnachteten Himmel
Löſsten freundlich die Wolken ſich.

•

Deinen Trauten entſchlüpft nimmer ein Seufzer mehr,
Ihre eherne Bruſt kennet den Schauder nicht,
Auf den Wogen des Meeres
Wandelt muthig dein Liebling fort.

Mir auch ſchwindeſt du nie, lächelſt den Segensgruſs
Mir im Morgenroth zu, lächelſt im Graun der Nacht
Meinen Blicken entgegen,
Wenn mich Schlummer und Träume fliehn.

Traurig wandelt' ich einſt unter den Blüten hin,
Die der freundliche Lenz jugendlich aufgeweckt,
Meine Thräne benetzte
Manches Veilchen der jungen Flur.

„Seyd ihr wieder erwacht, rief ich den Blumen zu:
Vom befruchtenden Strahl wieder hervorgelockt,
Ich, ihr Kinder des Frühlings
Falle bald und erwache nie.“

Schwärmend ſank ich und barg einſam weinend mein Haupt
In dem Blütengeweb, ſiehe, da weckte mich
Eine himmliſche Stimme,
Und ich ſahe die Lichtgeſtalt.

Zaubriſch blühten um ſie ſchlummernde Roſen auf,
Und die Himmliſche brach ſchweigend die lieblichſte,
Gab ſie ſchweigend und lächelnd
Ihrem Trauernden und verſchwand.

Freudig wandelt ich fort, während die Sonne ſank,
Zum Gefilde der Ruh, welches die Todten deckt,
Um die Gräber ſchon Dämmrung,
Graun und Schweigen des langen Schlafs;

„Weißt du, Hofnung, auch hier? oder umſchwebſt du nur
Junge Roſen der Flur? Himmliſche, haſt du mir
Unter Roſen gelächelt,
O ſo lächle mir hier auch Troſt!“

Sieh! da breitete ſich ſanfte Beleuchtung aus,
Vor mir ſtand ſie ſo ſchön, als ich ſie nimmer ſah,
Feuerblicke voll Zukunft
Strahlten über die Gräber hin. —

So erſcheine mir ſtets, rief ich dem Engel zu:
Schöne Himmelsgeſtalt, *ſo* am Rande der Gruft! —
Da enteilte ſie lächelnd
Und die ſanfte Beleuchtung ſchwand.

Inhalt.

Einleitung, über die wahre Würde der Religion und die Immoralität des Indifferentismus Seite 1.

I. Ueber den Glauben überhaupt und beſonders über den Glauben an das Daſeyn Gottes Seite 79.

II. Geiſtliche Reden

1. Ueber den Frühling, aus dem Franzöſiſchen des Herrn Prediger *Chaillet* *) überſetzt vom Herausgeber Seite 1.

2. Ueber das Daſeyn Gottes aus dem Franzöſiſchen Deſſelben überſetzt vom Herausgeber Seite 29.

3. Ueber den Einfluſs der Naturſcenen im Herbſt auf Moralität und Religion, vom Herausgeber Seite 43.

---

*) *Sermons ſur la religion naturelle par Mr. Chaillet.*

III. Selbſtgeſpräche, Andachten, und geiſtliche Gedichte.

1. Selbſtgeſpräch eines edlen Zweiflers Seite 69.

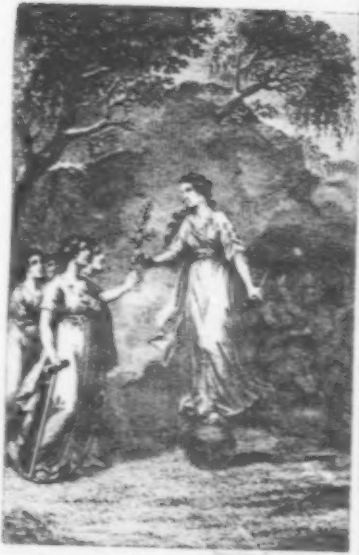
2. Selbſtgeſpräch eines Gottgläubigen an einem Frühlingsmorgen, Gegenſtück zum vorigen Seite 83.

3. Lebewohl an die Jugend *). Seite 91.

4. Die Hofnung, eine Ode Seite 95.

---

*) *Nur, weil die Sitte, in den Schriften eines Gelehrten individuelle Beziehungen auf ſeine Lage und Verhältniſſe zu finden, ſo herrſchend iſt, erinnere ich, daſs jede ſolche Rückſicht von der Lektüre dieſer Aufſätze entfernt werden muſs.*



Spes et horror mortalium.

Philoſophiſches
TASCHENBUCH
für
denkende Gottesverehrer

von

K.H. Heydenreich

IIter Jahrgang.

Leipzig
bey Gottfried Martini
1797.

302. biblio

D.

Sr. Magnificenz

dem

Herrn Geheimen Kriegsrath

D. Karl Wilhelm Müller

ehrfurchtvoll gewidmet.

Ich konnte es von dem Geiſte unſers Zeitalters nach dem in ihm herrſchenden Enthuſiaſm für Verbreitung der reinen Religionslehre der Vernunſt erwarten, daſs man wenigſtens meiner Idee, ein Taſchenbuch für denkende Gottesverehrer zu verſuchen, Gerechtigkeit wiederfahren laſſen werde. Und meine Erwartung iſt durch die Aufnahme des erſten Jahrganges auf eine Weiſe übertroffen worden, die mich im höchſten Grade aufmuntern muſste. Weggerechnet die unbedeutenden und verachtenswerthen Urtheile, welche die Feinde aller Philoſophie und alles Denkens im Gebiethe der Religion über Verſuche dieſer Art zu fällen nun einmahl gewohnt ſind, hat eine Menge der ehrwürdigſten Stimmen ihre Zufriedenheit mit dem Unternehmen einhellig erklärt, und es konnte dem Verfaſſer für ſeinen guten Willen keine ſchmeichelhaftere Belohnung werden, als das Intereſſe, welches auch Perſonen auſser dem Stande der Gelehrten für ſein Unternehmen bezeigt haben, eine Erſcheinung, die ihn um ſo inniger rühren muſste, da es leider beynahe

Modeton geworden iſt, der Religionslehre der kritiſchen Philoſophie alle Brauchbarkeit für Nichtgelehrte, von auch noch ſo vielem Talent, abzuſprechen. Sie hat ihn zugleich von neuem überzeugt, daſs dieſe Religionslehre gerade diejenige iſt, welche dem Herzen des Menſchen am nächſten liegt, und daſs es nur von der Wahrheit, Einfachheit und rührenden Kraft der Darſtellung abhängt, ihr einen allgemeinen Eingang zu verſchaffen. Zwar erſchien ſie nur unlängſt in den Büchern der Philoſophen, aber ſie kam mit der Erſchaffung des erſten Menſchen ſchon in die Welt, und wird die Menſchheit alle kommende Jahrhunderte hindurch begleiten.

Wenn ich immer noch die Streitigkeiten über die Neuheit und Originalität der kritiſchen Philoſophie in einem bunten Gemiſche der Partheyen, und mit einer, keiner derſelben zur Ehre gereichenden Einſeitigkeit fortdauern ſehe, ſo ſteigt meine Verwunderung darüber immer mehr und mehr, daſs bey einem ſo leicht zu ſchlichtenden Zwiſte ſich keine Ausſicht zu einem feſten und ewigen Frieden eröfnet. Weit entfernt, daſs ein ſolcher nahe ſeyn ſollte, müſſen ſich vielmehr die Partheyen noch unendlich mehr entgegen kommen, um ihn auf eine befriedigende Weiſe vorzubereiten.

Der hauptſächlichſte Präliminarartikel würde, nach meinem Erachten, in einem Satze beſtehen, über welchen eine allgemeine und wahrhafte Zuſammenſtimmung ohne Gefahr, vorausgeſetzt werden kann: daſs nämlich in jedem Falle, wo ſich die Denker im Betreff von Unterſuchungen, die der Menſchheit nothwendig ſind, in entgegengeſetzte Partheyen theilen, jede von dieſen, betrachtet von ihrem Standpunkte aus, einſeitige Wahrheit beſitze.

In der kritiſchen Philoſophie iſt, ſo war von jeher meine Ueberzeugung, alles alt und alles neu, je nachdem man Geſichtspunkt und Anſicht faſst. Sie hat kein Lehrſtück, deſſen Gegenſtand man nicht in irgend einem frühern Syſteme fände, aber ihre Behandlung aller Gegenſtände iſt gänzlich neu und ohne Beyſpiel. Sie iſt eine Darſtellung der urſprünglichen und unveränderlichen Merkmale der Menſchheit, wiefern ſie ſich durch Bewuſstſeyn und Vernunft entwickeln laſſen, wie wäre es möglich, daſs die Denker aller vorigen Jahrhunderte irgend einen charakteriſtiſchen Hauptzug unſrer Gattung überſehen haben ſollten? Wie ſehr ſich auch vom Anbeginn die Freunde der Philoſophie, nach ihrem Lehrgebäude von einander entfernt haben, ſo hat doch ihr Tiefſinn durchaus Richtung auf ein und daſſelbe Ziel genommen, und wie verſchieden auch die Reſultate waren, welche ſie fanden, ſo trafen ſie doch in dem, was ſie ſuchten, vollkommen zuſammen. Alle ſuchten nämlich befriedigende Antwort auf zwey Fragen, die kein Menſch, ohne ſeine Vernunft zu verleugnen, von ſich abweiſen kann, die eine, die, auf welche alle andre für ihn mögliche Fragen zurückweiſen: was kann ich wiſſen? die andre jene, auf welche alle andre für ihn mögliche Fragen hinführen: was iſt der letzte Zweck meines Daſeyns? Und wie mannigfaltig auch die Erklärungen der Philoſophie ausfallen muſsten, wenn man auf dasjenige Rückſicht nahm, was

Wahrheiten enthalte. Nämlich ihre weſentlichen Reſultate ſind keine andern, als die allgemeinen Reſultate der geſunden und unverdorbenen Menſchenvernunft, Wahrheiten, welche ſich auch ohne alle Spekulation ſchon dem bloſsen Gefühle aufdringen. Zwar hat es beſonders bey dem erſten Studium derſelben das Anſehen, als reiſte man mit jedem Lehrſtücke in ein ganz fremdes Land, allein, mit einem angenehmen Erſtaunen findet man bald, daſs der ſpekulative Gang des groſſen Urhebers derſelben zur Weisheit der Natur und des Lebens hinführt, daſs ſein ganzes Syſtem nichts anders, als ein mit einem Commentar verſehener Codex der reinen

Ausſprüche der geſunden Menſchenvernunft iſt.

So wahr indeſſen das bisher Geſagte iſt, ſo unleugbar iſt auf der andern Seite, daſs jeder Theil dieſes Syſtems, in Hinſicht der Art und Weiſe, wie er gegründet iſt, und nach dem Verhältniſſe, in welches er zu allen übrigen Theilen und dem Ganzen geſtellt iſt, auch zugleich als neu angeſehen werden muſs.

Diejenige Methode, zu philoſophiren, welche darin herrſcht, iſt originell und einzig, ohne Beyſpiel in irgend einem Denker der Vorzeit. Nach ihr ſind blinde Dogmen eben ſo wenig möglich, als gewagte und ſchwärmeriſche Reſultate. Denn mit Vorſicht prüft ſie vor aller Entſcheidung das Vermögen, welches die Erforſchung unternehmen ſoll, und kann denn ſo, da alle ihre Schritte durch Kritik geleitet ſind, das Ziel gründlicher Wahrheit nicht verfehlen.

Auch jetzt noch nehme ich das Urtheil nicht zurück, welches ich in einer nicht eben bekannt gewordenen Abhandlung über das Weſen der Philoſophie, über das kritiſche Syſtem gefällt habe: „der Kenner deſſelben findet in ihm den ſyſtematiſchen Inbegriff der ſämmtlichen Prinzipien der Erkenntniſs der Natur und der Sittlichkeit, findet dieſe aus der Natur des Erkenntniſsvermögens des Menſchen ſelbſt abgeleitet, und durch Gründlichkeit der Ableitung hinlänglich bewährt, findet ſie nach ihrer beſtimmten Ordnung, ihrem nothwendigen Zuſammenhange und vollkommenen Harmonie dargeſtellt. Er findet dadurch nicht nur auf das vollſtändigſte und ſtrengſte beſtimmt, was durch jedes einzelne geiſtige Vermögen des Menſchen geſchehen kann, und dadurch geſchehen muſs, ſondern auch, was für ein Syſtem von Erkenntniſs durch das geſetzmäſsige Zuſammenwirken aller gebildet wird. Er findet alſo gleichſam das Charakterbild der geiſtigen

Menſchheit in dem Spiegel dieſer Philoſophie, und ſo wie kein Zug darin aufgenommen iſt, welcher dem Gegenſtande nicht nothwendig zukommen müſste, ſo ſagt ſein Bewuſstſeyn durchgängig der Wahrheit derſelben zu. Wendet er ſich nun zu den Vor-Kantiſchen Syſtemen, ſo findet er zwar in jedem das weſentliche Beſtreben der Vernunft, zu philoſophiren, in lebendiger Wirkſamkeit, er findet auch wahre Gegenſtände der Philoſophie aufgefaſst und dargeſtellt, findet ſelbſt bey den Leugnern oder Bezweifelern aller philoſophiſchen Grundſätze den unwillkührlichen, ja ſogar ihrem Willen zuwiderlaufenden Einfluſs nothwendiger Vernunftprinzipien. Allein, er ſucht vergebens unter ihnen auch nur die Idee einer Unterſuchung, Beſtimmung und Prüfung des Vermögens zu philoſophiren ſelbſt, wodurch demſelben ſeine ächte Richtung gegeben, ſeine eigenthümlichen Gegenſtände angewieſen, und ſeine, durch die Natur ſelbſt unverrückbar geſetzten Gränzen gezeichnet würden. Er bemerkt vielmehr, daſs alle Weltweiſe vor Kant auf Erklärung der Gegenſtände der Philoſophie ausgiengen, ohne ſich um die Kritik desjenigen Vermögens zu bekümmern, vermittelſt deſſen ſie erklären wollten, daſs alle ihre Verſuche nichts mehr, als Unternehmungen auf gut Glück mehrern Gegnern der kritiſchen Philoſophie als ein Inbegriff höchſt lächerlicher und anmaaſender Aeuſſerungen ausgezeichnet worden iſt, ohne daſs ſie doch die Redlichkeit gehabt hätten, ihren wahren Inhalt beſtimmt mitzutheilen *). Es iſt Pflicht, ſolchen Beurtheilern eine Sünde zu verzeihen, die, wenn irgend eine andre, unter die Unwiſſenheitsſünden gehört. Man muſs unfehlbar Ausſprüche jener Art mehr als vermeſſen finden, wenn

---

*) Ich beziehe mich beſonders auf einen Recenſenten des erſten Bandes meiner Ideen über die intereſſanteſten Gegenſtände der Philoſophie, in den Göttingiſchen gelehrten Anzeigen, und Herrn Nikolai, im zwölften Bande ſeiner Reiſebeſchreibung.

man mit dem Geiſte der kritiſchen Philoſophie nicht vertraut iſt, und es nicht verſteht, ſich auf ihren Standpunkt zu verſetzen. Kant ſagt in der Vorrede zu ſeinen metaphyſiſchen Anfangsgründen der Rechtslehre ſehr treffend: „Es „klingt arrogant, ſelbſtſüchtig, und „für die, welche ihrem alten Syſte„me noch nicht entſagt haben, ver„kleinerlich, zu behaupten: daſs „vor dem Entſtehen der kri„tiſchen Philoſophie es noch „gar keine gegeben habe. Um „nun über dieſe ſcheinbare Anmaaſ„ſung abſprechen zu können, kommt „es auf die Frage an: ob es wohl „mehr als eine Philoſophie „geben könne? Verſchiedene

„Arten zu philoſophiren und zu den „erſten Vernunftprinzipien zurückzugehen, um darauf mit mehr oder „weniger Glück ein Syſtem zu „gründen, hat es nicht allein gegeben, ſondern es muſste viele Verſuche dieſer Art, deren jeder auch „um die gegenwärtige ſein Verdienſt hat, geben; aber da es doch, „objektiv betrachtet, nur eine „menſchliche Vernunft geben kann, „ſo kann es auch nicht viel Philoſophieen geben, d. i. es iſt nur ein „wahres Syſtem derſelben aus Prinzipien möglich, ſo mannigfaltig und „widerſtreitend man auch über einen und den andern Satz philoſophirt haben möge.“

Die Behauptung, daſs im Syſteme der kritiſchen Philoſophie alles alt und doch zugleich auch neu ſey, iſt in Beziehung auf keinen Theil ſo einleuchtend, als die Religionslehre derſelben.

Die Religionslehre der kritiſchen Philoſophie enthält keinen weſentlichen Satz, der ſich nicht in einem der vorigen Syſteme auffinden lieſse, keinen Hauptgedanken, der nicht von jeher aus dem Herzen jedes Menſchen von feinem und ſtarken ſittlichen Gefühle hervorgegangen wäre. Allein, jeder Glaubensartikel jener Religionslehre erſcheint im Ganzen des Syſtemes neu, 1) wiefern er aus den vorher nie beſtimmt und rein gefaſsten, einzig ächten Gründen aller Religion entwickelt wird, nachdem zuvörderſt die Wahrheit und Feſtigkeit dieſer Gründe durch Zergliederung der ſittlichen Vernunft vor jedem bedeutenden Zweifel geſichert worden; 2) wiefern es auf die intereſſanteſte Weiſe überraſcht, die verworrenen und dunklen Andeutungen des gemeinen ſittlichen Gefühls in reine, beſtimmte und deutliche Urtheile und Grundſätze aufgelöſst zu ſehen. Gott, als Stifter aller moraliſchen Ordnung, iſt ein Gedanke, der in allen frühern Religionslehren, die dieſen Nahmen verdienen, herrſcht, und den von jeher die Herzen fühlten, wenn ihn auch die Vernunft nicht deutlich dachte. Allein, dieſer Gedanke erſcheint im Syſteme der kritiſchen Philoſophie neu, wiefern er aus den reinſten und bewährteſten Grundbegriffen der Moralität entwickelt wird, ebendeſshalb die gröſste Beſtimmtheit und Deutlichkeit mit ſich führt, und an kräftiger Evidenz die Ahndungen des Gefühls bey weitem übertrift.

Durch die neue Entwickelung der Religionswahrheiten aus den erſten Gründen der Sittlichkeit iſt eine ſyſtematiſche Einheit unter den Glaubenslehren möglich geworden, die man in keinem der vorigen Syſteme findet; eine Einheit, wo alle

Theile mit den Prinzipien, und unter einander ſelbſt auf das innigſte zuſammenhängen. Das Ganze der Religionslehre der kritiſchen Philoſophie iſt vollkommen neu; in keiner von den frühern findet man dieſe Verkettung der Wahrheiten, und dieſe ſchöne Organiſation, wo die Theile einander gegenſeitig erhalten und beleben.

Sehr natürlich, daſs die Anwendung, welche ſich von dieſer Religionslehre auf Leben und Sitten machen läſst, von gewiſſen Seiten alt, von andern neu iſt. Die einzelnen Theile derſelben, welche ſich auch in den Vor-Kantiſchen Syſtemen zerſtreut finden, haben auch in der Anwendung gewirkt, in dem Maaſe, wie ſie es einzeln konnten; die Geſammtwirkung aller iſt erſt durch ihre Vereinigung in einem Syſteme, im richtigen Sinne des Wortes, möglich geworden. Und da aller praktiſche Einfluſs der Religionslehre die Sittlichkeit und Glückſeligkeit des Menſchen betrift, ſo kann man behaupten, daſs nur jetzt erſt, nach Erſindung der kritiſchen Philoſophie, die volle Wirkung der religiöſen Wahrheiten bemerkt werden könne. So lange der Zuſammenhang der Sittlichkeit und der Religionswahrheiten noch nicht beſtimmt genug dargeſtellt war, um den Menſchen einig mit ihm ſelbſt zu machen, gewannen freylich Tugend und Ruhe periodiſch durch religiöſe Ueberzeugung und Verehrung Gottes, aber der Gewinn war unſicher, und wurde durch jeden Zweifel und jede Anfechtung in Gefahr geſetzt.

Daſs ich bey dieſer Gelegenheit etwas ausführlicher über Altheit und Neuheit des kritiſchen Syſtems handle, geſchieht deſshalb, um Miſsverſtändniſſen vorzubeugen, welche mich von jener Seite, in Hinſicht der folgenden Darſtellung der Religionslehre dieſes Syſtems treffen könnten, und die ich um ſo mehr fürchten muſs, da ich unter einer gewiſſen Klaſſe von Philoſophen als ein überſpannter und phantaſtiſcher Anhänger des Kantianiſmus berüchtigt bin, ohne je dazu Veranlaſſung gegeben zu haben.

In gegenwärtigem Jahrgange ſtelle ich in der erſten Abhandlung: die moraliſche Ordnung, als die Baſis der Gotteslehre der Vernunft, dar, und habe eben darnach die Wahl der Idee zu dem Titulkupfer getroffen. Es iſt Nemeſis, jene ehrwürdige Allegorie des Alterthums, die Göttin der Vergeltung, welche nach den Geſetzen der moraliſchen Ordnung die Schickſale der Menſchen nach Verdienſt und Schuld zumiſst. Die Tugenden nähern ſich ihr, und empfangen den Zweig der Belohnung.

während ihr Anblick die Laſter zurückſcheucht *). Die Unterſchrift: Spes et horror mortalium, die Hofnung und der Schauder der Sterblichen, drückt die Allgemeinheit des Bewuſstſeyns der ſittlichen Ordnung nach ſeiner Wirkung auf Hofnung und Furcht aus.

---

*) Der Dolch lag nicht in meiner Idee, und iſt wahrſcheinlich von Herrn Schnorr hinzugeſetzt worden, weil es unmöglich war, die Laſter ſich von vorn der Göttin nähern zu laſſen, und ſie dieſelbe doch an einem Attribute erkennen muſsten, um natürlicher Weiſe zurückſchaudern zu können. Indeſſen geſtehe ich, daſs mir der Dolch dem Geiſte der Figur zu widerſprechen ſcheint, ſo wie auch meines Wiſſens die Antike kein Beyſpiel ſeines Gebrauchs hat. Herders geiſtvolle Abhandlung über die Nemeſis iſt bekannt.

Die folgende Abhandlung enthält: Grundſätze über die Anwendung der Gotteslehre der kritiſchen Philoſophie in Werken der geiſtlichen Redekunſt. Der ganz unleugbare Miſsbrauch, den man ſo häufig auf der Kanzel von den Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie macht, beſtimmte mich, meine bereits in der vor drey Jahren erſchienenen moraliſchen Gotteslehre geäuſserten Ideen hier weiter auszuführen. Möchten doch dadurch alle Karrikaturen verhütet werden, welche weder philoſophiſche Abhandlungen, noch Reden ſind, weder den gewandten Denker, noch Menſchen befriedigen, die mit einer geſunden und thätigen Vernunft Gefühl und Geſchmack verbinden, alſo Werke ohne alle Beziehung und alle beſtimmte Wirkung ſind. Die Beyſpiele zu denen von mir gerügten Fehlern kann man in einer Menge von Predigten nach Kantiſchen Grundſätzen ſelbſt auffinden *).

Dem letzten Abſchnitte habe ich, meinem Verſprechen in der

---

*) Ich hoffe, daſs man mich aufmerkſam genug leſen werde, um nicht die Methode, nach welcher ich eine gewiſſe Klaſſe der bisher erſchienenen Predigten nach Kantiſchen Grundſätzen prüfe, mit jener zu verwechſeln, welcher ſich Herr Nikolai im zwölften Theile ſeiner Reiſebeſchreibung bedient.

Vorrede des vorigen Jahrgangs zu Folge, einen gröſsern Umfang gegeben, denn ich bin immer noch überzeugt, daſs redneriſche und dichteriſche Aufſätze für ein Taſchenbuch dieſer Art die zweckmäſsigſten ſind. Was die Wahl der Gegenſtände für die geiſtlichen Reden und moraliſch-religiöſen Betrachtungen anbetrift, ſo wird man nicht verkennen, daſs ich Stoffe gewählt habe, deren redneriſche Behandlung groſsen Schwierigkeiten ausgeſetzt iſt, aber gut ausgeführt, auſserordentlich viel zur ſittlichen Bildung der menſchlichen Natur beytragen muſs. Einige darunter, wie z. B. die Betrachtung über den Neid, die Verfeinerung des Gewiſſens, enthalten, wie mir dünkt, Anſichten, welche von uns entweder gar nicht, oder doch nur ſehr unvollſtändig gefaſst zu werden pflegen.

Die Anzeigen des erſten Jahrgangs in kritiſchen Blättern ſind durchaus beyfällig geweſen. Nur der Herr Rec. in der Götting. gel. Zeit. macht über das darin enthaltene Selbſtgeſpräch eines edlen Zweiflers Bemerkungen, welche eine Erwiederung von meiner Seite fordern. „Es ſcheint ihm „unwahr, daſs ein ſolcher Zweifler „edel ſey.“ Ich glaube, jeder Zweifler, als ſolcher, ſey edel, deſſen Zweifel aus einem lautern und feinen ſittlichen Gefühle hervorgehn, oder doch mit ſolchen Empfindungen zuſammenhängen, jeder, deſſen Zweifel mit dem innigſten Verlangen verknüpft ſind, über ſeine Beſtimmung ſo befriedigt zu werden, daſs dem natürlichen Intereſſe für Sittlichkeit und Tugend zugleich Gnüge geſchehe. Dieſs iſt, wie Niemand leugnen wird, der Geiſt, welcher jenen Zweiſler beſeelt, und ich halte einen jeden ſolchen auch jetzt noch für einen edlen Zweiſler, ſo wie jeder Atheiſt, der mit derſelben Geſinnung das Daſeyn Gottes leugnet, den Nahmen eines edlen Atheiſten verdient.

Ich erlaube mir mit dieſem Gebrauche des Prädikates des Edeln

Mittel, mit der Beſtimmung zu immer wachſender Tugend und grenzenloſer Ausbildung der edelſten Kräfte, die kurze Dauer eines irrdiſchen Lebens, und die Schranken, unter denen er ſteht, vergleicht, und nun, da ihn die Religionswahrheiten nicht unterſtützen, auf dem fürchterlichen Punkte ſteht, wo es darauf ankommt, ob er mit Verzichtleiſtung auf alle Hofnung der Zukunft, und in ununterbrochenem Zwieſpalte mit ihn ſelbſt, die Hoheit ſeiner Natur dennoch feſthalte, oder ob er den Gedanken derſelben unterdrücke, ſich zu einem Sklaven der Wolluſt erniedrige, und in ewiger Zerſtreuung das Widerſinnige ſeines Daſeyns vergeſſe. Das Selbſtgeſpräch endet mit dieſer Situation, und es bleibt ungewiſs, auf welche Seite ſich der Zweiſler hinneigen werde.

Ich ſollte meynen, es könne kein Leſer eine ſo evidente Abſicht, als es die meine bey dieſem Selbſtgeſpräche iſt, verfehlen, eine Abſicht, welche offenbar dahin geht, die unſelige Lage eines, wenn auch noch ſo edeln Zweiſlers, mit lebendigen Farben zu ſchildern, und das Bedürfniſs der Religion für die Menſchheit aus einem ſo würdigen und befriedigenden Geſichtspunkte darzuſtellen, daſs die Wahrheit, Religion allein ſtifte in der Seele des Menſchen Selbſteinigkeit und Frieden, im ſchönſten Lichte erſcheine.

Scheint nicht Wenigen das Gemähld zu ſchauderhaft, ſo iſt es meine Schuld nicht. Mir wird niemand deſshalb den Vorwurf einer Ueberſpannung des ſittlichen Gefühls machen, ihnen dürfte ohne Unbilligkeit Abſpannung deſſelben zur Laſt gelegt werden. Weit entfernt, mich zu ſchämen, bedaure ich einen jeden, der da Ueberſpannung zu finden glaubt, wo die Wahrheit augenblicklich in das Innerſte ſeines Herzens dringen ſollte.

Wenn denn nun auf dieſe Weiſe jenes Selbſtgeſpräch als eine Vorbereitung zu den Gründen für das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der Seele angeſehen werden kann, ſo beantwortet ſich ein andrer

Einwurf des Herrn Rec. von ſelbſt: daſs die öffentliche Ausſtellung von Schilderungen dieſer Art wenigſtens ohne Nuzzen ſey. Ich geſtehe es, daſs dieſer Einwurf mich befremdete; denn nicht zu gedenken, daſs kein pſychologiſch-wahres und rührendes Gemähld einer Situation des ſittlichen Menſchen, auch nur als Geiſtesbeſchäftigung betrachtet, fruchtlos ſeyn kann, ſo müſſen Schilderungen wichtiger und entſcheidender Stimmungen in Beziehung auf Religion für jeden denkenden Kopf intereſſant ſeyn, und es wäre ein ungemein groſser Gewinn, wenn Männer, die durch Denkkraft und Darſtellungsgabe hinlänglich dazu unterſtützt wären, alle ſolche Stimmungen in einzelnen Gemählden, oder in einer groſsen Kompoſition zuſammengrouppirt, darſtellten.

Wenn der Herr Rec. ſagt, das folgende Selbſtgeſpräch eines Gottgläubigen an einem Frühlingsmorgen mildre die widrigen Eindrücke des vorhergehenden, ſo ſcheint er geglaubt zu haben, die Aufeinanderfolge dieſer Stücke ſey zufällig. Es war wohl in die Augen ſpringend, daſs ich das letztere dem erſtern als Pendant beygefügt hatte.

K. H. Heydenreich.

Leipzig, den 1. März
1797.

Ueber die
moraliſche Ordnung
als
Baſis
der
Gotteslehre der Vernunft.

Es iſt Ordnung im Weltall; denn es iſt Ordnung in unſerm Herzen.

Girard im Freunde der Natur.

Ueber die moraliſche Ordnung als Baſis der Gotteslehre der Vernunft.

Wenn die Idee der moraliſchen Ordnung der Welt eine nothwendige und für alle vernünftige freye Weſen gleich heilige Vorſtellung iſt, ſo dürfen wir vorausſetzen, daſs ſie auch die gemeine Menſchenvernunft in ihren Urtheilen über ſittliche Verhältniſſe leitet, und wenn jene Idee allein, den Uebergang des Menſchen zu einem wahren und feſten Glauben an Gott und Unſterblichkeit begründet, ſo muſs ſie auch in derjenigen Religion herrſchen, die ſich dem natürlichen Gefühle ohne deutlich gedachte Gründe aufdringt *). Ehe ich mich alſo auf eine

---

*) Viele Philoſophen können ſich mit der Annahme *urſprünglicher* Vernunftvorſtellungen (notionum et idearum a priori) nicht vertragen. Mir ſcheint, man könne ſie blos durch Hinweiſung auf die Urtheile der nicht gemisleiteten gemeinen Menſchenvernunft widerlegen, deren Ausſprüche nach ihrer Nothwendigkeit und der ſie begleitenden Forderung allgemeiner Beyſtimmung nicht möglich wären, wenn ſie ſich nicht urſprünglicher, allen vernünftigen Weſen gemeinſchaftlicher Vorſtellungen bewuſst wäre. Jeder Menſch eignet ſich in der That dieſe zu, wenn er blos nach ſeinem Gefühle über ein Problem der Vernunft entſcheidet, obwohl er es nicht mit deutlicher Auseinanderſetzung thut. Wenn die gemeine Menſchenvernunft ohne ausdrücklich gedachte Gründe ſagt: *die Menſchen ſind ihren urſprünglichen Rechten nach gleich,* und mit inniger Ueberzeugung ſo entſcheidet, ſo

ſpekulative Unterſuchung des Urſprungs, Umfangs und Zuſammenhangs jener Idee mit der Religion einlaſſe, will ich in der niedern Sphäre der gemeinen Menſchenvernunft verweilen, und verſuchen, zu welchen Reſultaten die Ausſprüche derſelben hinführen.

Der Menſch darf ſeine denkenden und erkennenden Kräfte nur zu einem mäſsigen

---

muſs ſie nothwendig ſich gewiſſe in ihr ſelbſt liegende und nur noch nicht entwickelte Vorſtellungen zueignen, welche den Beweiſs für jenen Satz enthalten. Das Nachdenken über dieſe iſt nichts anders, als das Aufſuchen eines Eigenthums, deſſen man ſich ſo ſicher bewuſst iſt, als eines andern, welches ohne jenes nicht da ſeyn könnte. Man wird dieſemnach Menſchen von blos geſunder gemeiner Vernunft weit eher von dem Daſeyn der Vorſtellungen a priori überzeugen, als Weltweiſe, deren Vernunft durch irgend ein Syſtem eine naturwidrige Richtung genommen hat.

Grade der Thätigkeit und Ausbildung erhoben haben, um beſtimmt und deutlich einzuſehen, daſs ihn eine Natur *) umgiebt, die nach unveränderlichen Geſetzen eingerichtet iſt, und deren Einfluſſe er ſich nicht entziehen kann. Je näher ihm dieſe Natur liegt, und je ununterbrochener ihn ſeine Lebensbedürfniſſe an ſie verweiſen, um ſo mehr

---

*) Ich bemerke wegen derjenigen Leſer, die mit dem beſtimmteren Sprachgebrauche der neuern Philoſophie nicht vertraut ſind, daſs *Natur* hier im *Gegenſatze der Freyheit* genommen iſt, und den Inbegriff der nach bloſsen Geſetzen der Nothwendigkeit wirkenden und leidenden Weſen und Kräfte bedeutet. Dieſe *Natur* iſt auſser *dem vernünftigen freyen Ich* des Menſchen, aber ein Theil derſelben gehört zu dem Menſchen, nach dem Ganzen ſeines zuſammengeſetzten Weſens betrachtet, wieſern ſich an ſein *vernünftig freyes Ich* Kräfte und Vermögen anſchlieſsen, welche nach Geſetzen der Nothwendigkeit wirken.

muſs ſich in ihm der Reiz regen, den Gang und die Verkettung ihrer Wirkungen zu beobachten. Er bemerkt mit dem erſten achtſameren Blicke, den er auf ihre Erſcheinungen wirft, daſs unwiderſtehlicher Zwang als allgemeines Geſetz in ihrem Reiche herrſcht, daſs alle Glieder ihrer groſsen Kette ſo ineinander greifen, daſs immer das eine nothwendig und unwiderſtehlich durch das andre beſtimmt wird, und Empörung gegen ihre Allgewalt unmöglich iſt. Wenn er auch ſelbſt gleich in ſeinen Innerſten das Bewuſstſeyn der Freyheit mit ſich trägt, ſo fühlt er doch zugleich, daſs er von vielen Seiten, nicht minder abhängig von der Natur iſt, als die belebten vernunftloſen, und die lebloſen Dinge.

Betrachtet er die mannigfaltigen Mittel, wodurch dieſe Natur ihre nothwendigen Erfolge in jedem ihrer Reiche bewirkt, ſo findet er eine ſo ungemeine und in vielen Theilen ſo bewundernswürdige Zweckmäſsigkeit, Ordnung und Selbſtgleichheit *), daſs er verſucht iſt, derſelben einen Verſtand zuzueignen. Allein wenn er fragt, wozu denn die ganze kunſtvolle Einrichtung ihres Mechaniſm endlich diene, ſo ſchweigt alles rings um ihn her, nichts giebt ihm Aufſchluſs, die Zweckmäſsigkeit *der Theile* der Natur ſcheint ihm *im Ganzen* zwecklos.

Am meiſten erſchüttert ihn, wenn er die Gruppen dieſes Schauplatzes überſieht, die Erſcheinung, daſs der Natur alle Weſen gleichgelten, und daſs ſie Leiden und Freuden, Glück und Elend nach einer blinden Laune vertheilt.

---

*) Iſt die ununterbrochene Beſtändigkeit in der Befolgung gewiſſer Geſetze.

Die Natur unterwirft ihrer Zwangsgewalt, ohne allen Unterſchied, die lebloſen, belebten unvernünftigen, und belebten vernünftigen Weſen. Nach ihrem Mechaniſm ſcheint keine von dieſen Klaſſen vor der andern einen Vorzug zu haben. Eine Spur von Achtung für irgend eine iſt eben ſo wenig bemerkbar, als Züge, welche auf eine höhere Beſtimmung hindeuteten. Die Anſtalten für Erzeugung, Geburt, Wachsthum, Reife, Abnahme und Tod ſind, unwichtige Abweichungen weggerechnet, für alle Gattungen lebender Weſen gleich, und, weit entfernt, daſs die Natur in Hinſicht ihrer verderblichen und furchtbaren Einflüſſe den

Menſchen geſchont haben ſollte, iſt er ihnen vielmehr weit empfindlicher und hülfloſer ausgeſetzt, als die vernunftloſen, Thiere. Dort durchbricht ein Quell einen Felſen, dort erzeugen ſich aus todten Maſſen, Schaaren von Gewürmen, dort reiſst eine zufälli- Glut der Leidenſchaft zwey Liebende zur Umarmung, und es wird ein Menſch gebohren. Dort erhebt ſich ein Erdbeben, und Gebürge, Thiere und Menſchen verſchlingt ein ungeheures Grab. Schell und glücklich geleitet vom Inſtinkte gräbt der Wurm ſeinen Erdgang, niſtet der Vogel in ſeiner Baumhöhle, und baut der Biber ſein Hauſs; während der Menſch in Gefahr iſt, alle Schreckniſſe des Wetters und alle Gefahren der Blöſse durchzudulden, ehe er mühſelig und langſam durch den ſchleichenden Gang ſeines Denkens die armſelige

Schutzwehr einer Hütte für ſeinen hülfloſen Körper erfindet.

Freuden und Leiden ſind jeder Thierart zugemeſſen; allein, wenn man mit ungeblendetem und unpartheyiſchem Blicke die Quellen des Glückes und des Elends für den Menſchen und für die vernunftloſen Thiere betrachtet, muſs man geſtehen, daſs der Menſch der Liebling der Natur nicht iſt, daſs die für ſeinen Genuſs getroffenen Anſtalten höchſt unſicher und zweydeutig ſind, während er in ſich und auſser ſich die reichſten Quellen unvermeidlicher Leiden findet.

Die gemeine Menſchenvernunft täuſcht ſich in der Vergleichung der Anſtalten für das Wohl der Menſchen und der vernunftloſen Thiere nicht. Sie hält feſt an den Thatſachen, welche vorliegen, und berechnet die Glückſeligkeit nach dem Maaſe rein angenehmer Gefühle, welche einem Geſchöpfe vermöge der urſprünglichen Einrichtung ſeiner Natur werden können. Welches Reſultat kann ſie durch ihre Zuſammenhaltung der Luſtfähigkeit des Menſchen und der Thiere gewinnen, als jenes, daſs die Thiere in Hinſicht derjenigen angenehmen Gefühle, die ſie *nach Naturgeſetzen* in ihr Bewuſstſeyn aufnehmen, glücklicher ſind als in Hinſicht *derſelben* die Menſchen, ja daſs die Natur es recht kunſtmäſsig darauf angelegt hat, dem Menſchen einen dauernden Zuſtand reinen und ungetrübten Wohls unmöglich zu machen.

Jedes angenehme Gefühl entſpringt aus der Befriedigung eines Triebes, und wenn die natürliche Fähigkeit eines Weſens zu einem Zuſtande des Wohlſeyns erwogen werden ſoll, ſo hängt die Entſcheidung von der Beantwortung folgender Fragen ab: 1) wie viele und was für Bedürfniſſe es habe; 2) ob ſie leicht oder ſchwer befriedigt werden können; 3) ob es viele und wichtige Urſachen gebe, welche das aus der Befriedigung erfolgende Vergnügen aufheben oder doch entkräften können; 4) ob das Weſen einen urſprünglichen Hang habe, nicht zufrieden mit der Befriedigung natürlicher Bedürfniſſe, ſich auſser dieſen noch erkünſtelte Nothwendigkeiten zu ſchaffen.

Das möglichſt beſtändige Wohlſeyn eines Weſens beruht auf der harmoniſchen Befriedigung aller ſeiner Triebe und Bedürfniſſe. Wenn alſo ausgemacht werden ſoll, ob eine oder die andre Klaſſe der Geſchöpfe der Glückſeligkeit fähiger ſey, ſo kommt es darauf an, für welche von ihnen eine harmoniſche Befriedigung ſämmtlicher Triebe und Bedürfniſſe realiſirt werden könne.

1) Der Menſch beſitzt mehr Bedürfniſſe und Triebe, als irgend eine Klaſſe vernunftloſer Thiere. Dieſs iſt nicht Folge einer Ausartung deſſelben durch die bürgerliche Geſellſchaft; auch im auſsergeſellſchaftlichen Zuſtande würde der Menſch in Hinſicht der Nothwendigkeiten, nach denen er ſtrebt, ſich nimmermehr auf die Einfachheit des vernunftloſen Thieres einſchränken können *).

---

*) Ich glaube, dieſs läſst ſich ſelbſt von denen Trieben und Inſtinkten behaupten, die ſich

2) Die Bedürfniſſe jeder Klaſſe vernunftloſer Thiere ſind leichter zu befriedigen, als die des Menſchen. Selbſt die gemeinſten Mittel der Unterhaltung und Schützung ſeines Körpers, die die Natur den übrigen Thieren ſo nahe gelegt hat, erfordern eine nicht geringe Mühe, um erworben und angewendet zu werden.

3) Das Vergnügen keiner Thierart iſt der Gefahr, augenblicklich zerſtöhrt oder doch mit unangenehmen Gefühlen vermiſcht zu werden, ſo ausgeſetzt, als es die Freuden der Menſchheit ſind. Es iſt in unſrer Natur keine Quelle froher Empfindungen, der

---

blos auf die Erhaltung ſeines Körpers und die Fortpflanzung ſeiner Gattung beziehen, z. B. Hunger, Durſt, Geſchlechtstrieb etc.

nicht eine Quelle von Leiden entgegenſtünde, welche bereit iſt, ſie zu vergällen, ſo wie ſie ſich öffnet. Jeder Kraft, inwiefern ſie Wohlgefühl erregt, ſteht der Kampf mit einer andern bevor, die es zu vernichten droht. Die Vergnügungen unſrer Sinne werden in den meiſten Fällen durch Phantaſie, Vorherſehung und Furcht geſtöhrt. Unſer natürlicher Hang, unſern Zuſtand mit dem anderer Menſchen zu vergleichen, und dieſen glücklicher zu denken als er iſt, macht uns mit dem Genuſſe, der uns gewährt wird, unzufrieden. Die Vernunft ſetzt unſern ſinnlichen Vergnügungen die engſten Schranken, während ſie uns für den Genuſs, den ſie verbiethet, keine Entſchädigung giebt.

4) Der Menſch beſitzt endlich einen in ſeiner Natur gegründeten Hang, die Gren-

zen des Bedürfniſſes mit ſeiner Begier zu überſchreiten, und ſich erkünſtelte Nothwendigkeiten zu erſchaffen. Das vernunftloſe Thier beſitzt dieſen Hang nicht; es fehlen ihm erſtlich die Kräfte, ohne welche er nicht möglich iſt: Selbſtthätigkeit der Phantaſie, Erfindungsvermögen, und alle Freyheit der Wahl in Hinſicht der Mittel des Lebensgenuſſes; dann iſt es auch dererjenigen Fehler nicht fähig, welche dieſen Hang begünſtigen, und unter denen ſich vorzüglich Langeweile, Eitelkeit, Widerwille gegen das Natürliche und Liebe zur Unnatur auszeichnet. Der Menſch beſitzt jene Kräfte und dieſe Fehler; ſie kommen ihm nicht etwa erſt durch die bürgerliche Geſellſchaft zu, ſondern finden ſich auch im auſsergeſellſchaftlichen Zuſtande an ihm. Daher, daſs ſchon in den früheſten Zeiten *Luxus* *) unter den Menſchen herrſchte, und von ih-

---

*) Die meiſten Erklärungen des Luxus ſtimmen im Grunde in dem Begriffe zuſammen, welchen ich dem Worte hier unterlege. Wenn *Mandeville* (fable of the bees) alles zum Luxus rechnet, was nicht ſchlechterdings zur Unterhaltung des menſchlichen Lebens nothwendig iſt, *Melon* (eſſai politique ſur le commerce c. 9.) ihn als eine ungewöhnliche Verſchwendung erklärt, welche durch die Reichthümer und die Sicherheit der Regierung verurſacht wird, *Montesquieu* (eſprit des loix 7, 1.) ihn alles das nennt, was über das phyſiſche Bedürfniſs hinausgeht, *Hume* (Polit. eſſ. II.) ihn als ein groſses Streben nach demjenigen, was den Sinnen ſchmeicheln kann, charakteriſirt, ſo behaupten ſie alle, daſs Luxus Hang zu Mitteln des Vergnügens ſey, ohne daſs uns natürliches Bedürfniſs den Gebrauch derſelben dringend mache. Ueber die Wirkungen des Luxus auf die Glückſeligkeit der Menſchen ſ. *Pluquet* eſſai philoſophique et politique ſur le luxe, wovon Herr Kindervater

rer Natür unabtrennlich zu ſeyn ſcheint. Wenn man auch ſchon nicht leugnen kann, daſs durch ihn viele angenehme Empfindungen entſtehen, ſo iſt dennoch gewiſs, daſs er zugleich ein Quell unendlich mehrerer Leiden, und im Ganzen des Verderbens des Menſchengeſchlechts iſt. Das Extrem, zu welchem er in ſeinem Fortſchreiten durch mannigfaltige Stufen des Elends hinführt, iſt ſchrecklich, er ſtumpft nämlich den Menſchen endlich für allen Genuſs ab, erfüllt denſelben mit Eckel nicht nur gegen ihn, ſondern gegen alles Leben und Daſeyn, und giebt ihn der Verzweiflung und dem Selbſtmorde Preis *).

---

und ich eine deutſche Ueberſetzung veranſtaltet haben, Leipzig. 1789. 8. 2. B.

*) Der Luxus tödtet, kann man ſagen: in ſeinem Fortſchritte ſich ſelbſt, ſo wie er aber

Die Natur hat die Kräfte und Triebe des Menſchen ſo ſeltſam angeordnet, daſs es beynahe ſcheint, als habe ſie einen unabläſſigen Zwieſpalt in ſeinem Innern beabſichtigt; eine Erſcheinung, die ſich bey keiner andern Thierart findet. Es iſt unmöglich, daſs ein vernunftloſes Thier uneins mit ſich ſelbſt werde, für den Menſchen iſt es von allen Seiten möglich *), von gewiſ-

---

dann ſich den Menſchen ganz eigen gemacht hat, vernichtet er mit ſich auch ihn.

*) *Paſcal* hat ein eignes Kapitel: *contrariétés étonnantes qui se trouvent dans la nature de l'homme, à l'égard de la vérité, du bonheur et de plusieurs autres choſes. Quel chimere,* ſo ſchlieſst er es: *eſt-ce donc que l'homme? Quelle nouveauté, quel cahos, quel ſujet de contradiction? Juge de toutes choſes, imbecille ver de terre; dépoſitaire du vrai, amas d'incertitude; gloire, et rebut de l'univers. S'il ſe vante, je l'abbaiſſe, s'il s'abbaiſſe, je le*

ſen ſo nothwendig, daſs er während ſeines ganzen irrdiſchen Daſeyns in beſtändige Kämpfe verwickelt bleibt. Glückſeligkeit iſt demnach für ihn in der gegenwärtigen Sphäre der Dinge unmöglich, und jede Annäherung an dieſelbe koſtet ihm die gröſsten Opfer, und die härteſten Ueberwindungen. Das vernunftloſe Thier kann, wenn ſich nicht zufällige äuſsere Hinderniſſe gegen daſſelbe vereinigen, eines dauernden und beſtändigen Wohlſeyns genieſsen. In ihm ſelbſt liegen keine nothwendig wirkenden Urſachen, die es unmöglich machten. Sage man nicht, das vernunftloſe Thier habe keine Vorſtellung des *Ganzen* aller die-

---

vante, et je contredis toujours jusqu'a ce qu'il comprenne qu'il eſt un monſtre incomprehenſible.

ſer angenehmen Empfindungen. Der Menſch hat das Ideal, und verlangt nach ihm, aber es mangeln ihm die zu ſeiner Erreichung erforderlichen Gefühle, das Thier kann das Ideal nicht denken, aber genug, wenn es ſich der Gefühle bewuſst wird, die in geſchloſſener Reyhe ſein dauerndes und beſtändiges Wohlſeyn bilden.

So hat alſo der Menſch unter dem Mechaniſm der Natur augenſcheinlich das Loos, daſs die vernunftloſen Thiere in Hinſicht der Bedürfniſſe ihres Lebens und der Quellen ihres Wohlſeyns beſſer bedacht ſind, als er. Es iſt dieſes um ſo befremdender, da ein allgemeines Gefühl ihm unter allen erkennbaren Weſen den oberſten Rang und wahre Würde zueignet.

Erregt ſchon dieſe Zurückſetzung des Menſchen von Seiten ſeiner Glückſeligkeit die Verwunderung jedes Betrachters, ſo muſs das Erſtaunen deſſelben auf den höchſten Grad ſteigen, wenn er ſieht, daſs das Maaſs von Wohl, deſſen die Menſchheit fähig iſt, eben ſo blos nach zufälliger Laune unter den Individuen vertheilt iſt, als die Summe der Leiden und des Elends. Er überſieht die Schickſale der Lebenden, die ihm die Gegenwart darbiethet, geht zurück in die Jahrhunderte der Vergangenheit, und überall findet er Freuden und Leiden auf das Ungefähr unter den Menſchen verſtreut, ohne ein ſittliches Prinzip, oder Spuren eines Planes der Gerechtigkeit zu entdecken. So wie die Natur im allgemeinen den Menſchen in Hinſicht ſeiner Glückſeligkeit vor den Thieren nicht auszeichnet, ſo macht ſie auch unter den Tugendhaften und Laſterhaften keinen Unterſchied; wie es der zufällige Gang ihrer Wirkungen mit ſich bringt, wird bald dem einen bald dem andern ein Maaſs von Wohl oder Wehe ohne Verhältniſs und Proportion zu ſeinem ſittlichen Gehalte.

Dieſs ſind Thatſachen, die ſich einem jeden darbiethen, wenn er die Natur und ihren Einfluſs auf den Menſchen zu ſeinem ausſchlieſsenden Augenmerke macht.

Allein während er dieſs thut, und den Druck der Feſſeln empfindet, die ihm eine unwiderſtehliche Macht anlegt, während ſeine Gedanken ſich über den Gang der Naturbegebenheiten verbreiten und überall die ſtrengſte Geſetzmäſsigkeit mit der entſchiedenſten Zweckloſigkeit *) vereinigt finden; erhebt ſich in ſeinem Innern eine Stimme, welche eine Ordnung unter den Weltweſen als nothwendig ankündigt, die jener, welche in der Natur vorliegt, ganz entgegengeſetzt iſt, eine Stimme, die um ſo unverdächtiger ſcheinen muſs, da ſie weder ihre Laute von der Erfahrung erborgen, noch durch Beſtechung zur Sprache gebracht werden können. Sie ſtellt ſich, gleichſam als Repreſentantin einer oberſten geſetzgebenden und zugleich unwiderſtehlichen Macht, den Erſcheinungen der wirklichen Welt und dem blinden Laufe der durch die Kräfte der Natur erfolgenden Begebenhei-

---

*) Unter Zweckloſigkeit verſtehe ich hier Mangel an Beziehung auf einen *höchſten* ſeiner ſelbſt wegen zu begehrenden Zweck.

ten entgegen. Die Allgewalt dieſer Kräfte und die offenbare Ohnmacht der endlichen Weſen, ſich ihrem Einfluſſe zu entziehen, vermögen es nicht, ſie in dem feſten Ernſte ihrer Ausſprüche zu ſtöhren. Die Räthſel, und Disharmonien, welche ſich von allen Seiten darbiethen, feuern ſie nur noch kräftiger an, ſich geltend zu machen, und in dem Maaſse, wie jene wachſen, ſteigt auch ihre Zuverſicht auf die Wahrheit und Würde ihrer Reſultate. Kein Wunder, es iſt ja die Stimme der ſittlichen Vernunft ſelbſt, die nach ihren nothwendigen Geſetzen über das ganze Reich des Möglichen und Wirklichen entſcheidet, auch vor dem Zeitpunkte ihrer deutlichen Entwickelung, und Aufklärung durch Spekulation und Philoſophie, ſich ſchon durch das bloſse Gefühl ankündigt, und eben deſshalb, weil ſie mit dieſem Grade der Wirkſamkeit bey allen Menſchen vorausgeſetzt werden kann, *gemeine Menſchenvernunft* genennt wird.

Iſt nicht der Menſch — zu dieſem Selbſtgeſpräche führt ſie uns von der Betrachtung unſres Verhältniſſes zur Natur über — iſt er nicht der Mittelpunkt der erkennbaren Schöpfung, geben ihm nicht Vernunft und Freyheit eine Würde, gegen welche alles, was die wirkliche Welt der Bewunderung und des Staunens werthes darbiethet, unendlich zurückſteht, ſagt ihm nicht ſein Bewuſstſeyn, daſs ihm allein im Kreiſe der Weſen ein Adel des Herzens zukommt, den er durch ſeine eigne Kraft grenzenlos erhöhen kann?

Warum umgiebt ihn dieſe blinde, deſpotiſche Natur, warum trägt er mit den niedrigſten Sklaven derſelben gleiche Feſſeln, und theilt das Loos einer verächtlichen Unterwerfung mit Weſen, die ſich keines Werthes und keiner Beſtimmung bewuſst ſind? Iſt er nicht über der Natur, herrſcht er nicht durch ſeine Ideen über die ganze Welt, und trägt die Ideale aller Vollkommenheit in ſich?

Ia fürwahr, ich müſste meine Blicke verſchlieſsen dem, was mir am nächſten liegt, und für das Heiligſte kein Gefühl mehr haben, wenn ich mir den Menſchen anders denn an der Spitze der für mich jetzt erkennbaren Geſchöpfe dächte, oder den Wahn hegte, die ſittliche Vernunft könne ohne Widerſpruch, was auch für einer äuſseren Kraft, und welchem fremden Zwecke es auch ſey, untergeordnet werden.

Ueberall, wo ich wandle, begleitet mich das Gefühl der Hoheit meines Weſens; überall, wohin ich nur immer meine Augen richte, treffe ich Beziehungspunkte auf meine Menſchheit, ſelbſt in Einöden, die noch wenig Fuſse betraten, ſcheint die Natur mit dem Genius der Menſchheit einverſtanden zu ſeyn, und alle ihre Kräfte für dieſe edle Gattung in das Spiel zu ſetzen.

Wie erhebend und begeiſternd iſt der Gedanke: in der Mitte dieſer zahlloſen und unermeſslich mannigfaltigen Geſchöpfe biſt du allein wahrhaft groſs und frey, wie innig du auch mit der Natur und allen ihren Kräften im Zuſammenhange ſtehſt, wie entſchieden auch von gewiſſen Seiten deine Ohnmacht gegen ihre Herrſchaft iſt, ſo hat ſie doch über dein wahres eigentliches Selbſt keine Gewalt; *ſie*, mit allen ihren Elementen, ſchaffend, erhaltend und zerſtöhrend, ſteht tief unter dir, ihre Einflüſſe können dich nicht berühren.

Mit unnennbarer Wolluſt ergreift uns dieſes Gefühl, wenn uns der Anblick einer von ihren ſchrecklich-erhabenen Scenen erſchüttert, und alle unſre thätigen Vermögen aufregt; dann meſſen wir uns gleichſam mit ihrer ungeheuern Macht, und obwohl wir phyſiſch in dieſem Kampfe unterliegen, ſo ſiegt dennoch das Bewuſstſeyn unſers wahren und unabhängigen Seyns, und die damit verknüpfte Ueberzeugung, daſs daſſelbe auch nicht durch einen allgemeinen Sturm der Kräſte der Natur überwunden werden könne. Die Natur hat tauſend Wege, um das Leben des Menſchen abzukürzen, tauſend Mittel, ſeine Wirkſamkeit in der Sinnenwelt zu unterbrechen; aber vor den Zwecken ſeines vernünftigen Willens muſs ſie ſich beugen, dieſer iſt unbezwinglich, und eben in dem Beſitze dieſes Vermögens beſteht die wahre Erhabenheit unſers Weſens. Die Natur kann die ſchauderhafteſten Wetter herbeyführen, das Meer empören, Felſen zerſchmettern und ungeheure Berge in Abgründe verſinken laſſen, Erdbeben und die glühenden Fluten feuerſpeiender Berge können ganze Reiche verwüſten; was iſt alles dieſes gegen ein einziges: *ich will,* des Menſchen; dieſes trotzt allen vereinigten Gewalten der ganzen Erde, ſie können das wollende Weſen an den Rand der Vernichtung drängen, aber durch Untergang und Tod kein Wollen von ihm erpreſſen.

Reiſst uns die Vorſtellung dieſes Willens, wenn wir ihn in ſeiner Freyheit betrachten, zum Erſtaunen hin, ſo fordert er zugleich auch die tiefſte Ehrfurcht, wenn wir das erhabene Ziel faſſen, auf welches er gerichtet iſt. Als unabhängige, allbeſiegende Kraft iſt er im Beſitze eines Vermögens, für deſſen Handlungen nur die Unendlichkeit der verhältniſsmäſsige Raum iſt, und die heiligen Pflichten, zu denen die Vernunft ihn verbindet, biethen ihm Stoff zu grenzenloſer Wirkſamkeit von immer erneutem Intereſſe dar.

Der Zweck, in welchen ſich alle Beſtrebungen des Willens vereinigen, iſt das vollendete Gute, die vollkommene und ausnahmeloſe Uebereinſtimmung aller Weltbegebenheiten mit den unwandelbaren Geſetzen der Vernunft. Ihm genügt es nicht, daſs die Natur ihren Lauf mit Beſtändigkeit fortſetze, daſs ſie ſich in ihren Syſteme gleichbleibe, daſs ſie dem ſtaunenden Betrachter mit jedem Tage neue Wunder der Macht und des Kunſtgeiſtes darbiethe; er fordert unendlich mehr, fordert, daſs die ganze Kette ihrer vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Wirkungen den Geſetzen der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte auf das ſtrengſte angemeſſen ſey, daſs alle Kräfte ihres weiten Reiches nicht blos im Dienſte ihres Mechaniſm ſtehen, ſondern einer Weiſsheit gehorchen, welche Harmonie der Natur und der ſittlichen Welt beabſichtigt, und nach einem wenn auch jetzt noch verborgenem Plane, gleichſam in geheimen Einverſtändniſſe auf dieſen groſsen Zweck hinarbeiten. Mit einem Worte, er fordert, daſs die Ordnung der Natur nicht die allein herrſchende im Univerſum ſey, ſondern unter den Prinzipien einer höhern Ordnung ſtehe, welche allen vernünftigen Geiſtern urſprünglich eingepflanzt ſind, und den Gegenſtand ihres reinſten Intereſſes und ihrer feurigſten Liebe ausmachen.

Sittliche Ordnung, erhabenſter unter allen Gednnken, die der Menſch faſſen und begreifen kann; nie empfinden wir unſre Würde inniger und froher, als wenn du uns mit feierlichem Ernſte vorſchwebſt! Wenn rings umher alles uns an die Schranken unſrer Kräfte, und die Hinfälligkeit unſers Lebens erinnert, wenn eine Menge von phyſiſchen Bedürfniſſen, Mängeln und Leiden uns den niedern Standpunkt fühlen läſst, welchen wir gegenwärtig im Univerſum einnehmen, und wir ſchon an dem Werthe unſers Daſeyns und unſern ſo geprieſenen Vorzügen vor den vernunftloſen Thieren zu verzweifeln anfangen; dann bedarf es nur einer kraftvollen Erhebung der Seele zu dir, um Muth und Zuverſicht zu gewinnen; wir vergeſſen die Bande, die uns drücken, und der freye Geiſt fühlt ſich Bürger einer höhern Welt. —

Die Natur zieht unſre tiefe Bewundrung auf ſich, wenn wir ſie in ihrer kunſtvollen Einrichtung betrachten, aber was iſt alle ihre Schönheit und Vollkommenheit gegen die groſse Idee der ſittlichen Ordnung, die dem Herzen jedes Menſchen eingeprägt iſt; eine Idee, welche die volle Befriedigung aller Forderungen ausdrückt, welche die Vernunft an eine Welt macht, und die durch den höchſten Schwung der feurigſten Einbildungskraft nicht übertroffen werden kann.

Man hat die menſchliche Natur *die Welt im Kleinen* (μικροκοσμος) genannt; vielleicht kannten die Erfinder dieſer Benennung ſelbſt den ganzen Umfang der Wahrheit nicht, die darinn liegt.

Unſer Geiſt enthält nicht blos die allgemeinen Prinzipien aller Vorſtellung der wirklichen Dinge in ihrem nothwendigen Zuſammenhange, ſondern auch den idealiſchen Plan einer vollkommenen Welt, nicht blos den Riſs zu der Welt, wie ſie iſt, ſondern auch den Riſs zu der Welt, wie ſie ſeyn ſoll, oder der beſten möglichen Welt. So wie er alſo alles, was rings um uns geſchieht, aus natürlichen Urſachen erklärt, und die Verkettung der Begebenheiten begreiflich macht, ſo hält er zugleich auch alles an die idealiſche Vorſtellung einer vollkommnen guten Welt, und beurtheilt das, was iſt und geſchieht, nach den Prinzipien der ſittlichen Ordnung. Und wenn er auch gleich nicht fähig iſt, dem unveränderlichen Laufe der Natur Einhalt zu thun, ſo entſcheidet er dennoch mit einer Feſtigkeit, die durch keinen Zweifel erſchüttert werden kann, die Natur *ſolle* ſchlechterdings ihren Mechaniſm *nicht* zum höchſten Geſetze machen, ſondern in allen ihren Wirkungen auf das Ideal der vollkommenen Welt hinarbeiten.

Wenn er denkt, daſs die ſittlichen Weſen, wie es ſcheint, mit ihrem Tode vernichtet werden, ſo ſpricht er aus, dieſs *ſoll-*

te nicht ſeyn, ſie ſollten ewig dauern, ins Unendliche fort ihr Verdienſt, und ihre Seeligkeit erhöhen; wenn er ſieht, daſs die Natur mit den Schickſalen der ſittlichen Weſen, wie mit lebloſen Pflanzen und Steinen ihr Spiel treibt, daſs ſie durch die ungleiche und geſetzloſe Vertheilung ihrer Gaben und Güter Millionen Menſchen das Daſeyn zu einer drückenden Laſt macht, während ſie andern alle Wege zum Genuſſe öffnet, ja daſs in ihrem Reiche die vernunftloſen Thiere von vielen Seiten glücklicher ſind, als wir; ſo empört ihn dieſe Miſshandlung der edelſten Gattung; die Natur, fordert er, ſollte den Menſchen auszeichnen, unter allen Weſen ſollte er ihr Liebling, und jedem ſollte ein gleiches Maaſs von ſichern Mitteln der Glückſeligkeit zugemeſſen ſeyn. Wenn er die Rechte der Menſchen gekränkt, und die

Freyheit von zahlloſen Tauſenden ſeiner Brüder unterdrückt findet, wenn er bemerkt, daſs der Menſch unter dem Einfluſſe der Natur weit leichter zum Laſter fortgeriſſen, als zur Tugend aufgemuntert wird, ſo erklärt er dieſes für widerſinnig, Heilighaltung der Rechte und Begünſtigung der Tugend für nothwendig; nimmt er endlich wahr, daſs Glück und Elend ohne alle Hinſicht auf moraliſches Wohl vertheilt ſind, ſo ſteigt ſein Unmuth und ſeine Miſsbilligung auf den höchſten Grad, die ganze Natur ſcheint ihm zum Spotte der Vernunft da zu ſeyn, und die heiligſten Wahrheiten derſelben für Lügen zu erklären.

Aber dieſs kann nicht ſeyn, ſo gewiſs im Reiche der Natur gegenwärtig dieſe vernunftwidrige Unordnung herrſcht, ſo gewiſs iſt die ſittliche Ordnung wahr, ewig wahr; ich kann an ihrer Gewiſsheit eben ſo wenig zweifeln, als an dem Daſeyn der Erſcheinungen der wirklichen Welt, die mich umgeben; je mehr ich mich in mich verſenke, um ſo unwiderſtehlicher bemächtigt ſich meiner die Ueberzeugung, daſs ſie nie aufgehoben, nie verändert werden kann. In einem Augenblicke verlöſche ich die Vorſtellung aller gegenwärtigen Ereigniſſe um mich her, tilge die ganze Weltgeſchichte in meinem Gedächtniſſe, ich ſehe keine Nothwendigkeit, warum Alles ſo erfolgen muſste, wie es geſchah; aber die ſittliche Ordnung kann ich nimmermehr weg, nimmermehr anders denken, als ſie iſt. Während das wandelbare tyranniſche Glück unter ihr ſeine wogenden Fluthen treibt, ſchwebt ſie, wie eine Sonne, über dieſer niedern Sphäre, und ſpiegelt ſich mit immer gleicher Majeſtät in den ſpielenden Wellen. Meine Phantaſie überfliegt die Gegenwart, und ſchwärmt unter Bildern der Zukunft, ſie wechſelt unter tauſend Formen der Schickſale der Welt und der Menſchheit, die ſie nach ihren Belieben dichten kann; an die ſittliche Ordnung darf ſie ſich nicht wagen, ſie bleibt alle Aeonen durch dieſelbe, und wenn auch tiefe Finſterniſs das gränzenloſe Gebieth der Ewigkeit verbirgt, ſo ſtrahlt uns dennoch aus ſeinem Innern mit flammender Schrift entgegen: *ſittliche Ordnung.* Sollte je im allgemeinen Aufruhr der Elemente dieſe Welt zuſammenſtürzen, ſo wird die Wahrheit dieſer Ordnung ihre Vernichtung überleben, und der neuen Welt, die vielleicht aus den Trümmern der vorigen hervorgeht, ewige Geſetze geben. So wie ſie nie einen Anfang hatte, kann ſie auch nie untergehn. —

Aber, warum iſt ſie bloſe Idee, warum eine Geſetzgeberin, deren ſtrengen und unveränderlichen Gebothen kein Gehorſam entſpricht, warum iſt die Natur taub gegen ihre Stimme, und entheiligt das Heiligſte, ehe ſie ihren blinden Lauf verlieſse? —

Daſs ich Allmacht beſäſse, um die Kräfte dieſer widerſtrebenden Natur nach jenem erhabnen Ideale zu lenken! Daſs es nur eines Winks meiner Gewalt bedürfte, um ihre ſchweifenden Wirkungen zu ordnen, und eine Harmonie im Univerſum zu ſtiften, die keinen gerechten Wunſch unbefriedigt lieſse. Alles müſste dann den Geſetzen der Vernunft huldigen, und der Mechaniſm der Natur durchaus gehorſam der ſittlichen Ordnung wirken, der Menſch, das oberſte unter allen erkennbaren Weſen, würde ſich eine ewige Zukunft geöffnet ſehn, raſtlos würde er hinſtreben, nach unbegrenzter Veredlung und Erhöhung ſeines Verdienſtes; ſein Werth würde ſich in ſeinen Gefühlen wiederſpiegeln, ſein Wohl der treue Zeuge ſeiner Güte, und ſeine Leiden nur Begleiter ſeiner unſittlichen Handlungen ſeyn, die unſittlichen Handlungen ſelbſt würden ihn zu höhern Stufen der Tugend, ſeine Leiden zur Glückſeligkeit hinführen, ſeine Vervollkommung und Beſeligung würde in grenzenloſer Annäherung ſich in die Unendlichkeit verlieren.

Nichtige Schwärmereyen! Dieſe Weſen, die die Natur ausmachen, ſind nicht durch mich da, ich bin nicht Schöpfer. Zwar iſt in mir ein Geſetz der Heiligkeit, auf welches mein Wille gerichtet iſt, aber dieſer Wille kann mit ſeiner Freyheit nicht über ſeinen Entſchluſs hinausreichen; alles, wodurch ich auſser ihm zu wirken vermag, iſt ſelbſt Natur, und ſeiner Gewalt nicht unterworfen. Nur ein Schöpfer, ein Weſen, von dem alles ſein Daſeyn erhält, kann Herr und Regierer der Natur ſeyn. Und ſeine Schöpferkraft würde dazu noch nicht hinreichen, es müſste in unbeſchränkter Erkenntniſs alles umfaſſen, für ſeine Zwecke nur die vollkommenſten Mittel wählen können; nichts müſste ſeine Dauer, ſeine Wirkſamkeit, ſeine Freyheit beſchränken, es müſste ein Weſen ſeyn, wie im Kreiſe der endlichen keines iſt, keines ſeyn kann. —

Wäre denn alſo die erhabenſte aller Ideen ein Traum, die ſittliche Ordnung ein Hirngeſpinſt, welches ein blinder Zufall in unſre Seelen verwebt hätte? — Ich verſuch' es zu denken, aber ein allgemeiner Aufſtand aller edlern Kräfte in meinem Innern macht es unmöglich. — *Es iſt Ordnung im Weltall, denn es iſt Ordnung in meinem Herzen.* — Alle Pflicht der Menſchheit bezieht ſich auf ſittliche Ordnung; ſittliche Ordnung leugnen, heiſst, ſeine Pflicht leugnen; ſeine Pflicht leugnen, heiſst ſein Daſeyn für Nichtſeyn erklären.

Aber, wie winden wir uns aus den Irrgängen dieſes Labyrinths? Wie retten wir uns vor der Verzweiflung an uns ſelbſt? — Die Natur ſchweigt, und die ſittliche Vernunft ſpricht nur in *Geſetzen.* Und doch gilt es Alles oder Nichts. — —

Hat die gemeine Vernunft (S. 69) den Menſchen ſo weit geführt, ſo iſt Stillſtand für ihn unmöglich. Es iſt ein Punkt, auf welchem er ſich nicht halten kann; er muſs entweder mit ſich ſelbſt uneins zum Unglauben herabſinken, oder ſich mit dem Schwunge eines kraftvollen Glaubens zur Religion erheben *).

---

*) An dieſe Abhandlung ſchlieſst ſich im künftigen Jahrgange die ſpekulative Theorie der ſittlichen Ordnung nach ihrem Zuſammenhange mit der Religion an; eine Theorie, durch welche das hier dargeſtellte Räſonnement der gemeinen Menſchenvernunft nach ſeiner vollkommen gegründeten Wahrheit und mit der möglichſten Vollſtändigkeit, Deutlichkeit und Präciſion behandelt wird.

Ideen
über
die Behandlung
der moraliſchen Gotteslehre
der
kritiſchen Philoſophie
in Werken der geiſtlichen Redekunſt.

Unter mehrern ungerechten Beſchwerden, welche die Gegner der kritiſchen Philoſophie über die Folgen ihrer Verbreitung führen, zeichnet ſich beſonders die Klage über den nachtheiligen Einfluſs aus, den ihre Religionslehre haben ſoll, wenn ſie dem Volke im Gewande der geiſtlichen Beredtſamkeit vorgetragen wird. Ueberzeugt, daſs dieſer Tadel nicht die Lehre ſelbſt, ſondern Perſonen betrift, welche in redneriſchen Werken eine zweckwidrige und wirkungsloſe Anwendung von ihr gemacht haben, theile ich einige Ideen über die Behandlung der moraliſchen Gotteslehre der kritiſchen Philoſophie in Werken der geiſtlichen Redekunſt mit; Ideen, von denen ich zugleich erwarte, daſs ſie für die Leſer der folgenden Reden, die ſämmtlich von mir verfaſst ſind, den Geſichtspunkt einer richtigen und unpartheyiſchen Beurtheilung beſtimmen. Ich bin mir ſelbſt dieſes um ſo mehr ſchuldig, da ich mich in einigen derſelben an Stoffe gewagt habe, deren Bearbeitung vielleicht gröſsere Talente, als die meinigen, erforderte.

Der Begrif der wahren *Beredſamkeit* läſst ſich ſehr einfach entwickeln, wenn man ihren Unterſchied einerſeits von *der gemeinen Proſa*, andrerſeits von der *Dichtkunſt* mit gehöriger Schärfe faſst. Durch den

Ausdruck *der gemeinen Proſa* beabſichtigen wir blos eine beſtimmte, deutliche und richtige Darſtellung der Gegenſtände, ohne den Zweck zu haben, zugleich auf Begehrungsvermögen, Gefühl und Geſchmack zu wirken. Bey dem Dichterwerke iſt gerade dieſe Wirkung der Hauptzweck, dem die Deutlichkeit der Erkenntniſs nachgeſetzt wird. Zwiſchen beyden Arten des Wortausdruckes ſteht der redneriſche Styl gleichſam in der Mitte; *Beredtſamkeit* iſt die Fertigkeit, ein Ganzes von Vorſtellungen dem Erkenntniſsvermögen durch Sprache ſo mitzutheilen, daſs man zu gleicher Zeit auf Begehrungsvermögen, Gefühlvermögen und Geſchmack eine der Deutlichkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen nicht nachtheilige, zweckmäſige und harmoniſche Wirkung hervorbringe; eine in dieſen Hinſichten vollendete Darſtellung eines Ganzen von Vorſtellungen iſt ein *redneriſches* Werk im weiten Sinne des Wortes. Der Charakter der eigentlichen *Rede* wird durch die Einheit und Verhältniſsmäſsigkeit des Stoffes, die Rundung der Behandlung, und die Beabſichtigung augenblicklicher Wirkung auf Geiſt und Herz durch ſchöne äuſsere Darſtellung in Deklamation und körperlichen Bewegungen beſtimmt. Iſt die Erregung des Gefühls des Feierlichen das Reſultat der ganzen Behandlung und Form, ſo nennt man das Werk eine *feierliche Rede.*

Unter den feierlichen Reden nehmen unſtreitig die geiſtlichen den erſten Rang ein, indem die wahrhaft geiſtlichen Stoffe das Gefühl des Feierlichen im höchſten Grade zu erregen fähig ſind. Ein geiſtlicher Stoff iſt ein Inbegriff von Vernunftwahrheiten, deren Gewiſsheit allein die Selbſteinigkeit des Menſchen über ſeine ſittliche Natur und Beſtimmung vermittelt. Das Daſeyn Gottes und die ewige Fortdauer der ſittlichen Weſen ſind die Hauptdogmen aller Religion; ſie und diejenigen Säzze, welche als Gründe oder Folgen zunächſt mit ihnen zuſammenhängen, ſind *geiſtliche* Stoffe, im vorzüglichen Sinne. Wer durch Naturanlage und Studium die Fertigkeit beſitzt, ſolche Stoffe vollkommen und augenblicklich einleuchtend für den Verſtand, eindringend und rührend für Begehrungsvermögen, Gefühl und Geſchmack darzuſtellen, beſitzt *geiſtliche Beredtſamkeit*, deren Zweck in allen ihren Werken der höchſte Grad einer feierlichen Andacht iſt.

Nach dieſen kurzen Vorbemerkungen will ich darthun, daſs der Redner von der zweckmäſsigen, rührenden und ſchönen Anwendung der moraliſchen Prinzipien aller Religion eine weit gröſsere und ſichrere Wirkung erwarten könne, als von jeder andern Grundlegung derſelben.

Spekulative Beweiſe für das Daſeyn Gottes können nur Verbindungen reiner Begriffe der theoretiſchen Vernunft ſeyn, erfordern an und für ſich die höchſte Anſtrengung und Fertigkeit für Abſtrakzion, und werden durchgängig in dem Maaſse verdunkelt, in welchem man beſtrebt iſt, ſie lebendig darzuſtellen. Werden ſie auch noch ſo geiſtvoll verſinnlicht, ſo koſtet es dennoch eine zu lange und geſpannte Aufmerkſamkeit, um ihre Verbindung zu faſſen, als daſs nicht die äſthetiſche Wirkung gröſstentheils verlohren gehen ſollte.

Was ſie aber vorzüglich in Beziehung auf redneriſchen Gebrauch herabſetzt, iſt ihre gänzliche Unfähigkeit, ein warmes Intereſſe des Herzens zu erregen.

Die belebteſte Darſtellung der Beweiſe für das Daſeyn Gottes aus den Begriffen eines allervollkommenſten und nothwendigen Weſens erregt nichts weiter, als ein grenzenloſes Staunen über das Unbegreifliche, und jenen mit einer Art von Schwindel begleiteten Reiz des Bewuſstſeyns, bis an die äuſserſte Grenze alles Wiſſens gedrungen zu ſeyn.

Beynahe möchte ich ſagen, es ſey für die Wirkung einer Rede nicht ohne alle

Gefahr, dieſen Zuſtand zu ſtark zu erregen, und zu lange zu unterhalten, indem er bey Menſchen, welche das ganze Syſtem der menſchlichen Erkenntniſſe nicht kritiſch erwogen haben, und überſehen können, weit eher in ſkeptiſche Verzweiflung übergeht, als Ueberzeugung vermittelt.

Sehr wahr ſagt Kant, Kritik d. r. V. S. 641. N. A. „Die unbedingte Nothwendigkeit, deren wir als des letzten Trägers „aller Dinge, ſo unentbehrlich bedürfen, iſt „der wahre Abgrund für die menſchliche „Vernunft. Selbſt die Ewigkeit, ſo ſchauderhaft erhaben ſie auch ein Haller *)

---

*) *Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,*
Wogegen Zeit und Schall und Wind
Und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
Ermüden über dir und finden keine Schranken,

„ſchildern mag, macht lange den ſchwindelnden Eindruck nicht auf das Gemüth; denn ſie miſst nur die Dauer der Dinge, „aber ſie trägt ſie nicht. Man kann ſich „des Gedankens nicht erwehren, *man „kann ihn aber auch nicht ertragen*, daſs ein „Weſen, welches wir uns auch als das „höchſte unter allen möglichen vorſtellen, „gleichſam zu ſich ſelbſt ſage: ich bin von „Ewigkeit zu Ewigkeit, auſser mir iſt „nichts, als was blos durch meinen Willen etwas iſt, aber, woher bin ich denn? „Hier ſinkt alles unter uns, und die gröſste „Vollkommenheit, wie die kleinſte, ſchwebt „ohne Haltung vor der ſpekulativen Vernunft, der es nichts koſtet, die eine ſo „wie die andre ohne die mindeſte Hinderniſs verſchwinden zu laſſen.“

Wenn man den phyſikotheologiſchen Beweiſs in redneriſche Darſtellung einkleidet, ſo kommt es erſtlich darauf an, die Glückſeligkeit als Zweck der Natur höchſt intereſſant und reizend vorzuſtellen, dann darauf, eine reiche und lebendige Schilderung der Naturanſtalten zu geben, welche von einer weiſen Beabſichtigung der Glückſeligkeit der Lebendigen zeugen, mit beſonderer und herrſchender Beziehung auf das edelſte Geſchöpf der erkennbaren Welt, den Menſchen.

Die Phantaſie findet ſich hier ein ungeheures Feld eröfnet, in welchem ſich unerſchöpflicher Stoff zu groſsen und rührenden Gemählden findet. Allein, wenn auch ein Rednergeiſt das ſchönſte Ganze aus den Scenen von Gröſse, Macht und Güte, bildet, die ſich in der Natur darbiethen, ſo macht es dennoch, wenn mich nicht alles trügt, nie eine tiefe und bleibende Wirkung, immer nur eine angenehm bezaubernde, aber flüchtige Rührung, eine Art von Rauſch, welcher mit dem Eindrucke des Vortrags wieder verfliegt.

Zwar iſt der Zweck der Glückſeligkeit für den Menſchen nicht gleichgültig; allein, er hat keine Erhabenheit, und läſst uns die Würde unſrer Natur nicht empfinden. In jeder Seele liegt ein Gefühl dieſer Würde, und ein Prinzip der Achtung vor der Menſchheit. Möge der Redner eine noch ſo ſchmelzende Schilderung der Glückſeligkeit, als der Beſtimmung des Menſchen, geben, er wird dadurch die innere Stimme ſeines Bewuſstſeyns nicht übertäuben, jene Stimme, welche unabweiſslich verkündigt, daſs jener Zweck zu niedrig iſt, um für das Ziel alles Verlangens und Strebens des Menſchen zu gelten. Im Innern deſſelben regt ſich eine Unzufriedenheit gegen den Redner, als einen Sophiſten, der unſre erhabene Natur herabwürdigt, und uns mit den Thieren auf gleichen Rang zurückſetzt; weit entfernt, uns ihm unbedingt hinzugeben, und uns von der Macht ſeines Talents und ſeiner Kunſt leiten zu laſſen, ziehen wir uns vielmehr zurück, indem wir von ihm überliſtet zu werden fürchten. *)

---

*) *Dieſs erfolgt nun ſo unausbleiblicher, da der Redner allezeit das Vorurtheil gegen ſich hat, als wolle er uns überreden, und meyne es im Grunde nicht redlich mit ſeinen Zuhörern; ein Vorurtheil, welches auch bey den religiöſen Reden nicht wegfällt, obwohl es hier nicht ſo nachtheilig wirkt, als bey den politiſchen.*

Wahr iſt es, die zahlloſen Auftritte groſser Anſtalten und Wirkungen der Natur für die Glückſeligkeit der Lebenden, durch das Genie des Redners in überraſchende Gruppen zuſammengeſtellt, erregen, beſonders, wenn ſie durch eine ſchöne äuſsere Darſtellung unterſtützt werden, ein Gefühl von Bewunderung und Liebe gegen den Urheber des Univerſums; aber es iſt kein reines, unvermiſchtes und feſtes Gefühl. Der ſchönſte äſthetiſche Schmuck, in welchen das Genie des Redners ſeine Ideen kleidet, kann das Unzulängliche der Gründe für das Daſeyn Gottes aus der bloſsen Naturbetrachtung nicht verbergen. Während der Redner ſeine ganze Kraft aufbiethet, um ſich der Herzen zu bemächtigen, während er gefliſſentlich aus ſeiner Schilderung jede Hinſicht auf die zahlloſen Anſtalten für Untergang und Zerſtöhrung von Glückſeligkeit entfernt, die in der Natur vorliegen, kann er denn doch die Phantaſien ſeiner Zuhörer nicht ſo ganz der wirklichen Welt entrücken, ihre Erinnerung an tauſend ſchauderhafte Erfahrungen und Beobachtungen nicht ſo ganz unterdrücken, daſs ſie nicht in dem Augenblicke ſich das ſchwarze Gegenſtück zu ſeinem Gemählde bilden ſollten. Wenn nun immer auch der Eindruck von dieſem überwiegend iſt, ſo bleibt er doch höchſt zweydeutig, und die Seelen ſind in einem ſolchen Zuſtande keiner heiſſen und ungetheilten Andacht fähig.

Es würde mir nicht ſchwer fallen, aus den ſchönſten Werken deutſcher Kanzelredner, vielleicht ſelbſt aus den Meiſterſtücken des unvergeſslichen Zollikofer Beyſpiele aufzufinden, welche meine Bemerkungen über dieſen Gegenſtand vollkommen beſtätigen. Ich überlaſſe dieſes aber der Bemühung meiner Leſer ſelbſt *).

Wenn man diejenigen Wirkungen, welche die Religionsgründe der reinen Metaphyſik der theoretiſchen Vernunft und der Phyſikotheologie, in redneriſchen Werken angewendet, auf das Gemüth des Menſchen hervorbringen, mit dem Einfluſſe vergleicht, welchen die moraliſchen Gründe, bey gleicher Behandlung, haben; ſo bemerkt man

---

*) *Es iſt mit den religiöſen Gedichten in dieſem Geiſte derſelbe Fall, nur daſs der Dichter die Kraft zu täuſchen mehr in ſeiner Gewalt hat, als der Redner, und die Herzen, die ſich ihm ganz hingeben, ſicherer einnehmen kann, als dieſer.*

ſogleich, daſs dieſe allein den Redner ſeinen Zweck vollkommen und ſicher erreichen laſſen.

Um dieſe Gründe zu faſſen, bedarf man eben ſo wenig der angeſtrengten Erhebung zu abſtrakten Sätzen und Beweiſen der Metaphyſik, als der Vergegenwärtigung ausgebreiteter Naturkenntniſſe, bedarf man nur einer ſtarken Belebung des eignen moraliſchen Bewuſstſeyns, welche jeder Menſch ohne alle Anweiſung bewirken kann. Die Verbindung der einzelnen Theile dieſer Gründe iſt ſelbſt der *gemeinen* Faſſungskraft weit angemeſſener, als es bey jedem andern Beweiſe der Fall iſt. Dieſs bedarf, nach der im vorhergegangenen Abſchnitte gelieferten Entwickelung, keines weitern Kommentars.

Der religiöſe Redner wirkt am zuverläſsigſten auf die Gemüther, wenn er von Gründen ausgeht, die, ohne alle Zweydeutigkeit und ohne alles Dunkel, ihm mit allen ſeinen Mitmenſchen gemein ſind, und die unausbleiblich in ihnen erwachen, wenn er nur die Kunſt verſteht, das Bewuſstſeyn zu treffen, und diejenigen Saiten zu berühren, die daſſelbe in volles Spiel ſetzen. Solche ſind nur die moraliſchen Prinzipien der Religion. Sie erregen zugleich das höchſte Intereſſe, deſſen der Menſch fähig iſt, und während der Redner ſich ihrer bedient, unterſtützt dieſes die Macht ſeiner Talente bey jedem Schritte, den er thut, und läſst ihn ohne irgend einen Kunſtgrif zu ſeinem Ziele gelangen.

Freyheit, Vernunft, Moralgeſetz, höchſtes Gut ſind Begriffe, die ſich auf Thatſachen im menſchlichen Bewuſstſeyn ſelbſt gründen, und die bey gehöriger Veranlaſſung jeder aus ſich ſelbſt entwickeln kann. Freylich ſtellen ſich in den Seelen vieler Menſchen der lautern Entwickelung dieſer Begriffe Hinderniſſe in den Weg; allein, dieſe Hinderniſſe ſchaden der Wahrheit nichts; ſie ſind nicht in der menſchlichen Natur ſo gegründet, daſs ſie nicht durch die gehörigen Mittel überwunden werden könnten. Und der Redner kann ſeine Wirkung erreichen, wenn jene Begriffe auch gerade nicht vollkommen deutlich gedacht werden. Ueberhaupt glaube man nicht, daſs die ſittlichen Gründe der Religion in demjenigen nicht wirken, der ſie nicht ausdrücklich und beſtimmt mittheilen kann; ihr Einfluſs hängt von dieſer Fähigkeit ſo wenig ab, daſs ſogar in Vielen, die die vollkommenſten Theorien derſelben beſitzen, nichts deſtoweniger ihre lebendige Wirkſamkeit fehlt; eine Erſcheinung, die ich in der dem erſten Jahrgange dieſes Taſchenbuchs eingerückten Abhandlung über den Glauben hinlänglich erklärt zu haben meyne. Man dringe nur, um dieſe Erklärung von aller Spizfindigkeit und allem Einfluſſe der Partheyſucht frey zu ſprechen, etwas tiefer in die Urtheile der gemeinen Menſchenvernunft über ſittliche Verhältniſſe, und die in der Welt der ſittlichen Weſen nothwendig anzunehmende Ordnung. Der ganze Geiſt dieſer Urtheile kündigt es an, daſs in allen Menſchen dieſelben Gründe und Begriffe der Sittlichkeit liegen, welche Kant als die einzig wahren, in ſeiner Kritik der praktiſchen Vernunft und andern Schriften aufgeſtellt hat. Hängen nun dieſe mit der reinen Religion auf das innigſte zuſammen, ſo kann man nicht bezweifeln, daſs Glaubenslehren, hergeleitet von ihnen, und dargeſtellt im Gewande der Redekunſt, den leichteſten Eingang bey dem Menſchen finden.

Das wahrhaft *Geiſtliche* zieht das Intereſſe des Menſchen unwiderſtehlich an ſich; denn durch die Vorſtellung von ihnen wird der ſittliche Trieb deſſelben befriedigt, welcher das belebende Prinzip (den Geiſt) ſeines Selbſt ausmacht. Nämlich der ganze Unterſchied des *Geiſtlichen* und *Weltlichen* beruht auf der Ableitung der Religionslehren von *moraliſchen* Gründen. Werden die Religionslehren aus den entgegengeſetzten Gründen, d. h. aus Bedürfniſſen, die vom Triebe nach Glückſeligkeit herrühren, entwickelt, ſo fällt jener Unterſchied ganz weg, die Religionslehren werden, wenn ich ſo ſagen darf, *verweltlicht*, und hören eben dadurch auf zu ſeyn, was ſie ſeyn ſollen.

Das wahrhaft *Geiſtliche* beſitzt auch durchaus wahre Erhabenheit, da im Gegentheile die *verweltlichten* Religionslehren ihrer ganz ermangeln, und nur durch einen blendenden Anſchein von Gröſse imponiren.

Der Begrif des *Menſchen* iſt nur inſofern ein *geiſtlicher* Begrif, als man ihn unter der Geſetzgebung der moraliſchen Vernunft, als Glied der moraliſchen Ordnung, und nach dem ganzen Umfange ſeiner unter der Regierung einer heiligen und allmächtigen Gottheit zu erreichenden moraliſchen Beſtimmung denkt.

Wenn man den Menſchen blos als ein Naturweſen betrachtet, gebildet für den Trieb der Glückſeligkeit, ſo ermangelt dieſe Vorſtellung aller Erhabenheit. Möge man ihm übrigens den Zweck der theoretiſchen Vernunft, Erweiterung und Vollendung der Erkenntniſſe im höchſten Grade zueignen, ſo wird ſein Weſen zwar Erſtaunen, aber nicht jene Achtung und Bewunderung erregen, welche das wahrhaft Erhabene bewirkt. Und es wird dann auch nicht einmahl das ganze Weſen des Menſchen angegeben, welches, wenn man es vollſtändig entwickelt, die von der moraliſchen Vernunft abhängige Nothwendigkeit, zum Glauben an Gott und Unſterblichkeit überzugehen, in ſich befaſst, ſo, daſs der richtige Begrif der Menſchheit kein andrer, als ein *geiſtlicher* ſeyn kann.

Der Begrif *der Welt* iſt nur in ſofern ein *geiſtlicher* Begrif, als man ſie auf den moraliſchen Endzweck der ſittlichen Weſen bezieht, und ſie als durch die Gottheit ſo eingerichtet anerkennt, daſs jener Endzweck in der Unendlichkeit vollkommen erreicht werde. Nur ſo gefaſst hat dieſe Vorſtellung Erhabenheit, da ſie auſserdem entweder gleichgültig iſt, oder doch nur wegen ihrer Gröſse ein vorübergehendes Staunen erregt. Der reine koſmologiſche Weltbegriff der theoretiſchen Vernunft läſst uns, er möge eingekleidet werden, wie man wolle, ganz kalt. Der phyſikotheologiſche Begriff, der uns die Welt als einen Schauplatz der Glückſeligkeit darſtellt, erwärmt gewiſſermaſsen durch ſeinen Reiz für die Sinnlichkeit, und die ſympathetiſchen Gefühle, die er erregt; aber ein groſses und dauerndes

Intereſſe vermag er nicht zu unterhalten. Er erweckt dieſes, in wiefern er *geiſtlich* iſt, er muſs es aber ſeyn, weil die Vernunft die Welt ohne den Endzweck der ſittlichen Weſen, und die Erreichung von dieſem ohne Gott und Unſterblichkeit nicht denken kann.

Der Begriff der *Gottheit* ſelbſt iſt nur in ſofern ein *geiſtlicher* Begriff, als man ihr *die Heiligkeit* im richtigen Sinne des Wortes zueignet, und von ihrer Heiligkeit die unausbleibliche Durchführung des moraliſchen Endzweckes der Welt erwartet. Und nur nach dieſer Beſtimmung iſt er *erhaben*, da er ohne dieſelbe, man möge ihn nun faſſen, wie man wolle, zwar blendet und niederſchlägt, aber das Gemüth nicht zu immer ſteigender Bewunderung und Verehrung feſſelt. Dieſs gilt eben ſo gewiſs von dem Begriffe der reinen Metaphyſik der theoretiſchen Vernunft, als von derjenigen Vorſtellung Gottes, wo man mit Aufhebung oder Entſtellung des Begriffes der Heiligkeit, ihm als höchſten Endzweck, Glückſeligkeit der Lebenden und das Vermögen der beſten Mittel für dieſelbe zueignet.

Der Begriff *der Zukunft in ihrer Unendlichkeit* iſt, wie die vorigen, nur inſofern *geiſtlich*, als er auf die Beſtimmung der ſittlichen Weſen zu grenzenloſer Annäherung an das Ideal des höchſten Gutes bezogen wird, und auch nur inſofern iſt er erhaben, während er, wenn jene Hinſicht weggeſchnitten würde, dieſes Charakters nicht fähig ſeyn könnte.

Das bisher geſagte gilt von allen religiöſen Begriffen, die mit jenen zuſammenhängen. Wenn die Religionswahrheiten, unterſtützt von den ächten moraliſchen Gründen derſelben, in einer Seele herrſchend werden, wird alles *Weltliche* ihnen untergeordnet, und die Erhabenheit des *Geiſtlichen* verbreitet ſich über das ganze Syſtem von Vorſtellungen im Gemüthe des Menſchen. Jeder Naturtrieb, jedes Mittel ſeiner Befriedigung tritt in Beziehung auf Sittlichkeit und Beſtimmung und eben dadurch auch auf Gottheit, Zukunft und Unſterblichkeit. Kein Wunder, daſs es unter den wichtigern Kräften und Verhältniſſen des lebenden Menſchen keines giebt, welches nicht Stoff einer geiſtlichen Rede ſeyn könnte. Eben darinn beſteht, *in Hinſicht der Erfindung*, das vorzüglichſte Eigenthümliche des Genies des geiſtlichen Redners, daſs er eine Fertigkeit beſitzt, jeden Gegenſtand, der den Menſchen näher betrift, in einem für Geiſt und Herz fruchtbaren und intereſſanten Zuſammenhange mit den Religionswahrheiten zu denken. Ich bemerke nur noch, daſs es ſehr thöricht iſt, wenn man es einem geiſtlichen Redner zum Vorwurf macht, daſs in jedem ſeiner Werke immer dieſelben Ideen und Hinſichten gewiſſermaſsen wiederkehren, daſs er bey Behandlung jedes Themas den Uebergang zu den Wahrheiten von Gott, Zukunft und Unſterblichkeit macht. Man muſs, um dieſs zu tadeln, gar nicht wiſſen, was ein *geiſtlicher* Stoff iſt, nicht wiſſen, in welchem innigen Zuſammenhange die Wahrheiten der Religion unter einander ſtehen, und daſs, ſobald der Geiſt der Religion in einer Seele bernatur, wenn wir das Weltall ſelbſt, die Gottheit und die Zukunft in ihrer Unendlichkeit denken.

Jeder wahrhaft *geiſtliche* Stoff wirkt aber auch zugleich auf unſer Begehrungsvermögen und Kraftgefühl. Die Idee des unermeſslichen Weltalls, die Idee der Gottheit, und der Ewigkeit haben unaufhaltſam einen ſolchen Einfluſs, wechſelſeitig ſchlagen ſie uns nieder, und erheben uns. Die Idee der Gottheit hat in dieſer Hinſicht die ſtärkſte Wirkung, wir mögen uns nun vorzüglich ihre Heiligkeit oder ihre Macht vorſtellen.

Kein Werk der Redekunſt befriedigt den Menſchen mehr, als ein ſolches, welches ihm wahre Erhabenheit in vollendet ſchöner Form darſtellt. Es ſind aber auch keine Stoffe einer ſo wirkſam ſchönen redneriſchen Einkleidung fähig, als die erhabenen. Das höchſte alſo, was der geiſtliche Redner erſtreben kann, iſt *die Darſtellung geiſtlicher Stoffe, nach ihrer Erhabenheit in ſchöner Form der Beredtſamkeit.*

Kein Theil der Theorie der Redekunſt iſt für den geiſtlichen Redner wichtiger, als derjenige, welcher von den Mitteln der Bezeichnung des Erhabenen handelt, und der geiſtliche Redner nach Grundſätzen der kritiſchen Philoſophie muſs ſich jenen Theil um ſo mehr angelegen ſeyn laſſen, da dieſes Syſtem zuerſt und allein die Vernunftreligion in ihrer Reinheit und Hoheit dargeſtellt hat. Unfehlbar wird er im Studium des Styles des Erhabenen um ſo glücklicher ſeyn, wenn er vorher in Kants geiſtvolle Theorie des Erhabenen tief genug eingedrungen iſt. (Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft, II. Abſchn.)

II) Unerachtet die wahrhaft *geiſtlichen* Stoſſe in jeder Hinſicht erhaben ſind, ſo feſſeln ſie doch vorzüglich durch ihre ſittliche Erhabenheit, und der geiſtliche Redner muſs immer beſtrebt ſeyn, ſie beſonders von dieſer Seite mit eindringender Kraft darzuſtellen.

Das ſittlich Erhabene der religiöſen Stoffe erfordert bald den einfachen Styl, bald die blühende Sprache der Phantaſie, und bey feſter Vorſtellung ſeines Zweckes und einem richtigen Gefühle wird der Redner ſelbſt entſcheiden, in welchen Fällen er ſich der einen oder der andern von jenen Arten des Ausdrucks, in welchen beyder zugleich bedienen müſſe. Die wichtigſten Rückſichten für den Redner in Beziehung auf dieſe Erhabenheit werden immer die ſeyn: Bewirke durch die Kraft deiner Darſtellung in den Seelen deiner Hörer eine vollſtändige, reine und innige Vorſtellung des Ideals vollkommener ſittlicher Güte und des höchſten Gutes für die ſittlichen Weſen; errege ihr Intereſſe dafür auf das lebendigſte und ſtärkſte, erhebe das Bewuſstſeyn ihrer Freyheit zu dem höchſten Grade von Energie und Selbſtvertrauen, wecke in ihnen ein mächtiges Verlangen nach unendlicher moraliſcher Beſtimmung und Ewigkeit, führe dieſes Verlangen über zu dem Gedanken eines heiligen und allmächtigen Urweſens der Welt, ſtelle dieſes Weſen beſonders eindringend dar als die Quelle alles Guten, als die höchſte Gewalt über Glück und Elend, als den unbetrügbaren Erforſcher der Herzen, als Regierer und Richter der ſittlichen Weſen, faſſe den Menſchen, von welcher Seite du ihn auch betrachteſt, durchaus in Verbindung mit jenen groſsen Ideen, ſchildre ihm ihn ſelbſt mit allen jenen Beſtrebungen, allen Gefühlen von Furcht und Hofnung, Demuth und Erhebung, die die Vorſtellung jener Verhältniſſe bewirken muſs, ſchildre ihn ſo, daſs jeder Zug ihn an die Würde ſeiner Natur und die Hoheit ſeiner Beſtimmung erinnere, daſs er in fromme Begeiſterung die Feſſeln der Erde vergeſſe und ſich als Bürger einer höhern unſichtbaren Welt fühle.

Man würde mich misverſtehen, wenn man glaubte, ich fordre, der geiſtliche Redner ſolle in jedem ſeiner Werke die Hauptwahrheiten aller Moral und der darauf gegründeten Gotteslehre entwickeln. Dieſs iſt nicht meine Meynung; ich halte es aber für eine Bedingung des vollkommenen Ausdrucks der ſittlichen Erhabenheit eines geiſtlichen Stoffes, daſs der Redner denſelben in allen ſeinen Beziehungen auf die moraliſche Geſetzgebung und Ordnung faſſe, und auf dieſe Weiſe durch jedes ſeiner Werke ſeinen Zuhörern das ganze moraliſche Syſtem zu einer gedrängten und kraftvollen Ueberſicht vergegenwärtige. Es iſt dazu nicht nöthig, daſs er in alle weſentliche Lehren eingehe, wenn er nur ſo treffende und fruchtbare Andeutungen giebt, daſs in den Seelen derer, deren Aufmerkſamkeit ihm gewidmet iſt, das Bewuſstſeyn derſelben, wenn auch nicht durchaus deutlich und klar, erwache. Er ſpreche alſo über irgend eine Leidenſchaft, irgend eine Tugend, oder Laſter des Menſchen, ſo behandle er ſie ſo, daſs der Blick ſeiner Zuhörer ſich über das ganze ſittliche Syſtem erweitern müſſe, er lege dieſen gleichſam die ganze Karte der ſittlichen Welt vor, um das höchſte mögliche Intereſſe für ſeinen Gegenſtand zu erregen, und ſeine ſowohl auf Geiſt, als auf Herz berechnete Wirkung auf das vollkommenſte zu erreichen.

Wenn auch die im folgenden Abſchnitte befindlichen geiſtlichen Reden und Betrachtungen jener groſsen Forderung nur in einem geringen Grade Gnüge leiſten ſollten, ſo können ſie dennoch zu Beyſpielen dienen, welche über den wahren Sinn meiner Grundſätze keinen Zweifel übrig laſſen. *)

III) Daſs die moraliſchen Gründe der Religion des ſchönſten redneriſchen Gewandes fähig ſind, erhellet noch klarer, wenn man bedenkt, 1) daſs ſie die von der Naturbetrachtung hergenommenen Gründe keinesweges ausſchlieſsen, daſs vielmehr dieſe mit jenen nicht nur verknüpft werden können, ſondern auch verknüpft werden müſſen; 2) daſs die Vollkommenheit und Schönheit der Natur um ſo tiefer und angenehmer rührt, wenn man ſie mit einer auf moraliſchen Grün-

---

*) *Ich darf mich beſonders auf die Betrachtungen über den Neid und den Geitz berufen.*

den ruhenden religiöſen Ueberzeugung betrachtet; 3) daſs ſelbſt die ſcheinbaren Ausnahmen von den Geſetzen der Weisheit und Zweckmäſsigkeit bey einer ſolchen Ueberzeugung als übereinſtimmend mit dem Plane der Gottheit erſcheinen, und Stoffe zu erhabenen und angenehm rührenden Schilderungen darbiethen.

IV) Der Gegenſtand, auf welchen die moraliſche Gotteslehre den Glauben an das Daſeyn Gottes gründet, läſst ſich ſehr wohl in einer lebendigen und für Gefühl und Geſchmack auſserordentlich wirkſamen Form darſtellen. Soll indeſſen bey einer ſolchen Darſtellung die Wahrheit und Lauterkeit der Begriffe nicht leiden, ſo iſt die genaue

Beobachtung gewiſſer Rückſichten nöthig.

a) Die moraliſchen Begriffe laſſen ſich durch Zuſammenhaltung mit Naturbegriffen verſinnlichen.

α) Die wirkſamſte Art der Zuſammenhaltung moraliſcher Begriffe mit Naturbegriffen iſt diejenige, welche den Contraſt zwiſchen beyden darſtellt. Bey ihr iſt die Wichtigkeit und Reinheit der moraliſchen Begriffe völlig geſichert, und durch ſie wird gewiſs die gröſste und zweckmäſsigſte Lebhaftigkeit hervorgebracht. Auch iſt hier gar nicht zu fürchten, daſs der Contraſt ſich in Uebertreibung verliere, da man beſtimmte nothwendige Prinzipien für jene Begriffe hat.

b) Die moraliſchen Begriffe können auch dadurch lebhaft und äſthetiſch dargeſtellt werden, daſs man den Einfluſs derſelben in wirklichen Handlungen und deren Folgen ſchildert, ſo wie er ſich ſchon jetzt in dieſer zeitlichen Welt findet.

Dieſe Methode erfordert indeſſen die äuſſerſte Vorſicht, um nicht wenigſtens den Anſchein zu geben, als beſtimme man die Natur und den Werth des ſittlich Guten nach den Folgen.

c) Die Darſtellung der moraliſchen Begriffe kann endlich auch dadurch Lebhaftigkeit und äſthetiſche Kraft bekommen, daſs man diejenigen Gefühle ſchildert, welche mit Nothwendigkeit dadurch erzeugt werden.

Die *moraliſchen* Gefühle, d. h. diejenigen, deren Grund in der moraliſchen Vernunft und Freyheit enthalten iſt, laſſen ſich eintheilen in:

α) ſolche, welche gegründet ſind im Bewuſstſeyn des Beſitzes moraliſcher Vernunft und Freyheit, und denen damit nothwendig zuſammenhängenden Vorſtellungen. Dieſe zerfallen wieder in:

ℵ) Gefühle, beſtimmt durch das Bewuſstſeyn ſeiner Freyheit und Erhabenheit über die Natur, ſittliches Kraftgefühl, ſittliche Energie; Gefühle, beſtimmt durch das Bewuſstſeyn ſeiner Sündhaftigkeit und natürlichen Neigung zum Böſen, z. B. Furcht vor ſich ſelbſt.

ב) Gefühle, beſtimmt durch die Anerkennung ſeiner Verpflichtung nach dem Sittengeſetze, und der unbedingten Würde eines rein guten Willens, als: Freude an der Hoheit ſeiner Natur, Achtung, Ehrfurcht vor der Vernunft, Demuth gegen dieſelbe, Gefühle, beſtimmt durch Losſagung von aller Pflicht, durch Empörung gegen das Geſetz, moraliſcher Frevel, Uebermuth.

ג) Gefühle, beſtimmt durch die Vorſtellung des höchſten Gutes, als: Freude an der Erhabenheit ſeiner Beſtimmung, Entzückung über die Unendlichkeit ſeines für Erwerbung des höchſten Gutes beſtimmten Daſeyns

β) ſolche, welche gegründet ſind im Bewuſstſeyn, dem Moralgeſetze gemäſs, oder zuwider gehandelt zu haben, als: Selbſtzufriedenheit, Schaam, Reue, Verzweiflung, u. dergl.

Dieſe moraliſchen Gefühle ſind an ſich einer äſthetiſch wirkſamen Darſtellung fähig. Sie kann aber dadurch noch ungemein belebt werden, wenn man jene Gefühle mit denen blos mechaniſch gewirkten, mit Naturgefühlen kontraſtirend zuſammenſtellt.

Das Gefühlvermögen des Menſchen iſt, wie jedes andre geiſtige Vermögen, abhängig von Gründen, welche von unſrer Natur unabtrennlich ſind. Wer durch die Mittheilung ſeiner Gedanken dieſe wirkſam machen kann, hat es in ſeiner Gewalt, beſtimmte Arten von Gefühlen zu erregen, und die *moraliſchen* Gefühle erwachen um ſo leichter, da ſie zunächſt aus dem Selbſt des Menſchen entſpringen. *Sie* ſind auch für den Menſchen die ſüſſeſten Gefühle, und gewinnen an Reiz und Annehmlichkeit, wenn ſie mit andern zuſammengeſtellt werden, die in bloſsen Naturbedürfniſſen gegründet ſind. Es bleibt dem Genie des Redners überlaſſen, die glücklichſten Mittel zu treffen, um jene Gefühle auf die würdigſte Weiſe zu erregen.

V) Der geiſtliche Redner kann ſeinem eignen Zwecke nicht mehr entgegen arbeiten, als wenn er ſich bey dem Vortrage der moraliſchen Glaubensgründe der Religion derſelben Behandlung bedient, welche dem ſpekulativen Philoſophen bey Entwickelung deſſelben Gegenſtandes zukommt; ein Fehler, den ſich die meiſten neuern Kanzelredner nach kritiſchen Prinzipien zu Schulden kommen laſſen.

Der ſpekulative Philoſoph *beſchreibt* die in der moraliſchen Vernunft befindliche Grundlage des religiöſen Glaubens, legt die Verbindung der ſubjektiven Gründe deſſelben dar, und ſchildert den Gang einer durch dieſe Gründe beſtimmten Ueberzeugung. Er ſpricht aus *dem* Geſichtspunkte eines Betrachters des menſchlichen Geiſtes, eines Analyſten der Vernunft. Er theilt nicht ſowohl ſeine lebendige Ueberzeugung, als vielmehr ſeine Einſicht mit, ſo wie er durch ſeine Entwickelung auch in Andern nur Einſicht bewirken will, ohne ſich einzubilden, daſs dadurch allein Ueberzeugung erfolgen werde. Es iſt ſehr möglich, daſs er ſelbſt nicht einmahl überzeugt iſt, und daſs diejenigen Gründe der Religion, welche er wiſſenſchaftlich darſtellt, in ſeinem Gemüthe ohne Wirkung ruhen.

XXX

Der Redner tritt als ein Ueberzeugter auf, und theilt ſeine Ueberzeugung in der Form eines ſchönen Styles mit, indem er die volle Wirkſamkeit der moraliſchen Gründe in der Seele ſeiner Zuhörer vorausſetzt. Er *ſtellt* alſo dieſe Gründe, (deren *mögliche* und unter der Bedingung vollkommener Entwickelung der Vernunft, *nothwendige* Wirkſamkeit der ſpekulative Philoſoph *ſchildert,*) in der wirklichen gegenwärtigen Aeuſſerung ihrer Kraft *dar*. Was alſo in der Beſchreibung des ſpekulativen Philoſophen als *ſubjektiv* vorgeſtellt wird, erſcheint in der Darſtellung des Redners als *objektiv*, ohne daſs man ihnen den Vorwurf machen könnte, durch ihre Kunſt zu täuſchen. Wenn der ſpekulative Philoſoph ſagt: die Vernunft *fordert* ,einen Gott und Unſterblichkeit, ſo ſagt der Redner: *es iſt* ein Gott, *ich bin* unſterblich.

Nichts iſt widriger und zweckloſer, als wenn Redner ſich in Hinſicht der Religionswahrheiten des wiſſenſchaftlichen Vortrags der Vernunftkritik bedienen, und dieſen wohl gar mit einem blühenden Style zu vereinigen ſuchen.

Es iſt kein Gegenſtand für die Kanzel, *die Theorie* des Religionsglaubens zu entwickeln, ſeine moraliſchen Gründe zu vergleichen mit den Gründen falſcher und unzulänglicher Beweiſe, und ſeinen Vorzug zu beſtimmen, zu zeigen, daſs Daſeyn Gottes und Unſterblichkeit der Seele nothwendige Poſtulate der Vernunft ſeyen, was ein Poſtulat in dieſer Beziehung heiſse, und dergl. Der Redner drücke nur den Glauben ſelbſt in ſeiner ganzen Stärke und Reinheit aus, ſo wird er diejenige Wirkung, die man von ihm als *Redner* erwartet, nicht verfehlen, eine Wirkung, welche nicht darin beſteht, allererſt Ueberzeugung zu begründen, ſondern von ſchon befeſtigten Ueberzeugungen weitere Anwendung zu machen, und die wahre Cultur des Geiſtes und Herzens durch rührende Kraft der Darſtellung und des Vortrags zu befördern.

Wer dasjenige, was ich bisher geſagt habe, beherzigt, wird gern zugeſtehn, daſs es keine leichte Unternehmung iſt, geiſtliche Reden nach Prinzipien der kritiſchen Philoſophie zu verfertigen. Nicht jeder, wenn auch übrigens mit Rednertalente begabte Denker vermag es, wenn er ſich blos des Buchſtabens jener Philoſophie bemächtigt hat. Man muſs innigſt vertraut mit ihrem Geiſte ſeyn, um dieſen Geiſt in ſeinen Werken wiederzugeben. Und eine von dieſem Geiſte beſeelte Rede hat nie das hochgelehrte ſchulmäſsige Anſehn, durch welches die gewöhnlichen Predigten nach Kantiſchen Prinzipien ſich auszeichnen; ſie klingt ſelbſt für den Zuhörer von blos geſunder Vernunft nicht ſo fremd und ſeltſam, wie jene, ſie iſt eine ſchöne und rührende Darſtellung einer Weisheit, die um ſo leichter Eingang findet, da die Gründe derſelben in jedem Herzen liegen. Um ſie zu verſtehen, und ihren Einfluſs zu fühlen, hat man nicht nöthig, vorher die kritiſche Philoſophie zu ſtudieren. Man braucht von ihrem Daſeyn gar nichts zu wiſſen, und kann dennoch die volle Wirkung des Eindrucks derſelben aufnehmen.

Geiſtliche
Reden, Andachten
und
Gedichte.

I.

Ueber die Heiligkeit Gottes,

eine geiſtliche Rede.

Der erhabenſte Gedanke, meine Brüder! den ein menſchlicher Geiſt erreichen kann, iſt wohl unſtreitig der Gedanke der Heiligkeit ſeines Gottes. Ein Weſen, deſſen *Zweck* nur das höchſte vollendete Gute ſeyn kann, welches der Urquell aller Sittlichkeit und aller ſittlichen Güte im Univerſum iſt, ein ſolches Weſen können wir nicht denken, ohne die tiefſte Bewunderung zu fühlen und vor ſeiner Hoheit in Anberung zu verſinken. Wenn der Tugendhafte durch das Bewuſstſeyn ſeines erworbenen Werthes mit reiner Freude erfüllt wird, wenn ihn die Ueberzeugung begeiſtert, daſs der Menſch allein im Kreiſe dieſer erkennbaren Welt ſittliche Vollkommenheit zu ſeinem Ziele habe, und ſich von Stufe zu Stufe ins Unendliche fort dieſem Ziele nähern könne, wenn der Blick auf eine edle That ſeine ganze Seele zur Rührung ſtimmt, und ſeinen Augen Thränen der Bewunderung entlockt; dann erhebt er ſich zum Gedanken des Unendlichen, der eben ſo gewiſs der Vater der ſittlichen Weſen, als der Urheber des unermeſslichen Schauplatzes der Natur iſt. Hatte er ſich in Staunen verlohren, ſo oft er die Pracht des Frühlings oder die Majeſtät des geſtirnten Himmels betrachtete, und ſie als Werke eines allmächtigen Gottes erkannte, ſo reiſst ihn *die* Vorſtellung noch viel mächtiger zur Entzückung hin, daſs daſſelbe Weſen den Grund aller Hoheit und alles Adels der Seele in ſich befaſst, und daſs der Geiſt der Tugend und die ganze Würde der Menſchheit von ſeiner Heiligkeit abſtammt. Verborgnes Weſen, ruft er dann aus, ohne welches keine ſchöne That aus dem Herzen hervorgienge, ohne welches ſich kein Verlangen nach Unſchuld und Reinheit in einer Menſchenbruſt regte, wer durchdringt die Tiefen deiner Unendlichkeit, wer wagt den Blick in den Sonnenglanz deiner Güte, die den Saamen der Sittlichkeit in unſre Seelen legte und mit mütterlicher Wärme ſeine Keime entfaltet. Geheimnisvoll biſt du, wenn ich dich als Urheber der Reichthümer dieſer ſichtbaren Schöpfung denke, geheimnisvoller noch als Vater der ſchönen Seelen. Wie begreif ich, wie nenn ich jene ſchöpferiſche Kraft, deren Werde die ſittliche Welt hervorrief und die Herzen der Menſchen über Inſtinkt und Triebe der Thiere erhob. Iſt der gute Wille eines Weſens, wie ich bin, ſo unausſprechlich edel, wie bewundernswürdig muſs jene Kraft ſeyn, in der aller gute Wille gegründet iſt. Dreymahl heilig nennen dich Geiſter, die unendlich über mir erhaben ſind, ſinken nieder und verbergen ihr Antlitz, kann das Kind des Staubes, der vergängliche Bürger der Erde mehr thun, als ſchweigen und anbeten!“

Uneingedenk der Schranken ſeiner Natur, fodert nur zu oft der Menſch mit blindem Ungeſtüm, daſs ihm Geheimniſſe geöfnet werden, die ſeine Faſſungskraft überſteigen, und iſt vermeſſen genug, das Unbegreifliche zu leugnen, weil der Vorhang, der es bedeckt, undurchdringlich iſt. So wagt auch nicht ſelten unſer ausſchweifender Geiſt Zweifel gegen die Heiligkeit Gottes, und iſt nahe daran, ſie für ein Hirngeſpinnſt einer verirrten Vernunft zu erklären, weil ſie an ſich verborgen und nur in ihren Wirkungen erkennbar iſt. Liegt auch, fragen wir, ein Sinn im Begriffe eines heiligen Gottes? Kann ein Weſen unendlich und der Urgrund alles Möglichen ſeyn, und zugleich unter moraliſchen Geſetzen ſtehn? Kann eine Gottheit, für die Vollkommenheit nothwendiger und einziger Zweck iſt, einen Willen haben? Hat ſie einen Willen, was iſt er ohne Freyheit? Hat ſie keinen, und iſt Wahl für ſie nicht gedenkbar, wie kann man ihr Güte beylegen? Hat die Güte eines Weſens Werth, welches nicht anders als gut ſeyn kann? Iſt ſie nicht vielmehr ein Unding? Steht der freye Menſch, der ſich zur Tugend erheben und zum Laſter herabſinken kann, nicht über der Gottheit? Und verdient nicht eine einzige ſtarke und ſchöne That jenes freyen Menſchen mehr Achtung und Bewunderung, als alle Werke der geprieſenen Güte Gottes im

Univerſum. Zweifel dieſer Art ſind um ſo furchtbarer, da ſie gewöhnlich zu Zweifeln gegen alle Moralität, Pflichten und Rechte der Menſchheit führen, oder doch der Tugend diejenigen Stützen entreiſsen, welche ihr der richtige Begriff und die feſte Ueberzeugung von der Heiligkeit Gottes gewährt. Zweifeln wir an der Heiligkeit Gottes, ſo zweifeln wir an dem Daſeyn und der Wahrheit der ſittlichen Ordnung, und Zweifel an dieſer ſind mit einer feſten und wirkſamen Tugend nicht vereinbar. Laſst uns alſo gegenwärtig unſre Aufmerkſamkeit ſammeln, und *über die Wahrheit und Wichtigkeit der Vorſtellung der Heiligkeit Gottes* nachdenken. Unſer Verſtand wird in dieſer Betrachtung einen reichen Stoff zu ernſter und angeſtrengter Beſchäftigung finden; allein, wenn wir nicht allen Reiz der groſsen Fragen wegen unſrer Beſtimmung und wahren Vervollkommnung unterdrückt haben, ſo werden wir nicht ermüden; unſer Herz wird mit den edelſten Rührungen den Gang unſers Verſtandes begleiten, und uns unſre ſittliche Lebenskraft mit jedem Schritte deſſelben ſtärker und inniger fühlen laſſen.

Ich darf unter uns allgemeine Einſtimmung darüber vorausſetzen, daſs *die Heiligkeit* nur dem unendlichen Weſen zukommt, und die zu ſeiner Natur nothwendig gehörende vollkommne ſittliche Güte, oder die in ſeiner Natur weſentlich gegründete Unmöglichkeit anders, als vollkommen gut zu wollen, ausdrückt. Und wenn nicht die ganze Vorſtellung eines ſolchen Weſens widerſprechend ſeyn ſoll, muſs *das Gute*, *als Zweck* des heiligen Weſens *ſeiner ſelbſt wegen*, ohne alle anderweitige Abſicht gedacht werden. Man zerſtöhrt den Begrif, wenn man den Unendlichen das Gute nur wollen läſst, als ein Mittel für die Glückſeligkeit.

So wie das *Gute* dadurch ſeinen wahren Charakter und ſeine Würde verliert, ſo wird auch dadurch der Begrif der Heiligkeit in nichts aufgelöſst.

Der Gottheit Heiligkeit zuzueignen, iſt eben ſo nothwendig, als ihres Daſeyns gewiſs zu ſeyn. Der innere unwiderſtehliche Drang der Vernunft über unſre ſittliche Beſtimmung, mit ihr ſelbſt einig zu werden, und die Möglichkeit einer allgemeinen ſittlichen Ordnung im Weltalle zu begreifen, erhebt uns auf den Flügeln des Glaubens zur Gottheit. Wir erkennen ſie an als das Weſen aller Weſen, welches die Welt nach einem Plane, der die Vernunft vollkommen befriedigt, geſchaffen hat, und ſie ins Unendliche fort demſelben gemäſs erhalten und regieren wird. Alle unſre gerechten Hofnungen ſind auf ſie gerichtet, wir erwarten unter ihrer Leitung eine Entwickelung unſers auf den erſten Blick ſo räthſelhaft ſcheinenden Schickſals, ganz angemeſſen dem Ideale, welches in unſer Herz gegraben iſt. Wie könnten wir dieſe Gottheit anders, als heilig, denken? Müſſen wir ihr nicht einen Willen zueignen, der einzig auf das vollendete Gute gerichtet iſt, und welcher durch keine niederen Zwecke und keine unlautern Triebfedern beſchränkt wird? Nur indem wir ſie mit einem ſolchen begabt denken, dürfen wir mit Zuverſicht glauben und hoffen, und mit frohen Ahndungen einer Zukunft voll Harmonie, Gerechtigkeit und Güte entgegenſehen.

Welche Befriedigung können jene Verirrten in ihrer Religion finden, die ihren Gott ohne Heiligkeit denken? Kann ihnen der unendliche Verſtand, die Allmacht und alle übrige Eigenſchaften, durch die ſie ihn vorſtellen, Gewiſsheit wegen ihrer Beſtimmung gewähren?

Auch einem unendlichen Verſtande iſt *blos als einem ſolchen* das Gute fremd , und eine Allmacht , die nicht von einem heiligen Willen geleitet wird , iſt keine Allmacht , denn ſie kann *das Gute* , das heiſst , das Einzige nicht hervorbringen , was im ganzen Umkreiſe des Möglichen allein ſeiner ſelbſt wegen geachtet und bewundert wird. *Ein Gott ohne Heiligkeit* iſt kein *Gott:* eine Welt durch einen *Gott ohne Heiligkeit* geſchaffen , iſt , wenn ſie auch alle Wunder der Kunſt in ſich vereinigte , in den Augen der Vernunft doch nur ein planloſes und unwürdiges Werk , und die Menſchheit unter einem *ſolchen* Gotte, ein Spiel des Zufalls oder Sklavin einer blinden Nothwendigkeit. Kann ein Menſch , der ſich der Hoheit ſeiner Natur bewuſst iſt , *einen Gott ohne Heiligkeit* verehren? Kann er ſich ihm mit Gehorſam und andachtvoller Ergebung unterwerfen? Kann er in ihm das Ideal finden , auf welches er alle ſeine Beſtrebungen mit innigem Intereſſe richtete? Nein , ein *ſolcher* Gott iſt *unter* dem Menſchen , der , wenn er auch ſelbſt nicht heilig iſt , doch den Beruf in ſeinem Herzen fühlt, nach Heiligkeit des Willens zu ſtreben , und zur Sphäre für dieſes ſein Streben eine Unendlichkeit fordert. — Welch ein Gedanke: ein *Gott* , der *unter* mir iſt , ein Gott , dem die Geſetze fremd ſind, denen die Vernunft alles unterwerfen muſs ! Ein Gott , der unfähig iſt, ſein Geſchöpf von ſeiner würdigſten und edelſten Seite zu beurtheilen! Ein Gott , der von den Herzen nichts weiſs , und den die Herzen verleugnen! — Wahrlich , der Gottesleugner iſt minder thöricht als ein Gläubiger, der einen ſolchen Gott anbetet , und die Reſultate von dieſem ſind eben ſo troſtlos , als die von jenen. Iſt kein Gott , ſo ſind alle unſre Hofnungen durch das Grab begrenzt , und es giebt für uns keine Zukunft ; iſt ein Gott ohne Heiligkeit, ſo müſſen wir eben ſo gewiſs alle unſre Anſprüche auf eine beſſre Welt aufgeben, und uns unter das traurige Loos beugen, durch ein zweckloſes widerſinniges Daſeyn getäuſcht worden zu ſeyn.

Allein, ſind nicht jene Zweifel vollkommen gegründet, welche ſich, wie ich bereits andeutete, unſrer Vernunft im Betreffe der Heiligkeit Gottes aufdringen? Iſt es nicht vielleicht wahr, daſs dieſer Begrif entweder von dem unendlichen Weſen gar keinen Sinn hat, oder es zu dem niedern Range der endlichen herabſetze? — Es iſt, meine Theuren, mit dem Begriffe *der Heiligkeit* Gottes, wie mit den Vorſtellungen aller andern Eigenſchaften deſſelben, welche geiſtige Vollkommenheiten ausdrücken. Sie bezeichnen das unbegreifliche Weſen Gottes durch eine Einkleidung, deren Stoff von der menſchlichen Natur hergenommen iſt, ſtellen Beziehungen, in denen wir uns nothwendig gegen die Gottheit denken müſſen, auf die einzige uns vorſtellbare Weiſe dar. *Heiligkeit* ſagt den vollkommnen Grund aller Sittlichkeit und ſittlichen Güte, in dem Weſen der Gottheit aus. Aber wie iſt dieſer Grund beſchaffen? Welches iſt das lezte Glied, wo am Throne der Gottheit ſich die ganze Kette der ſittlichen Geſetze anſchlieſst? Wie denken wir diejenige Kraft des Unendlichen, von welcher dieſe Geſetze abſtammen? — O laſst uns nicht forſchen, wo unſer Horizont endet, laſst uns nicht in die Natur eines Weſens dringen wollen, von welchem wir mit Gewiſsheit einſehen, daſs es uns ewig verborgen ſeyn muſs. Hat es ſich indeſſen in unſerm Herzen, welches ſein Werk iſt, offenbart, ſo laſst uns unſer Herz verſtehn, und wenn wir denn in dieſem Herzen eine Geſetzgebung finden, die uns zum unabläſsigen Beſtreben nach Tugend auffordert, ſo wollen wir ſie, wie ſeine Stimme, verehren, und mit Demuth die Majeſtät des unbekannten Gottes ahnden. Wiſſen wir doch durch jene Ankündigung in unſerm Innern den Weg, den wir als ſittliche Weſen zu gehen haben, kennen das Ziel, auf welches alle unſre Beſtrebungen gerichtet ſeyn ſollen, und ſehen uns die erhabene Ausſicht in die Unendlichkeit geöfnet. Der Gedanke der Heiligkeit Gottes hat einen dreyfachen ſeegenvollen Einfluſs auf den Menſchen. Ie mehr wir ihn uns vergegenwärtigen, um ſo mehr erweitern ſich unſre Ueberzeugungen von den Wahrheiten der Religion, um ſo mehr gewinnen wir an Kraft zu allem Guten, um ſo mehr genieſſen wir eines dauernden Seelenfriedens.

Gott iſt *heilig*, vollendete Güte hat den Plan zu allen ſeinen Werken gezeichnet, und ihr verdankt alles, was iſt, ſein Daſeyn und

Weſen. Die beſte Welt war ſein *Zweck*, ein Reich vernünftiger Geiſter unter den ewigen Geſetzen der Moralität. Er verlieh ihnen Freyheit, das Edelſte, was einem endlichen Weſen verliehen werden kann. Durch ſie ſollten ſie Schöpfer ihres eignen Werthes und ihrer Glückſeligkeit ſeyn. Er wieſs ihnen zur Sphäre für ihre Wirkſamkeit die Unendlichkeit an. Ihr Daſeyn ſollte, wie ihre Beſtimmung, keine Grenzen kennen, ſollte ein endloſer Fortſchritt in der Reinigung und Veredlung des Herzens ſeyn, und dieſer Fortſchritt zugleich auch die ſchönſte Harmonie ihrer Schickſale und ihre volle Beglückſeligung mit ſich führen. So gewiſs alle dieſe Wahrheiten aus der Heiligkeit der Gottheit folgen, ſo gewiſs können wir ſie auf keine Weiſe unſerm Gemüthe inniger einprägen, als wenn wir den Gedanken jener erhabenen Eigenſchaft in uns herrſchend machen. Welche glänzende Ausſichten eröfnen ſich dann vor den Blicken unſrer gläubigen Hofnungen! Gott iſt *heilig* und wir ſind unſterblich. Sollte der Heilige diejenigen Weſen untergehen laſſen, die der Zweck ſeiner Schöpfung ſind? Er, dem das Gute über alles geht, ſollte den Plan ſeiner Welt vernichten? Er ſollte in unſern Herzen den groſsen Beruf zu einer unendlich fortſchreitenden Tugend gegründet haben, und dieſe nach Unſterblichkeit dürſtenden Herzen der Zerſtöhrung Preis geben? Seine Stimme ſollte ſo mächtig in uns ertönen, und mit unſerm lezten Hauche auf ewig verhallen? Nein, der Heilige kann nicht unheilig handeln, die unendliche Weisheit nicht thöricht. Eine Zukunft voll Harmonie und groſser Aufſchlüſſe naht uns entgegen, und wird unter der Leitung des Ewigen den Plan unſrer ſittlichen Beſtimmung entwikkeln.

Denken wir uns als die Geſchöpfe eines *heiligen* Gottes, deſſen vollkommen guter Wilſe ſich in unſern Herzen ankündigt, und ſich im Gange der Weltbegebenheiten durch alle Aeonen ausdrücken wird, wie gewinnen wir dadurch an Kraft und Feuer zu muthvollen und feſten Fortſchritten in unſrer Laufbahn. Können wir aufſehen zu Gott, ohne von dem Entſchluſſe beſeelt zu werden, ihm nachzuahmen. Und welch ein groſses Gefühl für den Menſchen, daſs er fähig iſt, nach Verähnlichung mit dem Heiligen ſelbſt hinzuſtreben. Freylich wird er die Schranken ſeiner Endlichkeit nie überwinden; möge er Iahrtauſende lang nach Tugend ringen, immer wird er ſich in unermeſslichem Abſtande gegen den Ewigen befinden, ſeine ſittliche Güte wird nur ein matter Abglanz der Vollkommenheit des Weſens aller Weſen ſeyn. Aber welche Seligkeit denn doch für ihn, ſich immer höher und höher zu heben, und in der Sphäre der Unendlichkeit keinen Grenzpunkt ſeiner Vervollkommnung zu ſehen. Wie verſchwinden die Hinderniſſe der Tugend vor dem Gedanken dieſer Beſtimmung! Wie leicht werden dem Edlern, der ſich unter der Geſetzgebung des Heiligen denkt, auch die gröſsten Opfer, welche die Pflicht nur fordern kann! Wie gern leiſtet er Verzicht auf den lockendeſten Genuſs des Lebens, wenn er durch dieſe Entſagung an Reinheit und Stärke ſeines Herzens gewinnt. Für denjenigen, welcher der Gottheit die Heiligkeit abſpricht, oder ſie derſelben nicht nach dem reinen unverfälſchten Begriffe zueignet, bleibt es immer zweifelhaft, ob nicht vielleicht die ſittliche Ordnung, die unſre Vernunft im Weltall fordert, ein bloſer Traum ſey. Wie könnte ein ſolcher bey dieſer Unentſchiedenheit feſt an der Tugend halten. Alle Pflicht würde eine widerſinnige unwürdige Laſt ſeyn, wenn wir nicht mit Zuverſicht von der Gottheit vorausſehen könnten, daſs ſie den Plan ihres moraliſchen Reiches ausführen werde. Die Stimme des Geſetzes in uns wäre dann eine betrügeriſche Stimme, die unſre Kraft zur Erſtrebung eines Zweckes erforderte, der ein leeres Nichts wäre. Ia gewiſs, der Leugner der Heiligkeit Gottes iſt jenes Geiſtes der Tugend unfähig, der den Anbeter derſelben beſeelt. Dieſer bringt der Menſchheit ſeine Opfer mit treuer Liebe und heiſem Enthuſiaſm für die Majeſtät der ſittlichen Ordnung, jener handelt als ein unzufriedner Sklav von Pflichten, denen er gezwungen huldigen muſste.

Der Gedanke der Gottheit, als eines heiligen Weſens, gewährt uns endlich auch Befriedigung und Ruhe der Seele. Was kann dem noch furchtbar ſeyn, der es weiſs, daſs dasjenige Weſen, von welchem allein ſeine Schickſale abhängen, der Inbegrif aller ſittlichen Vollkommenheit iſt, daſs es für alle ſeine Handlungen und Werke keinen andern Zweck haben kann, als den des höchſten Guten. Er verzagt nicht bey den bitterſten Leiden des Lebens, ſieht mit Ruhe der Zerſtöhrung ſeines phyſiſchen Weſens entgegen; denn die Zuverſicht belebt ihn, daſs die Geſetze der Gerechtigkeit und der Güte ſo gewiſs im Weltall herrſchen, als ſie unſern Seelen tief eingeprägt ſind, und daſs in der groſen Kette der Weſen die Schickſale jedes Gliedes nach jenen Geſetzen beſtimmt ſind. Das einzige, was er fürchtet, iſt das ſittliche Böſe und die Misbilligung ſeines Gottes. Aber dieſe Furcht iſt das edelſte Gefühl, iſt eine Stütze, welche die Tugend rettet, wenn ſie dem Falle ſchon nahe war. Verächtlich und unglücklich ſind jene verſtockten Seelen, die keine Regungen dieſer Furcht empfinden; in ihnen iſt das ſittliche Leben, das eigentliche wahre Leben des Menſchen, vor dem zeitlichen erloſchen.

Hat der Gedanke der Heiligkeit Gottes, meine Theuren, von allen Seiten ſo groſsen Einfluſs auf den Geiſt und das Herz des Menſchen, ſo laſst uns ihn unſern vertrauteſten Gedanken ſeyn; laſst uns denſelben uns immer vergegenwärtigen, und jede Regung unſers Innern auf ihn beziehen. Der Heilige ſelbſt iſt uns verborgen, aber ſeine Hoheit erſcheint uns in der feierlichen Majeſtät der Geſetze und Pflichten, die unſern Herzen eingeprägt ſind, in der Liebenswürdigkeit der Tugend und dem Adel ſchöner Seelen, die ſich ihm verähnlichen. Möge dieſes Bewuſstſeyn, daſs der Heilige uns nach ſeinem Ebenbilde ſchuf, uns mit dem feurigſten Gefühle unſrer Würde erfüllen. Dann wird die Erde unſre Neigungen nicht mehr feſſeln, der Funke der Gottheit in uns wird auflodern in immer reinere ſchönere Flammen, und unſer ganzes Leben wird ein verherrlichendes Opfer für den Vater der Tugend ſeyn.

II.

Ueber die wahre und falſche Frömmigkeit.

Wer, meine Brüder, die hohe Würde der Religion zu fühlen weiſs, wer von der Ueberzeugung durchdrungen iſt, daſs ſie die ſchönſten Bande zwiſchen Gott und der Menſchheit knüpft, der verſinkt in eine edle Trauer, wenn er bemerkt, wie ſo wenige von ſeinen Mitweſen mit dem wahren Geiſte jener Religion vertraut ſind, wie die meiſten die Empfindungen der Gottesfurcht nur erheucheln und das Heiligſte zu einer bloſen Larve der verächtlichſten Geſinnungen herabwürdigen. Freylich findet er ſich allenthalben von Menſchen umringt, deren Mund einen Glauben bekennet, freylich findet er überall Schaaren von Betenden in den Tempeln verſammelt, und zahlloſe Eiferer für Religion und Gottesdienſt in den Cirkeln der Menſchen, aber je tiefer er in ihr Innres dringt, je mehr er die Geſinnungen, die ſie in ihren Thaten leiten, mit ihren Bekenntniſſen zuſammenhält, und den Einfluſs ihres Glaubens auf ihre Gefühle erwägt, um ſo mehr bemerkt er, daſs, wie oft auch der Nahme Gottes auf ihren Lippen ſchwebt, der Gedanke dieſes Weſens dennoch ihren Herzen ſehr wenig gegenwärtig iſt. Während heiſe Andacht ſie zu dem Unendlichen erheben ſollte, dem ſie ihr Daſeyn verdanken, und von dem ihre Beſtimmung abhängt, beſchränken ſie ſich auf eine ſtrenge

Beobachtung äuſerer Gebräuche; die alles Werthes ermangeln , wenn ſie nicht ungeheuchelter freyer Ausdruck wahrer Gottesfurcht ſind, während ihr ganzes Leben den Geiſt der Religion in ſchönen Handlungen zurückſtrahlen ſollte , wähnen ſie , ſchändlich genug , daſs ihr Glaube ſie zu der einzigen Tugend verbinde, die ſie kennen , der Unduldſamkeit und des Verfolgungsgeiſtes gegen Verirrte. Vergebens macht die Menſchheit Anſprüche auf ihre thätige Liebe, vergebens fordert ihr Vaterland den Tribut einer ächtbürgerlichen Geſinnung , den ihm jeder Edle ſo gern gewährt, vergebens beſchwören ihre Zeitgenoſſen ſie , das geheiligte Band , welches ſie mit der Vorwelt und der Nachwelt verknüpft , nicht durch Undank und Trägheit zu zerreiſſen , ihre Herzen bleiben kalt , unfähig jedes höhern Enthuſiaſm heften ſie ihre unlautern Begierden nur auf Gegenwart und niedern Genuſs des Lebens , und wenn ihnen nur ihre Wünſche in dieſer Hinſicht gewährt werden , ſo möge allenfalls die Menſchheit ihrer Zeit und der Nachwelt in Barbarey verſinken , und die Zukunft Finſterniſs und Elend für ihr Vaterland mit ſich führen. Nehmen ſie doch den Ruhm mit ſich in die Gruft daſs ſie den Sabbath nie durch Verſäumung der Kirche entheiligten , daſs ſie die Gnadenmittel nie verſchmähten, einem Unrechtgläubigen ſeine Abweichungen nie verziehen, und unter dem Segen von Prieſterhand ihren Geiſt aufgaben.

Wenn gewiſs die gröſsere Menge der Scheinverehrer Gottes in unſern Zeiten zu ſo unwürdigen Geſinnungen herabgeſunken iſt, darf man ſich wundern, wenn der Nahme eines *Frommen*, ein zweydeutiger und verdächtiger Nahme geworden iſt, und der Ruf der Frömmigkeit mehr das Mistrauen als das Zutrauen edler Menſchenkenner erregt. Und doch ſollte das Zeugniſs der Frömmigkeit die ſchönſte Zierde eines Menſchen ausmachen, der Nahme eines Frommen, ſollte das heiligſte Denkmahl eines Geſtorbenen für die Nachwelt ſeyn. Aber für die meiſten iſt der Begrif wahrer Frömmigkeit verſchwunden, der Buchſtabe ertönt noch von allen Seiten, aber der Geiſt iſt erloſchen.

Von euch, meine Brüder, darf ich vorausſetzen, daſs in euren Seelen dieſer Geiſt noch nicht erloſchen iſt, oder, daſs er doch noch gerettet werden kann, wenn er vielleicht ſchon in einigen ermattet und nur noch in ſchwachen Schimmern ſichtbar ſeyn ſollte. Wir können den groſsen Gedanken wahrer Frömmigkeit nie zu gewiſſenhaft und zu ſorgfältig ſchützen, denn er iſt nie auſſer Gefahr, an Reinheit und Kraft zu verlieren, und nie können wir dieſer Gefahr zu früh zuvorkommen, oft iſt jener Gedanke ſelbſt bey den edelſten Menſchen der Raub einer einzigen Verirrung geworden. Laſst uns alſo zuvörderſt fragen: *was wahre Frömmigkeit iſt,* denn *den wahren Frommen* mit *den falſchen Frommen* zuſammen halten, und zugleich auf die Mittel Rückſicht nehmen, durch welche der Menſch den Geiſt der ächten Frömmigkeit gewinnen, und mit Kraft und Wärme unterhalten kann.

Die Antwort auf die Frage, was wahre Frömmigkeit ſey, dürfen wir nur unſerm Herzen abfordern. Iſt es der Sitz aller Religion, die dieſen Nahmen verdient, ſo liegt auch die Quelle aller wahren Frömmigkeit in ihm.

Frömmigkeit, meine Theuern, dieſs wird einem jeden von uns ſein Herz ſagen, iſt *die innige, lebendige und immer wirkſame Harmonie unſrer religiöſen Ueberzeugungen mit unſern Beſtrebungen und Gefühlen*, iſt jene hohe Geſinnung, bei welcher der Gedanke an Gott, [illegible] und Beſtimmung in der Seele eines Menſchen der herrſchende iſt, ſein ganzes Verlangen und alle ſeine Wünſche und Gefühle ſich darauf beziehen, jener Geiſt, der ihn über alles Irdiſche erhebt, und ihn ſchon hier für eine beſſere Welt heiligt.

Viele Menſchen hegen den Wahn, als ob Glaube die ganze Frömmigkeit ausmache, und als ob es gleichgültig ſey, auf welchen Gründen dieſer Glaube ruhe. Allein Frömmigkeit iſt nicht bloß Sache der Ueberzeugung, wir können auf das innigſte vom Daſeyn eines Gottes und der Unſterblichkeit der Seele überzeugt ſeyn, ohne jedoch auf den Nahmen eines Frommen Anſpruch machen zu können. Der *Gläubige* kann im höchſten Grade *gottlos* ſeyn. Stützt ſich unſer Glaube nicht auf reine Gründe des Herzens, drückt er ſich nicht durch unſer ganzes Leben, unſre Thaten und unſre Gefühle nen, ſo fehlt uns bey der gröſsten Feſtigkeit und dem gröſsten Umfange unſrer Ueberzeugungen die Frömmigkeit. Wäre Frömmigkeit blos ein Vorzug unſres Kopfes, ſo würde ihr das Urtheil der allgemeinen Menſchenvernunft keinen ſittlichen Werth beylegen, ſie würde in der Reyhe menſchlicher Tugenden nicht den erhabenen Platz einnehmen, welchen ihr nur diejenigen abſprechen können, die ihre wahre Natur und Würde verkennen.

Der Glaube des wahrhaft Frommen ruht auf dem ſchönſten und geſicherteſten Grunde, ruht auf dem Bewuſstſeyn der Geſetze für Pflicht und Tugend, welche im Innern eines jeden Menſchen durch Vernunft und Natur gegründet ſind. Beſeelt von dieſem Bewuſstſeyn, erhebt er ſich zu den Gedanken ſeiner erhabenen Beſtimmung, ſein Herz ſagt ihm mit der Stimme der Zuverſicht: ſey gut und du wirſt glücklich, die

Unendlichkeit iſt dein, keine Zeit und kein Raum wird deine Laufbahn begränzen. Nun erklärt ihm das Univerſum in einem andern Lichte: ſo wie ſein Herz ihm einen heiligen Geſetzgeber ankündigt, findet er überall in der Natur den Ausdruck der höchſten Weisheit und Güte; ſieht mit tiefem Staunen die Wirkungen einer unermeſslichen Macht, Wirkungen, in denen er mit jedem neuen Blicke mehr Harmonie entdeckt. Zwar kann er es ſich nicht verläugnen, daſs die Kräfte, welche rings um ihn wirken, jetzt noch nicht den Forderungen der Vernunft volle Genüge leiſten, daſs ihm ſein Herz den Grundriſs einer vollkommnen Welt darbietet, gegen den alle Wirklichkeit unendlich weit zurückſteht. Die Natur verſchwendet einen Reichthum von Gütern an den Menſchen, aber nirgends ſind ſie nach den ſtrengen Forderungen der ſittlichen Geſetze vertheilt, wenn hier ein Tugendhafter ſchuldlos Leiden duldet, denen ſeine Kraft unterliegen muſs, jauchzt ſich dort der ſchändlichſte Böſewicht, der Frevler gegen Gott und Menſchheit, im Rauſche ſeiner Glückſeligkeit Triumph zu. Der Menſch ſoll der *Zweck* der Schöpfung ſeyn, eine Stimme in ſeinem Innern verweiſt ihn an die Unendlichkeit, er verlangt mit heiſsem Durſte nach Zukunft und Fortdauer, und doch ſcheitern alle ſeine Hofnungen an der furchtbaren Klippe des Todes, doch muſs er, wenn ſeine letzte Stunde winkt, wie ein Schatten von der Erde verſchwinden. Aber alle dieſe Scenen machen den Frommen nicht muthlos. Je vertrauter er mit ſeinem eigenen Herzen wird, zu je tieferer Innigkeit er das Gefühl von Pflicht erhebt, welche auch über die geheimſten Schläge dieſes Herzens gebiethet, um ſo weniger kann er den Gedanken zurückweiſen: Es iſt Ordnung im Weltall, denn es iſt Ordnung in meinem Herzen. Dieſes heilige Geſetz, welches in mein

Innres geprägt iſt, und jene bewundernswürdigen Erſcheinungen von Pracht, Gröſse und Harmonie der Natur ſind Werke eines und deſſelben Weſens. Kündigt es mir durch Geſetz und Pflicht ſeinen Willen und ſeine Zwecke an, ſo offenbart es mir auch durch die Wunder der Welt auſer mir ſeine unermeſsliche Kraft zu ſchaffen, zu bilden, und zu erhalten. Die Stimme meines Herzens iſt ſeine Stimme, was mir dieſe verkündigt, hat Gott geſprochen, das Geſetz in mir iſt Gottes Geſetz, der Plan einer vollkommnen Welt, dieſes erhabne Ideal meiner Vernunft, iſt Gottes Plan. Konnte der Ewige ſich ſeinem Geſchöpfe näher vergegenwärtigen, als indem er den Ausdruck ſeines heiligen Willens und den Grundriſs für ſeine Weltregierung in ſein Herz legte? Konnte er die troſtvollen Wahrheiten von ſeinem Daſeyn und unſrer Beſtimmung feſter gründen, als indem er uns Gewiſsheit über den Zweck gab, der ihn bey allen ſeinen Handlungen leitet, und uns zugleich durch die Werke der Natur ahnden lieſs, daſs für ſeine Allmacht nichts unmöglich ſey? Und welche feſtere und ſchönere Bande konnte er zwiſchen Tugend und Religion knüpfen! Wir können Geſetz nicht ohne Gott, und Gott nicht ohne Geſetz denken. Ein Blick in unſer Herz iſt ein Anſchauen Gottes, eine Enthüllung der Zukunft und Ewigkeit.

Ruht die Ueberzeugung des wahren Frommen auf einem ſolchen Grunde, ſo kann ſie nicht ohne lebendigen Einfluſs auf ſeinen Willen und ſeinen Wandel ſeyn. Wie könnte ihm die Stimme des Heiligen aus ſeinem Herzen entgegentönen, ohne daſs er mit Bewunderung und Freude den Entſchluſs faſste, ihr zu folgen? Wie könnte ihm der Plan Gottes in einer ſo majeſtätiſchen Offenbarung vorliegen, ohne daſs er dieſen Plan zu dem ſeinigen machte?

Wie könnte er einen höhern Zweck haben, als dieſem Gotte nachzuahmen, deſſen Vollkommenheiten Herz und Natur ſo harmoniſch ausdrükken?

Nein, ſein Glaube kann kein todter Glaube ſeyn. Er kann nicht ſeines Gottes gewiſs ſeyn, und die Tugend verleugnen. Der Gedanke an den Ewigen iſt ihm immer gegenwärtig, iſt ſo verwebt in ſein Bewuſstſeyn, daſs ohne Hinſicht auf Gott kein Selbſtgefühl für ihn möglich iſt. An Gott erinnert ihn jede Pflicht ſeines Herzens, jede Scene der ſchönen Natur, jedes Moment der Gegenwart, und jeder Blick in die Zukunft. Er fühlt die ganze Würde ſeiner Natur und die Hoheit ſeiner Beſtimmung, wenn er bedenkt, daſs er gewürdigt iſt, an den Planen des Weſens aller Weſen Theil zu nehmen, daſs es ihn ſelbſt durch ſein Herz auffodert, zu ſeinem Zwecke mit zu wirken.

iſt *dieſer Zweck* kein andrer, als den Gang der Weltbegebenheiten ſo zu lenken, daſs ins Unendliche fort Tugend und Seligkeit harmoniſch wachſen, ſo iſt auch der ganze Wille des Frommen dahin gerichtet. Voll Enthuſiaſm für den gröſsten und edelſten aller Zwecke thut er Verzicht auf jene Freuden der Welt, in denen der Thor ſein ganzes Glück findet, ſein feurigſtes Verlangen geht dahin, einſt die Erde mit dem Bewuſstſeyn zu verlaſſen, daſs er ſein Leben, und alle höhere Kräfte ſeiner Seele der Menſchheit gewidmet habe, er beweint jeden Tag als einen verlohrnen Tag, wo er ihr die Opfer ſchuldig blieb, die das Gelübd ſeines Herzens ſind. Welches Gefühl für ihn, zu ſich ſagen zu können: auch du biſt ein handelnder Bürger im Reiche des allweiſen und allmächtigen Gottes, keine deiner Thaten bleibt ihm verborgen, die Spuren eines Lebens, welches ihm geheiligt war, gehen in die Ewigkeit über.

O, meine Brüder, nur eine Seele, die ſo empfindet, iſt eine *ſchöne* Seele, und verſchönert ſich durch alle Aeonen. Immer vollkommner und vollkommner geht ſie aus der Verwandlung des Todes hervor, und das ſteigende Gefühl ihrer Schönheit iſt ihr ewiger Lohn.

Aber jener Geiſt, der die Schönheit einer ſolchen Seele ausmacht, iſt dem falſchen Frommen fremd. Nie wird man den wahren Verehrer Gottes mit dem falſchen verwechſeln, wenn man ihre Handlungen in allen Verhältniſſen des Lebens beobachtet. Ich will das empörende Bild deſſelben nicht ausmahlen, nur die ſtärkſten Züge angeben, aus denen ſein Charakter hervorleuchtet *).

---

*) *Charron hat dieſe Züge zum Theil mit der gröſsten Wahrheit gezeichnet. Pour ſçavoir, ſagt er: quelle eſt la vraye pieté il faut*

Wenn der wahre Fromme durch ein kräftiges und reines Intereſſe für die groſse Sache

---

premierement la ſeparer de la fauſſe, feincte et contrefaicte, afin de n'equivoquer comme la plupart du monde fait. Il n'y a rien qui faſſe plus belle mine et prenne plus de peine a reſſembler la vraye piete et religion, mais qui luy ſoit plus contraire et ennemie, que la ſuperſtition; comme le loup qui ne reſſemble pas trop mal le chien, mais eſt d'un eſprit et humeur tout contraire et le flatteur qui contrefait le zelé amy et n'eſt rien moins. Et eſt auſſi envieuſe et jalouſe, comme l'amoureuſe adultere qui par ſes petites mignardiſes, fait ſemblant de porter plus d'affection et ſe ſoucier plus du mary que la vraye epouſe, laquelle elle veut rendre odieuſe. Or les notables differences des deux ſont, que la religion ayme et honore Dieu, met l'homme en paix et en repos et loge en une ame libre, franche et genereuſe; la ſuperſtition, craint, tremble, et injurie Dieu, trouble l'homme et eſt maladie d'ame foible, vile et paoureuſe. (de la Sa-

des Herzens und die ſittliche Beſtimmung der Menſchheit zum Glauben an die Gottheit geführt wird, ſo liegen der Ueberzeugung des falſchen Frommen unlautre Triebfedern zum Grunde, und wenn jener durch die Reinheit ſeiner Gründe auf die erhabenſten und würdigſten Vorſtellungen des höchſten Weſens geleitet wird, ſo ſinkt dieſer zu den niedrigſten und entehrendeſten herab.

Der *wahre* Fromme erhebt ſich im vollen Gefühle ſeines *ſittlichen* Lebens zu dem Gedanken der Gottheit und der Zukunft, die Ueberzeugung des *falſchen* Frommen ruht auf den Reizen des *phyſiſchen* Lebens und der Glückſeligkeit, für jenen iſt die Vorſtellung unmöglich,

---

gaſſe im 2. B. im 5. Kap. welches ganz von dem Unterſchiede zwiſchen der wahren und falſchen Frömmigkeit handelt.)

daſs Weſen, beſtimmt zur Tugend, untergehen, daſs die Menſchheit keinen Zweck, die Welt keinen Plan habe, dieſer ſchaudert vor dem Bilde des Grabes, als der Grenze alles Genuſſes, zurück, und kann den Gedanken nicht erlangen, daſs Weſen, welche einmahl die Reize des Daſeyns genoſſen haben, ein Raub der Vernichtung würden. Eigennutz iſt die Triebfeder ſeiner gleiſneriſchen Tugend, und das Gute hat ihm nur in ſofern Werth, als es Anſpruch auf Lohn giebt. Das Böſe verabſcheut er, weil er Strafe als unausbleibliche Folge deſſelben denkt, möchte aber über alles gern nach ſeinem Gelüſten ſündigen und jeder Strafe ausweichen. Und da das Leben des Menſchen mit mannigfaltigen, zum Theil quaalvollen Leiden verknüpft iſt, ſo ſucht er eine Ueberzeugung, die ihm unter allen Verhältniſſen Troſt gewähre, ihn in eine Ruhe wiege, die ihn vor den rauhen Schlägen des Schickſals ſichern könne. Mit dieſem niedrigen Geiſte nähert er ſich der Religion, und ſo wie ſinnliches Bedürfniſs die Quelle ſeines Verlangens nach Gewiſsheit ihrer Wahrheiten iſt, ſo weiſs er ſich auch ſeinen Gott zu verſinnlichen, und ſchaft ſich ihn nach ſeinem Bilde. Sein Gott iſt nicht jenes heilige Weſen des wahren Gläubigen, welches nach den Geſetzen der ewigen Gerechtigkeit ſeine Welt regiert, und welches man ohne Anbetung und Bewunderung nie denken kann; es iſt ein Geſchöpf der menſchlichen Schwäche, und verräth ſeinen niedrigen Urſprung in allen Zügen ſeiner Eigenſchaften. *) Glückſeligkeit iſt das

---

*) *Charron ſagt: der falſche Fromme behandle Gott, wie man nicht einmahl einen Mann von Ehre behandle, und ſetzt hinzu: toute ſuperſtition et faute en religion vient de ce que l'on n'eſtime pas aſſez Dieu, nous le rappellons et ravallons à nous, nous jugeons de luy ſelon nous, nous l'affublons de nos humeurs: quel blaſphemie!*

höchſte Ziel aller ſeiner Handlungen, und der letzte Zweck aller ſeiner Werke, das Gute erregt ſein Intereſſe nur inſofern, als es den vollendeteſten Genuſs der Geſchöpfe vermittelt. Er iſt ſchwankend und zweydeutig in ſeiner Geſetzgebung, nachgiebig und leicht beſtechbar in ſeinem Gerichte, blind verſchwenderiſch in ſeinen Wohlthaten, gleich einem ſchwachen gutmüthigem Könige. Ein Gott, der in ſo nahem Einverſtändniſſe mit dieſer Sinnlichkeit ſteht, bey deſſen Regierungsſyſteme unſre Leidenſchaften ſo viele Begünſtigung finden, kann ſelbſt nicht von denen, die ſich ihn dichteten, mit Zuſagung ihres Herzens bewundert, nicht im Geiſt und in Wahrheit angebetet werden. Nichts iſt unwürdiger als die Verehrung und der Dienſt, den der falſche Fromme ſeinem Gotte widmet. Pünktlich beſucht er die kirchlichen Verſammlungen, und ſeine Lippen ſtimmen in das allgemeine Lob des höchſten Weſens ein. Sind ſie jedesmahl geendet , ſo iſt auch ſein Herz für jedes religiöſe Gefühl verſchloſſen. Er wandelt in der Natur umher , die Pracht ihrer Scenen erinnert ihn nicht an Gott , er ſtaunt , ohne ſeiner zu denken, die Majeſtät des aufgehenden und die rührende Feierlichkeit des ſinkenden Tages an , nirgend findet er Beziehungspunkte auf das Weſen , welches ſein Glaube bekennt. Macht er ihm doch *jeden Sonntag* ſeinen Hof, ganz im Geiſte und mit der mechaniſchen Etiquette der Höflinge der Fürſten , verſchwendet er doch dann Schmeicheleyen und Erhebungen ſeiner Größe an daſſelbe , um ſein Selbſtgefühl ſoviel als möglich zu beleben , geſteht ſeinen Abſtand gegen daſſelbe ſo demüthig , wie ihn nur je ein Sklav gegen einen Deſpoten geäuſſert haben kann, ſagt mit ſo demüthiger Zuverſichtlichkeit , daſs er ſein zeitliches und ewiges Wohl von ihm erwarte. Welch ein Gott! Welch ein Frommer! Der wahre Fromme trägt

Gott in ſeinem Herzen, beſchränkt ſeine Verehrung deſſelben nicht blos auf den Beſuch der gottesdienſtlichen Verſammlungen; *) ihm iſt jede Scene der Natur eine Kirche, die ihn zu Preis und Dank gegen den Ewigen verbindet, überall findet er Spuren der Heiligkeit, Weisheit und Allmacht ſeines Gottes; er verliert ſich im Lobe und der Bewunderung deſſelben, nicht, als ob er den thörichten Wahn hegte, jenem erhabenen Weſen dadurch zu ſchmeicheln, ſondern weil er von dem Gefühle ſeiner Vollkommenheiten innigſt durchdrungen iſt, und er keine ſchönere Pflicht kennt, als die Pflicht des Dankes gegen den Urheber ſeines Daſeyns, den Regierer aller ſeiner Schickſale.

---

*) *Daſs ich hiermit nicht etwa Entbehrlichkeit öffentlicher gemeinſchaftlicher Gottesverehrungen behaupte, bedarf wohl keiner beſondern Erinnerung.*

Die niedrige Idee, welche der falſche Fromme von ſeinem Gotte hegt, zeigt ſich auch vorzüglich in den vermeſſenen Anſprüchen, die er auf die Langmuth deſſelben macht, wenn er geſündigt hat. Verblendet genug, um ſich einzubilden, jenes Weſen könne die ſittliche Ordnung nach ſeiner Laune unterbrechen, und erweicht von dem Flehen der Menſchen, Anwandlungen einer ſchwachen und ungerechten Gnade nachgeben, beſtürmt er es mit Seufzern und Thränen einer nichtswürdigen Reue, die nur die Furcht vor den Strafen gebahr, mit Bitten um Verzeyhung und nothgedrungenen Angelobungen von Beſſerung. Der wahre Fromme fehlt auch, und fehlt oft, denn er iſt Menſch: aber ſo wie er ſeine reine Idee der hohen ſittlichen Ordnung immer feſt hält, ſo wie er eben deſshalb das feinſte ſittliche Gefühl beſitzt, ſo unterwirft er ſich gern und willig dem Urtheile ſeines Richters, und fordert mit der freyen Ergebung einer groſsen Seele in die Geſetze des Staates, von dem ſie Bürger iſt, die Strafen für ſeine verwerflichen Thaten ſelbſt. Er findet ſogar in dem Gedanken jener Strafen eine Quelle angenehmer Empfindungen; denn indem er ſich ihm überläſst, wird in ihm das Bewuſstſeyn noch mehr belebt, daſs er Glied des Reiches der ſittlichen und zur Verähnlichung mit Gott beſtimmten Weſen iſt, und daſs er ins Unendliche fort an der Ordnung und dem Plane dieſes Reichs Theil nehmen wird. Seine Beſſerung und Vervollkommnung leidet unter jenen angenehmen Gefühlen nicht. Denn er hat von einem Gotte eine zu wahre Idee, und iſt zu ſehr beſeelt von Ehrſurcht gegen ſeine Heiligkeit, als daſs er ſich zu dem Wahne erniedrigen konnte, die Strafen der Ewigkeit ſeyen Mittel der Beſſerung. Er ſieht in ihnen Folgen des Böſen, welche ohne alle weitere Beziehung nothwendig ſind, und eben ſo wenig vernichtet werden können, als die Kraft der ſittlichen Geſetze erlöſchen kann. Er wandelt alſo auf dem Wege der Vollendung fort, ſteigt immer zu höhern Stufen ſeiner Bildung, ohne daſs Furcht vor den Strafen auf ſeinen Willen Einfluſs habe. *Das Gericht* der Ewigkeit iſt ihm furchtbar, denn es wird ihm den allbefaſſenden Spiegel vorhalten, in dem er jede unſittliche Regung ſeines Herzens wieder findet; vor *den Strafen* der Zukunft ſchaudert er nur in ſo fern, als die Duldung derſelben mit dem hohen Bewuſstſeyn ſeiner Uebelthaten, und der bitterſten Selbſtverdammung verknüpft ſeyn wird. —

Der falſche Fromme kündigt die Niedrigkeit ſeines Geiſtes auch dadurch an, daſs er auf ſeinen Glauben und ſeine Gottesfurcht ſtolz iſt, und daſs er mit Verachtung auf anders denkende Gläubige, mit Haſs auf den Leugner und Zweifler herabſieht. Der wahre Fromme legt nur inſofern Werth auf Glauben, als er in ächte lebendige Frömmigkeit übergeht, als er verknüpft iſt mit einem immer regen und feinem Sinne für das Gute und Edle, als ſeine Reinheit und Stärke ſich in allen Beſtrebungen und Gefühlen des Menſchen offenbart. Aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt er jeden Bekenner eines Glaubens, und achtet oder verachtet ihn, jenachdem er jene Harmonie des Glaubens und Herzens findet oder nicht findet. Er widmet dem Leugner und Zweifler innige Theilnahme, nicht jenes niederdrückende grauſame Mitleiden, welches hohnlächelnd der falſche Fromme jenen Verirrten entgegenſeufzt, und welches nur ein

Ausdruck des unwürdigſten Uebermuths iſt, er trauert über ſie, weil ſie des gröſsten Glückes entbehren, welches die Menſchheit auf dieſer Erde genieſsen kann, der Ueberzeugung vom Daſeyn eines höchſten Weſens, der Zukunft und unſrer Beſtimmung. Findet er übrigens, daſs ſie mit redlichem Eifer nach Glauben und Tugend ringen, ſo widmet er ihnen ſeine Achtung eben ſo willig und ungetheilt, als dem Gläubigen, welcher Glauben und Adel der Seele in ſich vereinigt. *) Nie hört man von ihm jene

---

*) Paſkal ſagt vortreflich: *L'immortalité de l'ame eſt une choſe qui nous importe ſi fort, et qui nous touche ſi profondement, qu'il faut avoir perdu tout ſentiment pour etre dans l'indifference de ſçavoir ce qui en eſt. Toutes nos actions et toutes nos penſées doivent prendre de routes ſi differentes ſelon qu'il y aura des biens eternels à eſperer ou non, qu'il eſt impoſſible de faire une démarche avec ſens et jugement, qu'en la*

verläumderiſchen Schlüſſe, welche der falſche Fromme von den vermeinten Irrlehren anders

---

reglant par la vûe de ce point qui doit être notre dernier objet.

Ainſi notre premier interet et notre premier devoir eſt de nous éclaircir ſur ce ſujet d'ou depend toute notre conduite. Et c'eſt pourquoi parmi ceux qui n'en ſont pas perſuadés je fais une extrême difference entre ceux qui travaillent de toutes leurs forces a s'en inſtruire, et ceux qui vivent ſans y penſer.

Je ne puis avoir que de la compaſſion pour ceux qui gemiſſent ſincerement dans ce doute, qui le regardent comme le dernier des malheurs et qui n'epargnant rien pour en ſortir ſont de cette recherche leur principale et leur plus ſerieuſe occupation. Mais pour ceux qui paſſent leur vie ſans penſer a cette derniere fin de la vie et negligent d'examiner a fond ſi cette opinion eſt de celles que le peuple reçoit par une ſimplicité credule, ou de celles qui quoiqu' obſcures d'elles mêmes ont neanmoins un denkender Gläubigen, oder dem Unglauben ſeiner Mitbrüder auf ihre ſittliche Geſinnung und ihren Lebenswandel wägt, nie hört man ihn, wie dieſen, ihre Handlungen herabwürdigen, und zu glänzenden Laſtern erniedrigen. Ueberzeugt, daſs der Richter der Welt ſelbſt, die Thaten ſeiner ſittlichen Geſchöpfe nicht nach Glaubensartikeln wäge, daſs vor dem nie zu blendenden Blicke ſeiner Gerechtigkeit die edle Handlung des Gläubigen nicht mehr gelte, als die des Leugners, ſchätzt er den Werth der Herzen nach der Fülle von Güte, die ſie beſeelt, und das Bewuſstſeyn ſeines Glaubens verhindert ihn nicht, der Tugend des entſchiedenſten Leugners zu huldigen. Und wenn der falſche

---

fondement tres ſolide, je les conſidere d'une maniere toute differente. Cette negligence en une affaire, où il s'agit d'eux-mêmes, de leur éternité, de leur tout, m'irrite plus qu'elle ne m'attendrit; elle m'étonne et m'épouvante, c'eſt un monſtre pour moi.

Fromme des Elends des leidenden Ungläubigen ſpottet, und mit grauſamen Achſelzucken ihm den Rücken kehrt, umfängt ihn der wahre Fromme mit den Armen der Wohlthätigkeit, der Unglückliche weint ihm ſtaunend Thränen des Danks, und eine Ahndung der Gottheit leuchtet wie ein Blitz durch ſeine gerührte Seele. —

Der ſalſche Fromme hüllt ſich nicht ſelten in das Gewand der Tugend, aber wir können dieſes Phantom von Tugend ſehr leicht von der ächten Tugend des wahren Frommen unterſcheiden. Dem falſchen Frommen iſt alle Pflicht im Grunde fremd, er ſucht, indem er für ſich und für ſeine Mitmenſchen, ja ſelbſt, indem er in Beziehung auf die Gottheit handelt, nur ſeine Glückſeligkeit, ſein Gewiſſen liegt in zu tiefem Schlafe, als daſs Befriedigung deſſelben ſein Zweck ſeyn könnte. Die Unlauterkeit ſeiner Geſinnung kann ſich nicht verbergen, ſie giebt allen ſeinen ſittlichen Aeuſerungen, allen ſeinen Handlungen, und überhaupt ſeinem ganzen Betragen ein Gepräge, woran jeder Menſch von zartem und reinem Gefühle ihre Niedrigkeit entdeckt. Beobachten wir ihn nur, ſo ſcharf als möglich, nach dem Ganzen ſeine Grundſätze, Entwürfe und Thaten, ja nach dem Ganzen der Leidenſchaften und Gefühle, die er nährt, und die er nur ſelten der Bemerkung ſeiner Mitmenſchen entziehen kann; beobachten wir die Abſichten, die ihn am öfterſten und ſchnellſten in Thätigkeit ſetzen, die Mittel, die er für ſeine Plane wählt, die Umſtände, unter denen er bald in Uebereinſtimmung, bald in Widerſpruche mit ſich ſelbſt zu handeln ſcheint, beobachten wir, mit einem Worte, den ganzen Geiſt, mit dem er die Pflichten gegen ſich, gegen ſeine Mitmenſchen, und gegen die Gottheit ausübt, und wir geſtehn gewiſs zu, daſs Seelen, die ſo geſunken ſind, ihre Niedrigkeit dann am meiſten verrathen, wenn ſie ſich am glücklichſten hinter der Larve einer erheuchelten Tugend zu verbergen glauben. In einfacher Gröſse und nicht erborgtem Glanze ſtrahlt die Tugend des wahren Frommen, und ihr Schimmer dringt ſelbſt durch das Dunkel, in welches ſeine edle Demuth ſeine ſchönſten Handlungen hüllen möchte. Ein Blick auf das Ganze ſeines Lebens erfüllt uns mit heiligen Schauern, ſeine ſchöne Seele mahlt ſich in der harmoniſchen Güte aller ſeiner Grundſätze, ſeiner Gefühle und Handlungen, wir glauben, der Gottheit näher zu ſeyn, wenn wir ihn betrachten. Der falſche Fromme flieht ihn, denn er kann den richtenden Blick des Edlen nicht ertragen; er eilt in die Schlupfwinkel der Verleumdung, und ſtreut Schatten eines flüchtigen Augenblickes auf den reinen Glanz ſeines Werthes. O der Elende möchte den Adel der wahren Frömmigkeit ausrotten, aber ſeine verächtlichen Pfeile fallen kraftlos von ihrer Glorie nieder. —

So ſteht alſo, meine Theuren, der wahre Fromme im innigſten Bündniſſe mit der Menſchheit und Gott, während der falſche Fromme ſein Herz von ihnen losreiſst, und nur mit den Lippen, der Menſchheit: Liebe, der Gottheit: Verehrung heuchelt. Kurz iſt der Raum des Lebens für das erhabene Ideal der wahren Frömmigkeit, welches wir ſchon hier erreichen ſollen, verführeriſch ſind die Reitze, die uns von allen Seiten hindern können, mit feurigem Eifer nach ihm zu ſtreben. Laſst uns alſo unſre ganze Stärke aufbiethen, ununterbrochen über der Reinheit unſrer Herzen wachen, und keinen Augenblick verſäumen, der uns dem edelſten Ziele näher führen kann, das für den Menſchen gedenkbar iſt. Bewuſstſeyn unſrer Würde erleichtre uns die Opfer, die wir bringen müſſen, und verſüſse die Leiden, die nicht ſelten den wahren Frommen bis an ſeinen letzten Hauch begleiten. Glücklich ſind wir dann, wenn wir mit ruhigem Gefühle der andern Welt, und dem

Heiligen, der uns dort richtet, entgegen gehn, wenn die Nachwelt, die, über unſerm Grabe Gericht hält, uns das Zeugniſs, daſs wir wahrhaft fromm waren, nicht verſagen kann, wenn der Segen unſrer Gottesfurcht und Tugend von Zeitalter zu Zeitalter forterbt.

Erhabener Gott, der du deinen Menſchen Freyheit verliehſt, und uns durch das Geſetz, das du in unſre Seelen prägteſt, aufforderteſt, Urheber unſres eignen Werthes zu ſeyn, der du aber auch unſichtbar und unbegreiflich unſre ſittliche Laufbahn umſchwebſt, und uns mit deiner rettenden Gnade nahe biſt, wenn wir in Gefahr ſind, zu ſinken. Stärke unſre Vorſätze und beſeele uns mit Muthe zu den Kämpfen, die uns erwarten;

Wenn das verirrte Herz unheilgen Stimmen lauſcht,
Und niedre Lüſte nur um hohe Würde tauſcht,
Wenn matt nur deine Stimm' aus unſerm Innern ſpricht,
Gieb dann dem Schwachen Kraft, und ſeinen Pfaden Licht!

III.

Hymne.

1.

O Geiſt, den auf ſo tauſendfache Weiſe
Der Prieſter nennt, der Menſch verehrt,
Blick auf ein Volk, vereint zu deinem Preiſe;
Sein frommes Flehen werd' erhört!
Es beuge ſich in beiden Hemiſphären
Die weite Welt, o Heiliger, vor dir;
Zu dir, dem Geiſt der Liebe, flehen wir,
Selbſt wenn wir dich, den ſtrengen Richter, ehren.

Zerbrich die Feſſeln überall!
Gieb, Gütiger, dem Erdenball
Gieb Freiheit ihm und Frieden!

III.

Hymne a l'Être ſuprême.

I.

Être infini, que l'on adore,
Sous des noms, des cultes divers,
Entends d'un peuple, qui t'implore,
Les voeux et les pieux concerts!
Que toute la terre flechiſſe
Dévant ta ſainte volonté!
Nous eſperons en ta bonté,
Même en redoutant ta juſtice.

Briſe partout les fers de la captivité,
Dieu bon, Dieu bon, donne à la terre
La paix, la liberté.

2.

Dem Nichts entſprang, dein göttlich Bild zu
tragen,
Der Menſch, um frei wie du zu ſeyn.
Ihn in der Knechtſchaft ehrne Bande ſchlagen,
Heiſst frevelnd dein Geſchenk entweihn.
Vertritt dein Werk, und deine Rache flamme,
Du Rächender, wenn ihm Tyrannen drohn.
Wer niederkniet, Staub vor des Staubes Sohn,
Nie rühme der ſich, daſs er vom Himmel ſtamme!
Zerbrich etc.

3.

Naht, die ihr noch der Freiheit Namen ſtammelt,
Naht euch, ihr Kinder, dem Altar.
Dem Gott, der hier ein Brudervolk verſammelt,
Bringt, Mütter, euern Säugling dar.
Und Greis und Kind, und Mann und Jüngling
flehn,
Es fleh zu ihm der Jungfraun frommes Chor,
Daſs ſtrahlend einſt der Freiheit Stern hervor
Am Horizont für alle Brüder gehe.
Zerbrich etc.

2.

En faiſant l'homme à ton image,
Tu le fis libre comme toi:
Vouloir le mettre en esclavage,
C'eſt attenter à tes loix.
Dieu vengeur, defends ton ouvrage
Des entrepriſes des tyrans.
Tous les hommes ſont tes enfans,
Toi ſeul merite leur hommage.

Briſe par-tout etc.

3.

Approchez, enfans de toute âge,
Jeunes filles, venez auſſi!
Venez préſenter votre hommage
Au Dieu, qui nous raſſemble ici.
D'une bouche innocente et pure
Démandez lui, que ſes bienfaits
S'etendent ſur tous les français,
Comme ſur toute la nature.

Briſe par-tout etc.

4.

Kraft, Urquell, Geiſt, zu dem die Geiſter beten,
Wer nennt uns dich? — Der Bonze nicht,
Der Wurm nennt dich, den in den Staub wir
treten,
Und Nacht und Sturm und Sonnenlicht.
Vom Aufgang preiſt dich bis zum Niedergange
Der Schöpfung Lied, die Hymne der Natur;
Wir fühlen dich, wir ahnden deine Spur,
O leih dein Ohr auch unſerm Rundgeſange:

Zerbrich die Feſſeln überall!
Gieb, Gütiger, dem Erdenball
Gieb Freiheit ihm und Frieden!

Stampeel.

4.

Dieu createur, ſuprême eſſence!
Le ciel plein de ta majeſté
Le ciel atteſte ta puiſſance,
La terre atteſte ta bonté.
Des aſtres les diſques ſublimes
Roulent ſous tes pieds glorieux;
Et les éclairs de tes cent yeux
Percent les plus profonds abîmes.

Briſe par-tout les fers de la captivité.
Dieu bon, Dieu bon, donne à la terre
La paix, la liberté.

Le Brun.

IV.

Ueber den Neid,

eine moraliſch-religiöſe Betrachtung.

Es iſt ein niederſchlagender Gedanke, daſs nur äuſserſt wenige Menſchen einer herzlichen Mitfreude über das Glück ihrer Mitmenſchen fähig ſind, daſs man aber, ohne ungerecht zu ſeyn, bey jedem Menſchen im Durchſchnitte lebhafte

Gefühle des Neides über fremde Vollkommenheit vorausſetzen kann. Dieſe Wahrheit iſt ſo allgemein angenommen, daſs man es kaum noch für unſittlich hält, wenn ein Menſch ſich von jener Gemüthsbewegung beherrſchen läſst, und viele unſittliche Leidenſchaften von weit geringerer Bedeutung unendlich höher anrechnet, als jene. Es ſcheint, daſs jeder es ſich zur Maxime mache, des Neides zu ſchonen, weil er die Keime deſſelben in ſich ſelbſt fühlt.

In jedem Menſchen liegt in der That eine urſprüngliche Anlage zum Neide. Der weiſe Urheber unſrer Natur pflanzte in Beziehung auf jede Tugend Gegenreize in unſerm Gemüthe, damit wir uns auf die edelſte Weiſe vervollkommnen könnten. Gab er uns auf der einen Seite das Vermögen der Sympathie für fremdes Glück; ſo begründete er auf der andern einen mächtigen Hang zum Neide, und überlieſs es der ſittlichen Freyheit, dieſen zu überwinden.

So gewiſs es iſt, daſs wir dieſen Hang beſiegen können, ſo ſehr entehrt es die Menſchheit, daſs die Meiſten ſich bis auf den Grad eines herrſchenden Affekts ſteigen laſſen, und die Wenigſten eine Ahndung davon haben, daſs unſre Natur dadurch ſo tief herabgewürdigt wird. Erforſchen wir jenen ſchrecklichen Affekt in dem Innern der Schlupfwinkel, wo er ſich verbirgt, ſehen wir ſeine genaue Verwandſchaft mit den niedrigſten und für das Wohl der Menſchen verderblichſten Laſtern, und ſeinen groſsen Einfluſs auf die Entheiligung aller Pflichten, die wir uns ſelbſt, unſern Mitweſen und der Gottheit ſchuldig ſind, ſo müſſen wir zugeſtehn, daſs kein Affekt den Menſchen tiefer unter ſeine Würde erniedrigt, als jener, und daſs es ein Hauptaugenmerk redlicher Erzieher ſeyn ſollte, ſeine Keime ſo früh als möglich in den jugendlichen Seelen zu erſticken. *)

Welch eine gräſsliche Geſtalt biethet dieſer Neid dar, wenn man ihn als verſchuldeten Affekt betrachtet! Wie muſs uns ein Weſen erſcheinen, welches der Gedanke fremder Vollkommenheiten in Traurigkeit verſetzt, welches mit Mismuth die angenehmen Gefühle anderer bemerkt, und dieſen Mismuth mit einem unmenſchlichen Wohlbehagen nährt? Da verbirgt es ſich in der Einſamkeit ſeines Zimmers, und

---

*) *Wie wenig die Menſchen über den Neid denken, ſieht man auch daraus, daſs beinahe alle Pädagogen ihn flüchtig behandeln, oder ganz von ihm ſchweigen, daſs Eltern an nichts weniger zu denken pflegen, als daran, ob vielleicht ihre Kinder einen ſtarken Hang zum Neide beſitzen, und ob dieſer Überhand zu nehmen drohe.*

während es in der ſchönen Natur und den Cirkeln ſolcher guter Menſchen auf die edelſte Weiſe genieſſen könnte, verzehrt es ſeine Lebenskraft durch den Gram, den ihm die Bilder fremder Glückſeligkeit verurſachen. Oder es wandelt ſtumm und traurig durch die Reyhen ſeiner Brüder, ſeine Blicke befeinden jede Freude, und ſein verachtungsvolles bitteres Lächeln erdrückt jeden Scherz in der Geburt; Schweigen verbreitet ſich rings um ihn her, ſchüchtern ziehn ſich die Herzen vor dem Menſchen zurück, der ſeine Menſchheit verläugnet.

Wie können ſich auch die Herzen einem Weſen nähern, welches ihnen jede Freude mißgönnt, und in welchem der Anblick fremder Glückſeligkeit nur den Wunſch, ſie zu vernichten, hervorbringt, einem Weſen, welches, wie ein feindſeliger Geiſt, immer über Planen der Zerſtörung brütet. Ich ſage nicht zu viel, indem ich dieſes behaupte. Ein Menſch, für den der Gedanke des Wohles ſeines Mitweſens Quelle von Gram wird, muſs auch wünſchen, daſs es vernichtet würde, in ſeinem Grame ſelbſt liegt dieſe grauſame Forderung. Hätte der Neidiſche immer Macht über das Weſen, dem er ſein Glück misgönnt, er würde dieſes ohne Bedenken zerſtören; nur ſein Unvermögen hält ihn zurück. Oder trauert er etwa nicht deſshalb über das Wohl ſeines Mitweſens, weil nach ſeinem Willen es ihm nicht zukommen ſollte, weil ſeine eigne Glückſeligkeit wüchſe, wenn es ihm entriſſen würde? — Ia fürwahr, er will allein genieſen, während alle ſeine Brüder darben, will durch einen allgemeinen Raub die angenehmen Gefühle aller ſeiner Mitweſen an ſich reiſſen, und im Kreiſe der Erde der Alleinſelige ſeyn. Iſt's ein Wunder, daſs kein Weſen ihn lieben kann, daſs jeder Edle vor dem Räuber zurückſchaudert? —

So wie die ganze Geſinnung des Neidiſchen Selbſtſucht und Menſchenverachtung athmet, ſo iſt ſie auch offenbare Empörung gegen die Regierung Gottes. Der Menſch verdankt alle ſeine Freuden, und jeden Zuwachs von Glück und Vollkommenheit ſeinem Schöpfer, jeder Gram eines Menſchen über fremdes Wohl iſt eine Läſterung Gottes, ein Aufſtand gegen die Ordnung ſeiner Heiligkeit und Weisheit. Kannſt du, Elender, ohne den Allmächtigen, einem Geſchöpfe einen frohen Augenblick verleihen, und wenn du es nicht kannſt, wenn alles ſein Wohl in Erinnerung, Gegenwart und Hofnung, ein Geſchenk des Ewigen iſt, wie magſt du dich vermeſſen, ihn zu meiſtern, und mit widerſinnigem Uebermuthe von ihm zu fordern, daſs du allein genieſeſt, und Alle darben?

Kannſt du den Plan des Unendlichen überſehen, nach welchem er die Glückſeligkeit vertheilt, darfſt du dich erdreuſten, ihn zur Rechenſchaft zu ziehn, daſs er andre Menſchen eben ſo glücklich, oder glücklicher, als du, werden lieſs? Fühlſt du nicht, daſs du, indem du neideſt, dich zum Richter deines Gottes, zum Aufſeher in ſeinem Reiche aufwirfſt?

So liegt denn in der Geſinnung des Neidiſchen, auch wenn er ſie in ſich verſchlieſst, grobe Selbſtſucht, Menſchenverachtung, und Frevel gegen Gott. Wenn ſie vollends in Thaten übergeht, erſcheint ihr ſchändlicher Inhalt, erſcheinen ihre entehrenden Beziehungen auf die Menſchheit und das höchſte Weſen im vollen, aber traurigen Lichte.

Am gewöhnlichſten geht der Neid in Verleumdung über. Bezieht er ſich auf Vollkommenheiten und Verdienſt des Mitmenſchen, ſo ſucht er dieſe entweder ſo viel als möglich herabzuſetzen, oder, wenn ſich dieſs nicht thun läſst, Schwächen zu finden, welche den zugeſtandenen Werth des Weſens verdunkeln. Bezieht er ſich unbedingt auf Glückſeligkeit, ſo bringt er durch ſpitzfindige Berechnungen heraus, ſie ſey unverdient, das Weſen ſey ihrer nicht werth.

Wer wird mehr beneidet, als ein Mann von groſsen Geiſtesgaben? Selbſt der Reiche kann, wenn er nicht ganz verwildert iſt, den geheimen Wunſch nicht verleugnen, mit ſeinen Gütern ausgezeichnete Talente zu verbinden. Und jeder aufgeblaſene Schwachkopf in einem Staatsamte ſchielt mit Blicken der Miſsgunſt nach dem Glanze eines erhabnen Genies. Aber in welches Gefühl geht die verborgne Huldigung über, die ſie wahrer Gröſse nicht verſagen können? — In Gram über einen Werth, den ſie ſelbſt nicht beſitzen, und nie beſitzen werden;

ihr Gram verliert ſich im Haſſe, und ihr Haſs bricht in Verleumdung aus.

Können ſie dem ſelbſtleuchtenden Sterne ſein Licht nicht nehmen, ſo ſtehen ihnen dienſtbare Winde zu Gebothe, welche Wolken herbeyführen, und der Stern iſt beſchämet. Woher die zahlloſen Verunglimpfungen, die ſich der Troſs der kleinen Menſchen gegen die gröſsern erlaubt? Woher ihr unſeliger Drang, ſich an Geiſter zu wagen, deren Ueberlegenheit ſie niederdrückt? Warum werden *ſie*, die auſſerdem nie denken, denn zu Erfindern, wenn es darauf ankommt, eine groſse Seele herabzuwürdigen? O, es iſt der Neid, der ihre verächtlichen Schritte leitet: gern möchten ſie die groſse Seele plündern, und auf die niedrige Stufe ihrer eignen Armſeligkeit herabſetzen; da der Raub unmöglich iſt, rächen ſie ſich durch elende Verſuche, Finſterniſs über ihren Glanz zu verbreiten. Innerlich wünſchen ſie noch mehr: dieſs verkündigt ihre Freude, wenn ein Menſch von hohem Geiſte ſeinem Untergange nahe iſt, und ihr hölliſcher Jubel, wenn er untergeht. Dann haben ſie geſiegt; der ſeltſame Menſch, der in ihrer Ordnung die Ausnahme machte, iſt nicht mehr, und die Gleichheit iſt wieder hergeſtellt. —

Menſchen von muſterhafter Herzensgüte haben ein erträglicheres Loos. Gegen ſie iſt der Neid entweder ganz duldſam, oder doch wenigſtens ſchonend. Er weiſs wohl, daſs Moralität kein Gut iſt, weswegen es der Mühe werth wäre, einen Menſchen zu beneiden. Werke der Litteratur und Kunſt zu erfinden, dieſs heiſcht Ahndung; aber edle Thaten kann man einem jeden gönnen. Jene glänzen, dieſe werden kaum bemerkt.

Indeſſen finden ſich doch nicht ſelten im Gefolge des Neides Menſchen, welche ſich aus ihrer Niedrigkeit ſo weit erheben, um ihren Brüdern, welche gut ſind, ihren ſittlichen Werth nicht zu gönnen. Ihr Affekt bricht in bittre Kritiken ihrer Charaktere und Handlungen aus, und ſie wiſſen alle Kunſtgriffe auszuſpähen, wodurch ſie dieſelben in ein zweydeutiges Licht ſtellen können. Einige Wirkſamkeit des ſittlichen Gefühls liegt dieſer Art des Neides allerdings zum Grunde, allein ſie iſt nicht im mindeſten verdienſtlich, und mildert eben ſo wenig das Schändliche der Handlungen, die ſie hervorbringt. Solche Neider lieben die Pflicht und das Gute nicht; die Geſetze der ſittlichen Vernunft ſind ihnen läſtige Feſſeln, denen ſie ſich auf alle nur mögliche Weiſe entziehen, ihr höchſter Wunſch geht dahin, daſs doch überhaupt gar keine ſittliche Ordnung ſeyn, das Gericht des Gewiſſens verſtummen, und aller Unterſchied des Guten und Böſen verſchwinden möchte. Bey einer ſolchen Geſinnung erſcheint ihnen jeder Tugendhafte als ein Feind, den ſie um Kraft und Geltung bringen müſſen. Wenn überall kein ſittlich guter Menſch wäre, dann, meynen ſie, würden ſie ſich ihrer eignen Niedrigkeit nicht zu ſchämen haben. Betrachte man dieſe Denkart, in welcher Beziehung man wolle, ſie iſt die unwürdigſte, die in einer Seele gefunden werden kann; ein Neider in dieſem Geiſte leiſtet ehrloſe Verzicht auf ſeine eigne Vervollkommnung, wagt es auf das nächſte Eigenthum ſeiner Mitmenſchen, ihr ſittliches Verdienſt, und ſpottet der Gottheit, welche die Opfer ſeiner Verleumdung und ihn ſelbſt im Innern durchſchaut.

Wenn die Verleumdung des Neides blos auf fremde Glückſeligkeit gerichtet iſt, ſo macht er ſeinem erbitterten Herzen dadurch Luft, daſs er diejenigen, die ſie genieſsen, für unwürdig erklärt. Kann er, ohne vor ſich ſelbſt zu erröthen, ſolche Ausſprüche wagen? Reicht ſein Blick bis in die Tiefen des menſchlichen Herzens, vermag er alle Falten deſſelben zu durchdringen? Iſt er *über* Gott, um ſeine Weltregierung zu meiſtern?

Der Neidiſche ſcheint unſchuldig zu verfahren, wenn er ſeinen Affekt dadurch zeigt, daſs er ſich und andre überreden will, die Glückſeligkeit deſſen, den er beneidet, ſcheine nur groſs, ohne es in der That zu ſeyn, und durch erkünſtelte Spizfindigkeiten ſeine angenehmen Gefühle herabzuſetzen verſucht. Allein, er drückt dadurch eben die unſittliche Geſinnung aus, wie in den vorigen Fällen. Würde er wohl an jener Verkleinerung ein geheimes Vergnügen finden, wenn es ihm nicht Kummer verurſachte, ſein Mitweſen ſo glücklich zu ſehen? Und kann er leugnen, daſs ſein Intereſſe für jene Verkleinerung fremden Wohles der Quelle nach nicht viel beſſer iſt, als der Hang eines räuberiſchen Menſchen, welcher über Planen gegen die Güter ſeiner Mitweſen brütet, daſs er, wenn es in ſeiner Macht ſtünde, jedes angenehme Gefühl, welches er mit Miſsgunſt betrachtet, vernichten würde?

Und wer, der irgend Kenntniſs der Welt beſitzt, kann es bezweifeln, daſs der Neid wirklich in die boshafteſten Thaten ausbricht, daſs er in unzähligen Fällen zu Betruge, Raube, ja zu Morde geführt hat? Wer entartet genug iſt, um zu glauben, es geſchehe ihm durch jedes Glück ſeines Mitweſens unrecht, dem iſt ſelbſt kein Unrecht zu ſchreyend, welches er ſich nicht gegen ſeine Brüder erlauben zu dürfen glaubte. Wären die Menſchen nicht durch die Bande des Staates ſo ſehr beſchränkt, hielte Furcht nicht n dieſer Geſellſchaft die Leidenſchaften zurück, der Neid würde ſich minder ſchüchtern zurückziehn , er würde ſich in der grauſamſten Miſshandlung der Menſchheit die ſüſseſte Quelle von Wolluſt eröfnen.

Wenn aber auch der Neid nicht in wirkliche Schandthaten dieſer Art übergeht , ſo hebt er doch gewiſs alle thätige Menſchenliebe auf. Sein Intereſſe iſt es , daſs niemand glücklich ſey, und er würde ſich ſelbſt widerſprechen , wenn er ſich beeiferte , fremde Vollkommenheit zu vermehren. Mit ruhiger Kaltblütigkeit ſieht er den Armen unter dem Drucke ſeiner Bedürfniſſe ſchmachten, ſieht die Verleumdung den Ruhm trefflicher Menſchen untergraben , ſieht verirrte geiſtvolle Jünglinge verzweifelnd am Abgrunde des Verderbens ſtehen , und Mädchen von liebenswürdiger Unſchuld in die Arme ihrer Verführer ſinken. Alles dieſs rührt ihn nicht, ſeine

Selbſtſucht erſtickt jedes ſympathetiſche Gefühl, und der Gedanke, Retter und Beſchützer zu ſeyn, hat für ihn keinen Reiz.

Noch nicht zufrieden mit ſeiner eignen Liebloſigkeit, möchte er dieſelbe nur zu gern auch andern einflößen. Er ſtöhrt den Eindruck der rührendeſten Darſtellung der Lage eines Unglücklichen durch eine bittre Kritik ſeines Charakters und ſeiner Handlungen, durch einen empörenden Beweiſs, daſs er ſein Unglück verdiene, daſs Unglück allein ihn beſſre, und Wohlthat für ihn ſey. Oder er findet in ſeinem Schickſale eine weiſe Prüfung Gottes, und warnt, ſich nicht etwa einen frevelhaften Eingrif in die Regierung des Höchſten durch eine Hülfe, die ſeinen Planen entgegen wirke, zu erlauben. Oder er verbirgt ſich hinter der Maſke eines Menſchenhaſſes, den er nicht hegt, trauert über die Niedrigkeit der Geſinnung der meiſten

Menſchen, über ihre Gefühlloſigkeit gegen Wohlthaten, und ihren verächtlichen Undank. Mit ſpöttiſchem Lächeln betheuert er, wie ſo oft ihn die Menſchen hintergangen, wie ſo oft ſie ihm für Edelmuth und Aufopferung Bosheit zurückgegeben haben, und daſs es das Unglück ſeines Lebens ſey, der natürlichen Güte ſeines Herzens Grenzen ſetzen zu müſſen. Und wenn er denn nun ſieht, daſs ſeine Beredtſamkeit ihre Wirkung nicht verfehlt, daſs er ſo glücklich iſt, dem Leidenden den letzten Troſt zu rauben, der ihm in der Theilnahme beſſerer Menſchen übrig blieb; dann freut er ſich im Innerſten ſeines Herzens über den Triumph, den er davon trug, und bereitet ſich zu neuen Siegen ſeiner Unmenſchlichkeit vor.

Eine Seele, welche der Neid in ſeine entehrenden Feſſeln geſchlagen hat, iſt einer wahren und reinen Verehrung Gottes nicht fähig.

Die Vorſtellung dieſes Weſens muſs ihr eine furchtbare Vorſtellung ſeyn, ſie möge es betrachten, von welcher Seite ſie wolle, jede Vollkommenheit deſſelben ſpricht ihr Verdammungsurtheil. Der Neidiſche iſt ein miſsvergnügter empöreriſcher Bürger im Reiche Gottes, er möchte *dem*, welchem er alles verdankt, den Plan ſeiner Regierung vorzeichnen, möchte ſich über ihn erheben, um ſeine Brüder zu unterdrücken. Wie kann dieſes Geſchöpf ein Weſen lieben, welches die leiſeſte Geſinnung durchdringt, und nach den ewigen Geſetzen der Gerechtigkeit über ſie entſcheidet. Verberge der Neidiſche ſeine Gefühle in den innerſten Tiefen ſeiner Seele, ſpiele er, wenn es ihm möglich iſt, in den Augen der Welt die Rolle des Menſchenfreundes; den Blick der Gottheit vermag er nicht zu täuſchen, ſie durchſchaut das Gewebe ſeines feinliſtigen Charakters, und das ganze Spiel ſeiner verachtungswerthen Wünſche. Darum bebt er auch vor den Gedanken dieſes Weſens zurück , und ſtatt ihm Bewunderung und Dank zu opfern, ſeufzt er, daſs ein Gott iſt.

Wenn irgend ein Laſter ſchon in dieſer Welt von ſeiner Strafe begleitet wird, ſo iſt es der Neid. Wird er in der Seele eines Menſchen herrſchend,dann verſchlieſsen ſich ihm alle Quellen reiner Freuden , dann giebt es überhaupt für ihn keinen Genuſs mehr , der nicht durch die bitterſten Schmerzen vergällt würde, keinen , der nicht Schaamgefühl und Gewiſſensbiſſe mit ſich führte. Und ſo muſs denn in der Mitte dieſer ſchönen und an allen Gütern reichen Welt ein Weſen darben, welches Niemand auſser ihm glücklich ſehen will , und der Seegen, den es ſeinen Brüdern misgönnt, verwandelt ſich in Fluch für ihn. *)

---

*) *Ein neuerer franzöſiſcher Dichter ſagt ſehr ſchön vom Neide:*

Voyez ce monſtre au teint hideux,
Des ſerpens ſifflent ſur ſa tete;
Un feu noir jaillit de ſes yeux;
Sa figure eſt pâle et défaite.
Il gémit de voir des heureux;
Il ſouffre du calme du ſage;
L'aſpect d'un homme vertueux
Enflamme ſa coupable rage.

Liégeard.

V.

Andacht.

Schweigt, ihr Sinne! dieſe heilge Stille,
wo mein Geiſt, entbunden ſeiner Hülle,
Sich der reinſten Seligkeit erfreut;
Wo er auf der Andacht leiſen Schwingen
Strebt, zum Vater der Natur zu dringen,
Sey durch keinen Erdentand entweiht.

Frey und los von allen Erdenmängeln,
Schwebt er jetzt, ein Engel unter Engeln,
Seelig mit den Seeligen vereint;
Zittert nicht vor ſeines Gottes Gröſse,
Den er im Gefühle eigner Böſse
Dennoch liebend zu umfangen meint.

Sorgenlos ſich ſelbſt zurückgegeben,
Nimmt er aus dem engen, dumpfen Leben
Unverdorben ſeinen ſtillen Sinn.
Voll Vertraun, vergeſſend ſeiner Schranken,
Schwingt er ſich im Reiche der Gedanken
Bis zum Höchſten aller Geiſter hin.

Schaamvoll fliehen alle niedre Triebe,
Nur die reinſte, makelloſe Liebe
Folgt ihm vor des Ewigen Altar,
Und voll Demuth bringt er dieſe Gabe,
Als das Edelſte von ſeiner Habe,
Gern dem Ewigen zum Opfer dar.

Welch ein Glück, im freudigen Vertrauen
Frommer Unſchuld zu dir aufzuſchauen,
Der des Weltalls hohe Ordnung lenkt,
Im Gebet zu dir ſich zu erheben,
Nicht vor deinem Richterernſt zu beben,
Wenn die Seele ſüſs erſtaunt dich denkt.

Vater, wenn des Herzens ſtille Leiden
Von den Freuden dieſer Welt mich ſcheiden,
Und mein letztes Glück in Staub zerfällt;
O, dann tröſt in ſolchen Augenblicken
Mich der Andacht heiliges Entzücken
Mit den Freuden einer beſſern Welt.

VI.

Ueber den Geitz,

eine moraliſch - religiöſe Betrachtung.

Der Geitz gehört unter diejenigen Laſter, denen die Menſchen die meiſte Schonung angedeyhen laſſen. Rechnet man die groſse Menge minder wohlhabender und armer Menſchen weg, deren bittre Deklamationen gegen daſſelbe nur vom Neide herrühren, ſo bleiben ſehr wenige übrig, welche ihn nach ſeinem wahren Gehalte würdigen, und den innigen Abſcheu gegen ihn empfinden, den er verdient.

Viele betrachten den Geitz als eine unſchuldige Schwäche, welche Anſpruch auf Nachſicht mache; eine Folge des unüberwindlichen Reize, den für ſie ſelbſt der Gedanke des Beſitzes groſſer Reichthümer hat. Andre, kurzſichtig genug, um die Unſittlichkeit und die Folgen deſſelben für die Menſchheit gehörig zu ſchätzen, ſehen ihn nur von ſeiner lächerlichen Seite an, und machen ihn, wenn ſie an ihn denken, zu einem Gegenſtande ihres Zeitvertreibes. Von dieſen hört man nur Scherze über jenes Laſter, nie den Ausdruck tiefer Verachtung, mit welchem es gebrandmarkt werden ſollte.

Kaum glaublich, aber doch wahr iſt es, daſs es der niedrigen Seelen nicht wenige giebt, die, vom Gefühle blinder Ehrfurcht gegen die Güter der Erde niedergedrückt, mit Bewunderung zu dem Geitzigen aufſehen, und ſeinen Charakter, als etwas groſses, anſtaunen.

Was iſt wohl für alle dieſe Verblendeten beſchämender, iſt es ihr Unvermögen, den ſittlichen Werth des Geitzes zu beſtimmen, über den ein unverdorbenes Gefühl ohne alle fremde Leitung entſcheidet, oder ihre Gleichgültigkeit gegen die edelſten Pflichten, denen die Menſchheit Huldigung ſchuldig iſt, und die ſie in jedem Augenblicke verleugnen, wo ſie mit Schonung oder wohl gar mit Erhebung über den Geitz urtheilen? Drängen ſie nur in das Innere dieſer Leidenſchaft, faſsten ſie nur die unnatürliche Verſchrobenheit einer Seele, in welcher ſie herrſcht, weckten ſie das volle Bewuſstſeyn ihrer Verbindlichkeiten, und überſähen ihren ganzen Umfang, gewiſs ſie würde in ihrer empörenden Geſtalt vor ihnen ſtehen, und ihr Abſcheu würde keine Grenzen kennen.

Um die Moralität des Geitzigen gehörig zu beſtimmen, müſſen wir von richtigen Ideen über den wahren Werth des Geldes ausgehen.

Der Weiſe verachtet das Geld keinesweges, und man hört nie von ihm jene verächtlichen Ausſprüche über den Reichthum, in denen ſich mancher kleine Geiſt, ſey es nun im Ernſte, oder aus Affektation, ſo ſehr gefällt. So wie er alle Gegenſtände auf Vervollkommnung und wahre Glückſeligkeit bezieht, ſo faſst er auch den Reichthum aus dieſem Geſichtspunkte, und denkt ihn als eine Fülle von Mitteln für die Erreichung der nothwendigſten und edelſten Zwecke der Menſchheit. Er bemerkt, wie ſehr die Wirkſamkeit des Menſchen durch Mangel und Dürftigkeit beſchränkt wird, bemerkt, daſs er in tauſend Fällen die Güte ſeines Herzens nicht geltend machen kann, und die ſchönſten Pflichten, die er mit ſo inniger Verehrung fühlt, ruhen laſſen muſs, wenn ihm ein verhältniſsmäſiges Vermögen verſagt iſt.

Wie niederſchlagend iſt es, das Reitzende der Wohlthätigkeit mit allem Feuer eines Menſchenfreundes zu fühlen, und doch zugleich für immer unfähig zu ſeyn, einem nothleidenden zu helfen; wie niederſchlagend, ſich des hohen Berufs, unter ſeinen Brüdern Aufklärung zu verbreiten, bewuſst ſeyn, und ſeiner edlen Thätigkeit von allen Seiten durch drückende Armuth Grenzen geſetzt ſehen.

Wie troſtlos, Talente für unſterbliche Verdienſte um die Menſchheit zu beſitzen, und bey der gänzlichen Ermangelung aller Hülfsmittel der Bildung, ſie unterdrücken, oder dem Zufalle Preis geben zu müſſen.

Mit Wehmuth bedenkt dieſs der Weiſe, und Reichthum wird ein intereſſanter Wunſch für ihn. Er ſelbſt beſchränkt ſich gern und willig auf die Befriedigung weniger Bedürfniſſe des Lebens; aber zur allgemeinen Vervollkommnung und Beglückſeligung ſeiner Brüder ſtark und entſcheidend mitzuwirken , durch Güte und Wohlthätigkeit die Gleichheit herzuſtellen, welche durch die Launen des Glücks und des Schickſals ſo zahlloſe Mahle unterbrochen wird , dieſs iſt ein Gedanke, der ihn begeiſtert; nicht für ſich, für die ganze Menſchheit möchte er reich ſeyn. Zwar weiſs er , daſs die Heiligkeit und Macht eines allwaltenden Gottes den Lauf der Welt regiert; aber er weiſs zugleich, daſs dieſes erhabene Weſen in ſeiner Weltregierung unſerer Freyheit ihre groſse Rolle anwieſs, und daſs es dem edlen Entſchluſſe des Menſchen, überall Befriedigung und Glück zu verbreiten, ſeinen Beyfall nicht verſagen kann. Er ſucht alſo auf jede rechtmäſige Weiſe zum Beſitze von irrdiſchen Gütern zu gelangen, er kommt den Thoren und Laſterhaften durch ſchuldloſe Mittel zuvor; je umfaſſender ſeine Schätze, um ſo mehr Mittel beſitzt er, den Wünſchen ſeiner Brüder entgegen zu kommen, und, als Stellvertreter der wohlthuenden Gottheit, ihr Glück zu gründen, oder ihr erſchüttertes Wohl zu retten.

Iſt einmahl gleiche Vertheilung der Güter nach den Verhältniſſen dieſer Welt nicht möglich, iſt es unvermeidlich, daſs ſich in den Händen der Einzelnen Ueberfluſs befinde, der ihre Bedürfniſſe unendlich überſteigt; wer kann mit mehrerm Rechte auf immer fortſchreitenden Wachsthum ſeiner Glücksgüter hinarbeiten, als der Weiſe, welcher, von den beſten Grundſätzen geleitet, und geſtützt auf ſeine Seelengröſse, einen Gebrauch von ihnen macht, der zum Segen der ganzen Menſchheit, zum Glücke ſeiner Zeitgenoſſen und aller künftigen Generationen ausſchlägt.

Wie beneidenswerth iſt das Loos des Weiſen, dem Reichthum ward! Wie bewundernswürdig ſeine Verwaltung der Güter, welche die Vorſehung ihm verlieh! Wie ruhevoll und ſüſs ſein Bewuſstſeyn, wenn er den Umfang ſeines Vermögens mit dem Umfange ſeines Herzens vergleicht, und findet, daſs jenes für die liebreichen Zwecke von dieſem immer noch zu klein iſt! Wie entzückend der Gedanke, daſs er nie ſo viele Schätze bekommen könne, daſs ſeine Wohlthätigkeit ermüdete, und die Fülle ſeiner menſchenfreundlichen Wünſche erſchöpft würde. Mit jedem Zuwachſe von irrdiſchen Gütern knüpft er neue Bande zwiſchen ſich und ſeinen Brüdern, und tauſende vielleicht theilen ihre Dankbarkeit zwiſchen Gott und ihm. —

In welchem niedrigen Contraſte ſteht der geitzige Reiche gegen jenen weiſen Reichen! —

Für den geitzigen Reichen iſt das bloſse Bewuſstſeyn, einen Ueberfluſs von Geld, und mit ihm den Innbegrif von zahlloſen Mitteln irrdiſcher Glückſeligkeit zu beſitzen, das höchſte Gut, und die ausſchlieſsliche Quelle aller ſeiner angenehmen Empfindungen. Der Gedanke deſſen, was er durch ſeinen Reichthum genieſsen konnte, wenn er wollte, iſt für ihn beſeligender, als aller Genuſs ſelbſt; während ſeine Blikke auf ſeine eiſernen Käſten geheftet ſind, muſtert er mit kalter Verachtung die Freuden des Lebens, und lacht mit heimlicher Wolluſt über die Thoren, die ihnen mit ſo vielem Eifer nachjagen. Er fühlt es nicht, daſs er der gröſste Thor, und der Lebensgenuſs, den er im bloſsen Beſitze fruchtlos ruhender Geldſummen findet, der elendeſte iſt.

Indeſſen erſcheint der Geitzige von dieſer Seite noch nicht in ſeiner ganzen Nichtswürdigkeit. Seine Verzichtleiſtung auf alles Vergnügen auſser der Wonne ſeines Reichthums lieſse ſich entſchuldigen, wenn er nicht zugleich auch auf jedes Verdienſt Verzicht leiſtete, welches er ſich vermittelſt gröſserer oder geringerer Aufopferungen, um ſeine und ſeiner Mitmenſchen Vervollkommnung und Glückſeligkeit erwerben könnte. Allein, dieſs eben iſt der empörendeſte Zug in dem Gemählde ſeines Charakters, daſs die unſelige Liebe zu einem leidigen Metall jedes höhere Intereſſe für die Menſchheit in ihm erſtickt hat, daſs er keiner Achtung für das wahrhaft Gute und Bewundernswürdige, keines warmen ſympathetiſchen Gefühls mehr fähig iſt. Ohne irgend eine Regung von Enthuſiaſm denkt er die edelſten Zwecke, die einen Menſchen begeiſtern können, ſein ausgetrocknetes Herz wird nicht gerührt, wenn er den tugendhaften Reichen für Welt und Menſchheit handeln und aufopfern ſieht; innerlich lacht er ſeiner Thorheit, und brütet über dem gräſslichen Gedanken, daſs er ihm nachahmen könne, wenn er nur wolle, daſs aber das Bewuſstſeyn des Beſitzes ſeiner Schätze ihm mehr gelte, als das Bewuſstſeyn der ſchönſten Thaten.

Die Wurzel , aus welcher der Geitz entſpringt , iſt die gröbſte und entſchiedenſte Selbſtſucht. Kann wohl ein Weſen eines herrſchenderen Egoiſm fähig ſeyn, als der Sklav jenes Laſters , welcher Summen auf Summen häuft, um ſich durch die bloſe Vorſtellung eines fruchtloſen Beſitzes glücklich zu fühlen. Nein , die mittheilenden Neigungen müſſen in der Seele eines Weſens gänzlich verloſchen ſeyn , welches Güter , durch die vielleicht tauſend Unglückliche gerettet würden, einkerkern kann, um ſich an dem Gedanken zu weiden , daſs ſie in ſeiner Macht, und für den Genuſs jedes andern Weſens verſchloſſen ſind. Welche menſchenfeindliche Geſinnung, welche furchtbare Ertödung der liebenswürdigſten Gefühle liegt dem Plane eines ſolchen Glücks zum Grunde! Was irgend wird ein Menſch ſich verſagen, der die Würde ſeiner Natur ſo ganz verleugnen, und ſeinen Lebensgenuſs auf Unmenſchlichkeit gründen kann.

Nein, der Geitzige liebt kein Weſen auſser ſich, Glück und Elend ſeiner Mitmenſchen iſt ihm gleichgültig; könnte er alle Schätze der Welt unter ſeinen Händen vereinigen, ſo würde der Gedanke ihm Wolluſt ſeyn, daſs ſo unzählig viele von ſeinen Brüdern darben müſſen, die nur eines Entſchluſſes ſeines Willens bedürften, um das Glück des Lebens zu fühlen. Er unterdrückt ſelbſt jene ſo natürlichen und ſüſſen Empfindungen, welche die Bande der Verwandſchaft zwiſchen Menſchen und Menſchen hervorſpringen. Die Vorſtellung ſeines Reichthums trocknet jede Quelle derſelben aus; *Vater, Sohn und Bruder* ſind leere Nahmen für ihn. Der Staat, welcher ihn als ſeinen Bürger ſchützt, erregt nur inſofern ſein Intereſſe, als er deſſelben zur Sicherheit ſeiner Güter bedarf, und nur inſofern giebt er nothgedrungen für ihn Beyträge, die er noch dazu mit der unedelſten Kargheit abmiſst. *Dafür* hat er keinen Sinn, daſs die Menſchheit ihren Frieden nur dieſer ehrwürdigen Verbindung verdankt, und daſs die Erreichung der heiligſten Zwecke derſelben, von der Vollkommenheit und dem Wohlſtande der Verfaſſung abhängt, keinen Sinn dafür, daſs der edlere Bürger dem Ganzen nicht blos diejenigen Gaben darbringt, welche die Gewalt der Geſetze ihm abdringt, ſondern auch zu jedem freyen Opfer bereit iſt, welches das Vaterland von ſeiner Groſsmuth fordert, und daſs die Herzen wahrer Patrioten auch für die Nachwelt und die kommenden Generationen ſchlagen. Dieſs ahndet er ſo wenig, daſs er vielmehr lieber dereinſt ſeine Schätze in *einer* Gruft mit ſeiner Aſche begraben wüſste, und der Gedanke ihm furchtbar iſt, daſs ſein Schatten ſie nicht bewachen kann', um die Lebenden von dem Genuſſe derſelben zurück zu ſchrecken.

Kann ein Weſen Gott lieben, welches eine ſo niedrige und unmenſchliche Leidenſchaft in ihre Feſſeln geſchlagen hat? eine Seele ſich zum Himmel erheben, welche in dieſer entehrenden Sklaverey allen Sinn für Menſchenwürde austilgte? Nein, das Herz des Geitzigen iſt der Religion verſchloſſen; wenn er ja Ueberzeugung von ihren Wahrheiten beſitzt, ſo iſt es ein falſcher und toder Glaube. Er hat keine Achtung vor der Menſchheit, wie mag Zukunft und Beſtimmung ihn intereſſiren? Wie kann die Ewigkeit für den ein erhabner Gedanke ſeyn, der ein flüchtiges Gut der Zeit anbetet? Wie kann *der* nach einer *andern* Welt verlangen, der ſein höchſtes Glück im Staube dieſer Erde ſucht? Ein ſolcher unreiner Geiſt flieht den Gedanken des Heiligen, und ſucht in dem gröbſen Aberglauben die Beſchönigungsgründe für jene Geſinnung, durch die er die Hoheit ſeiner Natur entweihte. Thöricht genug, um ſich unter der Gottheit ein Weſen zu denken, welches ſeine Laſter begünſtige, malt er ſich ihr mit frevelnden Gebeten und Gelübden für daſſelbe. Sie ſoll, ſagt er, ſeine Schätze bewachen, ihm kein Mittel verſagen, ſie zu vermehren, und ihre Allmacht verwenden, um andern Menſchen jede Theilnahme an denſelben unmöglich zu machen. Mit einem Worte, die weiſe, gerechte, wohlthätige Gottheit ſelbſt, ſoll in ſeinen feindſeligen Plan einſtimmen, daß er Mittel der Vollkommenheit und Glückſeligkeit für ſeine Brüder fruchtlos und ohne alles Bedürfniß beſitze, während dieſe zu keiner Freude darben. —

Der Tod begrenzt die Pläne dieſes Weſens, welches nicht ſich, nicht ſeine Mitweſen, nicht die Gottheit ſelbſt achtet, und der Richterſpruch des Ewigen tönt ihm, wenn er in jene Welt übergeht, ernſt und verdammend entgegen, ſo wie über ſeinem Grabe die Stimme des gefühlvollen weltbürgerlichen Menſchen unerbittlich entſcheidet.

VII.

Vergangenheit, Gegenwart, und Zukunft,

eine moraliſch-religiöſe Betrachtung.

Die *Gegenwart* iſt der einzige Zeitpunkt, von welchem wir ſagen können, daſs er *unſer* iſt; jedes Moment derſelben kann mit Handlung und Genuſs erfüllt werden. Die *Vergangenheit* können wir zwar ſo Erfahrung und Erinnerung benutzen, aber die Reyhe ihrer Begebenheiten nicht verändern. Die *Zukunft* hängt nur zum Theil von uns ſelbſt ab, während unzählige Auftritte in ihrer Sphäre ganz auſser dem Kreiſe unſrer Willkühr und Thatkraft liegen. Wollen wir Tugend ausüben, wollen wir Glückſeligkeit genieſsen, ſo kann dieſs nur durch weiſe und kluge Anwendung der *Gegenwart* geſchehen.

Für den edleren Menſchen ſollte die Gegenwart vorzüglich in *der* Rückſicht Werth haben, weil ſie allein die Gelegenheit, das Gute zu wollen und auszuüben, darbietbet. Er ſollte jeden ohne vernünftigen Gebrauch ſeiner Freyheit verſchwundenen Zeitpunkt derſelben als einen groſsen und unwiderbringlichen Verluſt anſehen, und ſein unabläſsiges Beſtreben ſollte darin beſtehn, in ihre ſo raſch vorübergehenden Räume des Guten ſo viel, als nur immer mögſich, zuſammen zu drangen. Nie ſollte er ſich in Vergangenheit und Zukunft ſo ganz verlieren, daſs ihm die köſtliche unerſetzbare Gegenwart nicht benutzt entſchwände.

Aber der Menſch iſt weit entfernt, von der Gegenwart immer denjenigen Gebrauch zu machen, welchen die Gebothe der Tugend und Weisheit fordern, weit entfernt, jedes ihrer hinfliehenden Momente durch Ausübung des Guten zu bezeichnen, und der Vergangenheit Thaten zu überliefern, die als Denkmäler ſeiner Trefflichkeit ihn aus der Ferne noch mit Ruhe und Freude erfüllen könnten. Er betrachtet die Gegenwart nur zu oft als einen bloſsen Spielraum für die Einfälle und Launen ſeines Leichtſinns, und glaubt, alles gewonnen zu haben, wenn er ſie nur im Rauſche einer angenehmen Zerſtreuung wegtändelt.

Väter! Erzieher! Gemeiniglich iſt es nur eure Schuld, wenn wir uns während des ganzen Lebens von jener gedankenloſen Gleichgültigkeit nicht losreiſsen können, mit welcher wir die raſche Zeit herandringen, uns flüchtig grüſsen und verſchwinden ſehen. Gröſstentheils gehen eure Bemühungen nur dahin, uns für den Erwerb zeitlichen Unterhalts Intereſſe und Bildung zu geben, oder, wenn wir durch unſer gutes Glück dieſer Sorge überhoben ſind, unſern Ehrgeitz für äuſsern Glanz und Anſtand zu beleben, und uns Geſchmack für das geſellige Leben einzuflöſsen. Ihr verſäumt, uns jene ernſte Stimmung mitzutheilen, mit welcher der Menſch Leben und Daſeyn betrachten ſollte; ihr erfüllt uns nicht mit Ehrfurcht gegen die Heiligkeit der Zeit, gewöhnt uns nicht zu der Fertigkeit, ununterbrochen unſre Kräfte zu den beſten Zwecken zu verwenden, und jede Gelegenheit feurig zu ergreifen, wodurch wir uns dem erhabenen Ziele der Menſchheit nähern können. Wenn wir eurer leitenden Hand entlaſſen werden, dann iſt in uns jener Geiſt der Trägheit ſchon herrſchend geworden, der die aufſtrebende Flamme der Tugendkraft unterdrückt, dann liegt das moraliſche Bewußtſeyn ſchon in jenen entehrenden Halbſchlummer eingewiegt, wo es auf einen zufälligen Traum ankommt, ob wir uns zuweilen bequemen, Gutes zu thun; die Tugend iſt in die Ferne gleichgültiger Nebendinge zurückgeſchoben, und unſre Thatkraft bebt, erſchlafft und verunedelt, um Gewinn und Vergnügen.

Wüßte der Menſch immer von der Gegenwart eine weiſe Anwendung zu machen, ſo würde er nicht bald die Gegenwart ganz vergeſſen, und nur unter Bildern der Vergangenheit und Zukunft herumſchwärmen; bald ſich blos auf die Gegenwart einſchränken, ohne der Zukunft einen Gedanken zu widmen; zwey Erſcheinungen, die ſich widerſprechen, aber einen und denſelben Grund haben, Unweiſheit im Gebrauche der Zeit.

Tief in der menſchlichen Natur liegt ein lebendiger Hang zur Unzufriedenheit mit dem Schickſale, den Gütern, den Freuden, welche gegenwärtig ſind. Seine Wurzeln ſind mannigfaltig und weit verbreitet. Stolz verführt uns, in unſern Forderungen überſpannt zu ſeyn, Undankbarkeit macht uns fühllos gegen gewährte Güter und Freuden, und unſre geſchäftige Phantaſie täuſcht uns durch eine Schöpfung lachender Scenen, deren immer eine anlockender iſt als die andre.

Der Menſch gefällt ſich in nichts ſo ſehr, als in den idealiſchen Bildern ſeiner Phantaſie:

hier dünkt er ſich Herr einer Natur zu ſeyn, deren Kräfte für die kühnſten Wünſche ſeiner Eitelkeit zureichen, und mit beflügelter Thätigkeit ſie zu befriedigen bereit ſind. Je mehr er ſich mit der Betrachtung jener Bilder beſchäftigt, um ſo unzufriedner wird er mit der Gegenwart. Er wähnt, die wirkliche Natur müſſe ſeinen Launen gehorchen, und in der Herbeyführung ſeiner Schickſale ſeiner ſchwärmenden Phantaſie nacheifern. So verliert er ſich in Träumen der Zukunft, und die Gegenwart rauſcht ihm unbemerkt vorüber.

Auch die Vergangenheit gewinnt durch die Unzufriedenheit des Menſchen mit der Gegenwart in ſeinen Augen an Reizen. Zwar hat hier ſeine Phantaſie minder freyen Spielraum für ihre Bildungen, aber ſie vermag doch, die Farben ſchon dämmernder Scenen des Lebens ſo wieder aufzufriſchen und zu erhöhen, daſs die lebenden Geſtalten der Gegenwart bleich und verdunkelt dagegen erſcheinen. Die weiſe Natur konnte das Gedächtniſs für den Schmerz aus der Natur des Menſchen nicht weglaſſen, wenn ſie nicht die zweckmäſsigſte Beförderung der wichtigſten Zwecke deſſelben aufgeben wollte; allein, mit bewundernswürdiger Wohlthätigkeit verlieh ſie der Erinnerung des Menſchen eine lebendigere Darſtellungskraft für das Vergnügen, dann für den Schmerz, ja, ſie gab ihr ſogar einen geheimen Zauber, mit welchem ſie in das Wiedergefühl voriger Leiden eine ſanfte Wolluſt zu miſchen weiſs. Kein Wunder, daſs der Menſch, wenn Unzufriedenheit mit der Gegenwart ſich ſeiner bemächtigt hat, die dämmernden Gefilde der Vergangenheit ſucht, und die Gegenwart vergiſst, während die magiſche Fackel der Erinnerung das ſchönſte Licht über jene verbreitet.

Oft aber ſehn wir auch den Menſchen ſeinen Blick der Zukunft verſchlieſsen, und nur für das gegenwärtige Moment leben. Nicht viel über das Thier erhaben, welches ſeinen Inſtinkten folgt, betrachtet er dann die Gegenwart als einen Raum, welcher mit Genuſs angefüllt werden muſs, und bildet Entwürfe auf Entwürfe, um die mannigfaltigſten und ſtärkſten Gefühle der Wolluſt in ihren Grenzen zu vereinigen. Die Zukunft iſt für ihn ſchauderhaft; ihre Finſterniſs verbirgt vielleicht die Grenze, wo Begier und Genuſs für ihn aufhören wird, oder auch wohl ein ernſtes Gericht, von welchem Rechenſchaft über ein verſchweigtes Leben gefordert wird. Er vernichtet alſo den Gedanken an ſie, und berauſcht ſich in den Freuden des gegenwärtigen Augenblicks.

Dem Menſchen offenbart ſich ſein wahres bleibendes Daſeyn durch das Bewuſstſeyn ſeiner

Perſönlichkeit, Freyheit und Moralität. Seine Beſtimmung zu grenzenloſen Fortſchritten in der Tugend iſt der Mittelpunkt, auf den ſich alle ſeine Beſtrebungen beziehen müſſen, wenn er nicht die Würde ſeiner Natur verleugnen, und zu einem blos ſinnlichen Weſen herabſinken will.

Wenn der Menſch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht anders, als in Beziehung auf Pflicht und moraliſche Beſtimmung, und zwar mit reinem Intereſſe ſeines Herzens denkt, dann wird er gewiſs auch von ihnen die weiſeſte Anwendung machen. Sein Blick wird immer zunächſt auf die Gegenwart gerichtet ſeyn, um ſie mit feuriger Thätigkeit auf Handlungen zu verwenden, die ſeiner vollkommen würdig ſeyen. Die *Vergangenheit* wird inſofern das gröſste Intereſſe für ihn haben, als die ernſte Beleuchtung derſelben den weiſen Gebrauch der

Gegenwart befördert. Die *Zukunft* wird ihn zu Entwürfen auffordern, wie er ſeine Natur immer mehr veredeln, und ſeine Tugendkraft auf die reinſte und wirkſamſte Weiſe in Thätigkeit ſetzen könne. Wenn er Vergangenheit und Zukunft nach dieſen Geſichtspunkten betrachtet, wird die Beſchäftigung mit ihnen den weiſen Gebrauch der Gegenwart nicht hindern, wird ihn nicht verführen, die gegenwärtige Gelegenheit, das Gute auszuüben, unbenutzt verſchwinden zu laſſen, und zu ſchwärmen, während alles ihn zum handeln auffordert.

Aber, wenn er dann nun alle Zeitpunkte ſeines Daſeyns, wenn er Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft immer nur in moraliſcher Beziehung denkt, wird ihm nicht durch dieſe finſtre Selbſtbeſchäftigung aller Lebensgenuſs entriſſen? Er kann die Gegenwart nicht mit ernſter Hinſicht auf ſeine Beſtimmung zur Tugend denken, ohne ſogleich damit die Vorſtellung der Zukunft zu verknüpfen, und, zwiſchen Furcht und Hofnung getheilt, zu fragen, ob wohl die Zukunft mit ſeiner Beſtimmung harmoniren werde? Wenn dieſs nicht der Fall ſeyn ſollte, wer darf ihm verargen, wenn er Pflicht und Tugend für leere Worte hält, der hinfliehenden Zeit ſo viel Vergnügen abzugewinnen ſucht, als die Sinne nur immer faſſen können, und jedes ſittliche Gefühl als feindſelig für ſeine Ruhe vertilgt? Dann denkt er die Zukunft als den Zeitraum künftigen Sinnengenuſſes, die Vergangenheit nur, wieſern ihre Erfahrungen uns fähiger machen, Wolluſt zu vervielfältigen und zu erhöhen. Alle andre Beziehungen, unter denen die Vorſtellungen davon Stöhrerinnen ſeines Vergnügens ſeyn würden, unterdrückt er. — Aber kann er wohl bey dieſem Miſsbrauche von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft glücklich, kann er mit ſich ſelbſt einig ſeyn? — Kann er die moraliſchen Beziehungen ſeiner Lebensdauer ganz und für immer ſeinen Augen entziehn? — Und wenn die ſiegende Vernunft ſeinen Blick zuweilen darauf hinlenkt, muſs er ſich in dieſen Zwiſchenräumen der Selbſtbeurtheilung nicht tief geſunken, nicht unausſprechlich elend finden? Können alle berauſchende Freuden der Welt ihm Erſatz für das Bewuſstſeyn werden, daſs er uneins mit Vernunft und Natur, uneins mit ſich ſelbſt iſt? —

Du nur, heilige Religion, die du das Band zwiſchen Himmel und Erde, zwiſchen Menſchheit und Gottheit knüpfeſt, die du dem Wanderer in den Labyrinthen des Lebens, mit wohlthätiger Fackel vorleuchteſt, und ihn mit begeiſtertem Blicke der Hofnung das umdämmerte Ziel ſeiner Pilgerſchaft in der Ferne ſehen läſſeſt, du nur lehrſt uns im weiſen Gebrauche von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft feſt und unerſchütterlich ſeyn, leiteſt unſre ſchwachen Blicke immer auf Tugend und Beſtimmung der Menſchheit, und gewöhnſt uns, auf dieſe nur alle unſre Vorſtellungen, Gefühle und Handlungen zu beziehen. Wen deine ſanfte Rede mit Glauben und Zuverſicht erfüllt, der weiſs es, und preiſst es mit Gefühlen heiſſer Andacht, daſs die Gefilde der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu dem Reiche eines heiligen, allmächtigen und weiſen Gottes gehören, und daſs die düſtern Pfade der verborgenen Zukunft zu lichtvollen Harmonien hinführen.

VIII.

Die Erinnerung.

Die du mir oft mit deinem holden Bilderſpiel
Und tauſend ſüſſen Phantaſie'n entgegen ſchwebſt,
In Purpurſchimmer mir die ſchöne Zauberwelt
Der Knabenjahre mahlſt, entſchlafne Freuden weckſt,
Und ach! den Himmelstraum von Ruh, die nicht mehr iſt;

Die du im Abenddämmern gern bey mir verweilſt,
Und von des Unterganges Flamme ſanft verklärt
n tiefe Schwärmerey die trunkne Seele wiegſt,
Die du um Mitternacht mir oft und oft erſcheinſt,
Und frohe Tage, die die Zeit ſchon längſt begrub,
Von neuem aufgehn läſſeſt, Urnen mir beſchwörſt,
Wo noch beweint die Aſche meiner Lieben ruht,
Daſs ihre Geiſter traulich mir vorübergehn,
Woher, Erinnerung, das kalte Graun vor dir
In friedevollen Schweigen dieſer Mitternacht? —
Am Horizonte bricht des Mondes reiner Strahl
In tauſend Wölkchen ſich, die Landſchaft rings umher
m Schauplatz für der Schatten ſtill romantiſches Spiel,
Und von den Feſſeln einer eitlen Welt gelöſst,
Kann frey und groſs die Seele herrſchen, unbeſorgt,

Ob ſie mit Hinterliſt der Thoren Spott belauſcht.
Woher, Erinnerung, das kalte Graun vor dir
Im friedevollen Schweigen dieſer Mitternacht?
Warum ſenkt Wehmuth ſich auf dieſes Herz herab,
Wenn jetzt mein Blick von dir zu Gottes Sternen ſich hebt? —

Biſt, Freundin, du nicht mehr die holde Zauberin,
Die auf erſtorbner Flur des Frühlings Roſen weckt?
Iſt deine Macht verſiegt, gehorchen deinem Wink
Die leichten Schatten ſel'ger Stunden jetzt nicht mehr? —

Du biſt es noch, doch mahnt der ſtille Ernſt der Nacht
Den einſam Wachenden an deine Ewigkeit.
Ich ſeh, ich ſehe dich, wie an den Sterbenden
Du deine Arme ſchlieſseſt, wie die Unterwelt
Mit ſeinem Schatten einſt auch dich empfängt. —

Der Lebensfreuden Roſenfarb' erbleicht,
Verloſchen iſt der Feuerblick der Phantaſie,
Die zaubriſch jene Welt mir wieder ſpiegelte;
Die Täuſchung gaukelt nicht mehr um mich her,
Und keine Schwärmerey verbirgt mich vor mir ſelbſt.
Ein tiefes Schweigen um den Ankömmling,
Nur du ſtehſt noch vor mir mit ernſtem Richterblick,
In deinem Spiegel ſeh' ich, wer ich bin,
Welch einen Bürger jetzt die andre Welt empfängt. —

Es iſt kein Lethe; fromme Dichter ſchufen
Den Quell der Ruh', aus dem Vergeſſung rauſcht,
Den ſchönen Traum, der Manchem, der vom Leben ſchied,
Den letzten frohen Schlag des Herzens gab. —

Warum, Vergeſſung, hat ſich je der Menſch nach dir geſehnt?
Warum verlangt, des Erdenlebens Bilder
Und alle Bande mit Vergangenheit
In eines Stromes Fluten untergehn zu ſehn?
Warum, erinnerungslos die Zukunft zu begrüſsen,
So wie er, neugebohren, dieſe Welt betrat? —

Führt ſein Geſchick nicht manchen ſchönen Tag herbey,
Sind manche ſüſse Leiden nicht des Denkmals werth,
Verdient die Tugend nicht den Kranz der Ewigkeit? —

Die Tugend; wohl! wer nähme nicht die Edelthaten,
Wodurch er Gott ſich naht, ſo gern mit über's Grab?
Wer fände dieſe Lichtgeſtalten nicht entzückt

Im Spiegel ewiger Erinnrung wieder,
Wer ſähe ohne Trauer Lethes Wellen nicht
Genoſſner Lebensſtunden Schatten ſanft begraben,
Wenn Friede nur ihm die Unendlichkeit hindurch
Die ernſte Stimme des Bewuſstſeyns tönte? —

Doch hier, da liegt's, warum mit Graun der Menſch
An die Erinnerung jenſeits der Gräber denkt,
Für *einen* Lichtſtrahl ſeines Herzens zeigt
Ihr Spiegel ihm der Schatten tauſende;
Und was die Welt für Glanz der Sonne hielt,
Erſcheint in ihm ein Flimmer Lampenlichts.
Da tritt aus tiefem Dunkel mancher Zug hervor,
Den Eigendünkel ſeinem Auge barg.
Vom niedern Triebwerk mancher That
Sinkt jetzt der Schleier, und mit Schaam
Bebt der Betroffne vor ſich ſelbſt zurück. —

O, tretet her, ihr gleiſsneriſchen Heil'gen, die ihr gern
Der Tugend Glorie um eure Häupter lügt,
Ihr, die noch nie der Stachel des Gewiſſens
Um Mitternacht geweckt, die jeder neue Blick
In euer Herz mit neuem Stolze füllt;
Ihr Prediger von Tugend ohne Sittlichkeit, *)
Ihr Sünder, die ihr euch mit Engelsruhe lohnt,
Sagt, ſtrandet dieſes Glück am Rand der Ewigkeit?

---

*) *Ich verſtehe darunter alle die, deren Tugend in der bloſsen äuſsern Uebereinſtimmung der Handlungen mit den Pflichtgeſetzen beſteht, und denen, bey gänzlichem Schlafe ihres moraliſchen Bewuſstſeyns, der Geiſt aller ächten Tugend fremd iſt. Leider iſt dieſs gerade bey denen am meiſten der Fall, die ſich am groſssprecheriſchſten mit ihren Tugendlehren brüſten, und kein Wunder, daſs ſie vermeſſen genug ſind, ſich eines reinen Herzens zu ſchmeicheln, von deren wahren Güte ſie keinen Begriff beſitzen.*

Wie, oder wird das Grab des Thoren Traum begrenzen?
O, glaubt, es ſtrandet dort, der Staar des Selbſtbetrugs
Sinkt wie ein Nebeldunſt, der Prunk der Heucheley
Bleibt dieſſeits, und im Spiegel der Erinnerung
Seht ihr Geſtalten, wie ihr nie ſie ſaht. —

Doch weg von euch! Ihr ſchlaft zu tiefen Schlaf,
Als daſs dieſs Lied euch weckte; Schlaft denn ohne Traum
Vom Hochgericht der Zukunft! Schlaft und träumt
Von Lohn und Kränzen, bis *die lange Nacht* euch weckt! — [*]

---

[*] *D'Arnaud ſagt im Grafen von Comminges in Beziehung auf das Kloſter la Trappe:*
Homme aveuglé, dont l'ame, au menſonge aſſervie,
Des ſouvenirs du monde eſt encore pourſuivie,
Que l'aspet de ces lieux diſſipe ton ſommeil;
C'eſt, ou finit le ſonge de la vie
Ou de la mort commence le réveil.

Geſegnet ſey mit ſeinem Thränenblick
Voll Reu und Demuth, jener Sünder dort,
Der nimmer ſeinen Unwerth ſich verbirgt,
Vor ſeinen Tugenden in ſtiller Schaam erröthet,
Der Zukunft nahen Flug ſchon rauſchen hört,
Und ſich verdammt, *) und vor ſich ſelbſt erbebt. —

Erinn'rung, ſprich, vertilgt der Strom der Zeit
Das Rückgedenken böſer Menſchenthaten nie? —
Sie bleiben bös, ich fühl's, und keiner lebt,

---

*) *Pascal ſagt irgendwo in ſeinen Penſées ſehr ſchön: Haſs ſeiner ſelbſt ſey der Anfang aller wahren Tugend, und das Selbſt eines jeden Menſchen ſey haſſenswerth. Nous ſommes pleins de concupiſcence. Donc nous ſommes pleins de mal. Donc nous devons nous haïr nous-mêmes. C. IX.*

Der ſeines Herzens Laſt nicht in die Zukunft trägt.

Kann uns ein Gott erlöſen, kann ein Allmachtsſpruch
Die That vernichten, die ein irrgeführtes Herz
Der heil'gen Zeit und der Erinnrung übergab?
Iſt wo ein Mittler, der die Schulden tilgt,
Der *allmachtsvoll* auch *leidet*, und das Uebermaas
Der *tiefſten* Martern, die die Menſchheit trägt,
Für jeden Sünder duldet, wenn er glaubensvoll
Der Tugend höchſtes Ziel mit Heldenkraft erreicht. —

Welch Weſen wäre dieſs; Erinnerung, du ſchweigſt,
Und dichter breitet ſich um uns die Mitternacht.
Hier iſt das finſtre Land für die Vernunft,
Hier ſieht ſie demuthsvoll hinauf zu Gott,

Und ſieht um einen Strahl, vor dem der Bonzen Wahn
Und jeder nicht'ge Traum des Aberglaubens flieht, —

Zu euch hinauf ſeh' ich in friedevoller Nacht,
Ihr Sterne Gottes! Jener hohe Vatergeiſt,
Der eure ſtille Harmonie und eure Wohner ſchuf,
Schloſs auch des Menſchen Herz in ſeine Vorſicht ein,
Und dieſem Herzen wird in der Unendlichkeit
Erinnerung die Lohnerin für edle Leiden ſeyn.
Die Schatten böſer Thaten, die der Menſch begieng,
Steh'n dann, wie Fremdlinge, vor ſeiner Tugend da;
Die Wolluſt, daſs ſie nicht mehr möglich ſind,
Sie iſt die ſchönſte Blüte in des Siegers Kranz.

Nachſchrift
zu
dem vorſtehenden Gedichte.

Ich ſehe bey dieſem Gedichte einem zwieſachen Einwurſe entgegen.

Erſtlich dürften viele die darin enthaltenen Grundſätze über Erinnerung nach dem Tode vermeſſen finden, und der Entſchuldigung nur als dichteriſche Schwärmereyen ſähig halten. Ich erwiedere darauf:

1) Der weſentliche Inhalt eines geiſtlichen Gedichtes darf überhaupt kein bloſses

Spiel der Phantaſie, ſondern muſs reine philoſophiſche Wahrheit ſeyn. Der geiſtliche Dichter *ſpielt* zwar *der Form nach*, wie jeder andre, und ſein Werk iſt inſofern ein freyes Produkt des Genies; aber in Hinſicht ſeines Stoffes iſt er zur ſtrengſten Wahrheit verbunden.

2) Die Grundſätze, welche jenes Gedicht über Erinnerung aufſtellt, ſind, genauer erwogen, nichts weniger, als vermeſſen, und müſſen von einem jeden angenommen werden, welcher von der Unſterblichkeit der Seele durch ächte Gründe überzeugt iſt. Es iſt unmöglich, ſich eine der Beſtimmung des Menſchen angemeſſene Unſterblichkeit zu denken, ohne nicht nur zugleich zu behaupten, daſs ihm nach dem Tode Erinnerung ſeiner ſittlichen Handlungen zukomme, ſondern auch, daſs dieſe Erinnerung vollkomm-

ner und ſchärfer ſeyn werde, als unſre jetzige

Fruchtlos würde man einwenden, daſs ſich die Möglichkeit davon nicht begreifen laſſe; denn die Natur und Unſterblichkeit der Seele läſst ſich überhaupt nicht begreifen. Man müſste die *Unmöglichkeit* der Fortdauer und Erhöhung der Erinnerung nach dem Tode darthun; dieſs wird aber ſo wenig je geſchehen, als je ein Menſch die Unmöglichkeit der ewigen Fortdauer der Seele beweiſen wird. Vielmehr laſſen ſich mehrere ſtatthafte Hypotheſen denken, wodurch man ſich die Möglichkeit davon vorſtellbar machen kann, die aber denn freylich nur dazu dienen, jene Meynung vor dem Verdachte des Widerſinnigen zu ſichern.

Die Fortdauer eines zu unendlicher ſittlicher Vervollkommnung beſtimmten We-

Weſens iſt vernünftiger Weiſe ohne Annahme einer Erinnerung nicht denkbar, durch welche daſſelbe in dem Stande iſt, ſeine ſämmtlichen ſittlichen Handlungen auf das ſchärfſte zu beurtheilen, und ſeine Schuld und ſein Verdienſt gehörig zu ſchätzen. Denke man ſich daſſelbe ohne ein ſolches Bewuſstſeyn, nehme an, mit dem Tode höre die Erinnerung an die ſittlichen Handlungen auf, ſo verſchwindet der ganze Begriff von Fortdauer eines *ſittlichen* Weſens, (*als eines ſolchen*) von welchem man nur inſofern ſagen kann, daſs es fortdaure, als ihm die Erinnerung ſeiner vormahligen ſittlichen Laufbahn in die andre Welt folgt. Verliert es dieſe Erinnerung, ſo iſt es im Grunde gar nicht mehr daſſelbe Weſen; denn zwiſchen ſeinem vorigen und jetzigem Daſeyn iſt keine Verbindung.

Beſteht ferner die ewige ſittliche Ordnung darin, daſs Verdienſt und Glückſeligkeit, Schuld und Leiden, in Harmonie kommen, ſo iſt, ſcheint mir, evident, daſs auch die Erinnerung der ſittlichen Weſen ewig fortdaure, weil ſie ohne dieſelbe von der Gerechtigkeit der göttlichen Regierung nicht überzeugt ſeyn könnten. Nicht genug, daſs der Allwiſſende die geheimſten Regungen des menſchlichen Herzens kennt, und für ihn in der Schätzung des ſittlichen Werthes und Vertheilung der Glückſeligkeit und der Leiden keine Täuſchung möglich iſt; es muſs ſeiner Allwiſſenheit auch das Bewuſstſeyn der ſittlichen Weſen entſprechen, und wenn auch Gott daſſelbe vollkommener kennt, als es ſich ſelbſt, ſo muſs es doch eine zur Beſtimmung ſeines Werthes und Unwerthes zulängliche Selbſterkenntniſs beſitzen. Auſserdem würde ihm entweder die göttliche Regierung ein blinder, der Gottheit unwürdiger Deſpotiſm ſcheinen, oder es würde ſich mit blinder, ſeiner unwürdiger Ergebung unter ſie fügen.

Ein groſser Weltweiſer, wo ich nicht irre, *Kant*, ſagt, kein Menſch könne von dem ſittlichen Werthe irgend eines ſeiner Handlungen eine ganz vollſtändige Vorſtellung haben, und jeder müſſe das entſcheidende Urtheil über dieſelben dem Weſen überlaſſen, welches die Herzen durchdringt. Eine gewiſs vollkommen wahre Behauptung. Wer mag alle die Triebfedern berechnen, welche auf eine Willensbeſtimmung Einfluſs haben, wer ſich aller Regungen erinnern, die bey einer gewiſſen Handlung ſtatt fanden. Es iſt ſogar nach dem Einfluſſe des Körpers auf das Gedächtniſs unausbleiblich, daſs eine Menge von Vorſtellungen ſittlicher Handlungen aus unſerm Andenken verſchwinden. Iſt nun nach der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen eine bis auf *den* Grad vollkommene Erinnerung der verübten Handlungen nothwendig, daſs derſelbe ſeinen wahren Gehalt gehörig ſchätzen könne, ſo muſs die Erinnerung der ſittlichen Handlungen in der Zukunft erneuert und erhöht werden, ſo daſs es durch dieſelbe möglich ſey, ſeine vormahligen freyen Thaten nach ihrer ganzen Entſtehung wieder vorzuſtellen, und ſelbſt diejenigen Momente deutlich aufzufaſſen, deren man ſich vielleicht bey der Handlung ſelbſt nur dunkel bewuſst war. Dieſs eben iſt die Hauptidee jenes Gedichtes, um ſie vermeſſen zu nennen, müſste man darthun, es ſtehe jene Vorſtellungsart nicht in dem nothwendigen Zuſammenhange mit dem Glauben an Unſterblichkeit, den ich behaupte.

Gewiſs machen nur wenige Menſchen ſich mit derſelben vertraut, die meiſten vermeiden ſie, und beben vor ihr zurück. Pflicht iſt es für Lehrer der Religion und geiſtliche Dichter, ſie dem Menſchen ſo oft als möglich, und zwar auf die eindringendeſte Weiſe vorzuhalten. Der Schrecken, welchen ſie in dem Gemüthe jedes Gewiſſenhaften erregen muſs, iſt der Moralität im höchſten Grade heilſam. Welch ein Gedanke, daſs keine unſittliche Handlung vernichtet wird, daſs die Vorſtellungen derſelben ewig ſind, und den Thater die Unendlichkeit hindurch begleiten! Muſs er nicht für jeden, der ihn faſst, die wirkſamſte Triebfeder ſeyn, dem Reize der Sünde mit Standhaftigkeit zu widerſtehen, und eine Triebfeder, die zugleich höchſt edel iſt, da ſie nicht etwa von einer *ſinnlichen* Furcht abhängt. Allein, leider ſind die wenigſten

Menſchen fähig, ihn zu faſſen, und ſeine Kraft lebhaft und innig zu empfinden. Den meiſten ſcheint er phantaſtiſch, bey vielen wird er durch religiöſen Aberglauben unterdrückt. Man muſs, um ſich denſelben zu eigen zu machen, ſein ſittliches Bewuſstſeyn bis auf einen hohen Grad der Vollkommenheit entwickelt haben, von dem reinſten Intereſſe für Moralität und Tugend beſeelt ſeyn, und Energie genug beſitzen, um keine, wenn auch immer furchtbare Vorſtellungen zu ſcheuen, welche mit der ſittlichen Ordnung in einem nothwendigen Zuſammenhange ſteht.

Es iſt ein ſehr ſichres Criterium der Wahrheit einer Meynung, daſs die Ausſprüche der gemeinen Menſchenvernunft mit den Reſultaten des wiſſenſchaftlichen Denkens zuſammenſtimmen. Auch aus dieſem Geſichts:

punkte betrachtet, beſtehen die von mir im Gedichte befolgten Grundſätze die Probe. Jeder, wenn auch noch ſo ungelehrte Menſch, deſſen moraliſches Gefühl entwickelt und unverdorben iſt, muſs in gewiſſen Augenblicken auf dieſelbe gerathen, in Augenblicken beſonders, wo ihm wegen einer begangenen unſittlichen That, oder wegen ſeines ganzen, vielleicht laſterhaften Wandels, das Gewiſſen die Rechenſchaft abfordert. Es dringt ſich ihm unwillkührlich der Gedanke auf, daſs ſo gewiſs, als der Charakter böſer Thaten unveränderlich iſt, auch das Andenken an dieſelben ewig ſeyn wird. Hierin liegt auch unfehlbar der Grund, weſshalb Gewiſſensbiſſe für einen edleren Menſchen ohne alle Hinſicht auf Strafen, als fühlbare Uebel, ſo ſchrecklich ſind. Sie wecken nämlich in ſeiner Seele alle mit der moraliſchen Ordnung zuſammenhängende Vorſtellungen von der

Zukunft und dem Zuſtande nach dem Tode. Voltaires Mahomet koncentrirt dieſs in den ſchrecklich erhabenen Worten:

> *„Il eſt donc des remords.“*
> *„So giebt es denn Gewiſſensbiſſe.“*

Der zweyte Einwurf, der mir gemacht werden dürfte, iſt von minderer Wichtigkeit. Längſt ſchon hat man der Sittenlehre Kants Ueberſpanntheit angeſchuldigt, und eben daraus ihre Unbrauchbarkeit für den Menſchen, und ihre Unwahrheit gefolgert. Mancher mochte ſich wunderweiſe dünken, wenn er die kritiſchen Philoſophen ſpöttiſch aufforderte, ſie ſollten doch verſuchen, ihre erhabene Moral auszuüben, während er ſelbſt ſich ſchmeicheln konnte, daſs er gegen die ſeinige nicht zurückbleibe. Es iſt in der That keine Kunſt, eine Sittenlehre auszu-

Ethen, welche man ſich ſelbſt macht, und nach allen ſeinen Lieblingsneigungen, Schwächen und Bedürfniſſen zumiſst, es verräth aber viel Kurzſichtigkeit, oder auch böſen Willen, dieſs für eine wahre Sittenlehre zu halten. Eine wahre Sittenlehre für ein vernünftiges endliches Weſen muſs ein nie ganz zu erreichendes Ideal der moraliſchen Vollkommenheit aufſtellen, welches denn doch zu einem grenzenloſen und ins Unendliche fortgehenden Streben nach der Erreichung deſſelben verbindet. Eine Sittenlehre, welche als höchſte ſittliche Güte eine Handlungsweiſe angiebt, welche ſolche Weſen jemals ſich ganz und unverändert zu eigen machen können, iſt keine Sittenlehre.

Ich habe in irgend einer Abhandlung den Gedanken geäuſsert: *die Ruhe eines Menſchen ſtehe im umgekehrten Verhältniſſe gegen die*

Feinheit ſeines Gewiſſens, und damit für viele meiner Leſer eine Thorheit geſagt. Nie werde ich indeſſen dieſe Meynung zurücknehmen, welche in den beſtimmteſten und ſtrengſten Begriffen über Sittlichkeit gegründet iſt. Jeder, welcher ſie übertrieben findet, verräth dadurch die Stumpfheit ſeines moraliſchen Gefühls, wie er auch immer durch ſeine Auſſenſeite in der wirklichen Welt erſcheinen mag.

Wie leicht man auch in tauſend Hinſichten überſpannt werden kann, ſo giebt es dennoch eine Sphäre, wo Ueberſpannung unmöglich iſt, die Sphäre der Beurtheilung unſrer freyen Handlungen. In dieſer kann man nie zu fein ſeyn, ja vielmehr nie fein genug ſeyn, und es iſt unfehlbar die höchſte Obliegenheit eines Moraliſten, die ſittliche Beurtheilungskraft des Menſchen ſo zu ſchärfen, daſs ſie ſich nie Genüge leiſten.

Ueberzeugt, daſs die gewöhnliche Vorſtellung, der man von Gewiſſenhaftigkeit hegt, im höchſten Grade oberflächlich und ſchwankend iſt, glaube ich, folgende Betrachtung über dieſen Gegenſtand dürfe nicht überflüſsig ſeyn.

IX.

Ueber das Gewiſſen und den Werth der Verfeinerung deſſelben,

eine moraliſch-religiöſe Betrachtung.

Sobald der Menſch ſeine Vernunft zu einem höhern Grade der Ausbildung entwickelt, und ſich mit denen Vorkenntniſſen vertraut gemacht hat, welche auf ſeine Gefühle Einfluſs haben, muſs er bemerken, daſs die Ausübung des Guten mit Aufopferung verknüpft iſt, daſs Tugend in dieſer Welt die Glückſeligkeit nicht herbeyführt. Je mehr ſein ſittliches Gefühl an Wachſamkeit und Zartheit gewinnt, um ſo einleuchtender wird es ihm, daſs zugleich auch ſeine Stimmung zur Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt wächſt, und daſs Ruhe für ihn in dem Maaſse ſeltner wird, als er ſeine wahre Veredlung zu ſeinem angelegentlichſten Geſchäfte macht. Im Gegentheile überzeugt er ſich, daſs er im Genuſſe des Lebens glücklicher und ungeſtörter ſeyn würde, wenn er jenes Gefühl einſchlummern lieſse, und einen wohlberechneten Plan auf die ſicherſten und bleibenden Freuden der Welt machte.

Gewiſs iſt es einer der wichtigſten Zeitpunkte in der ſittlichen Laufbahn eines Menſchen: wenn er entſcheidet, welche Wahl er in jener Hinſicht treffen wolle. Von dieſer hängt ſein ganzer ſittlicher Werth ab. Traurig nur, daſs ſo viele ſich nie einen Zeitpunkt beſtimmen, wo ſie einen feſten und unverbrüchlichen Entſchluſs für die Moralität im Ganzen ihres Lebens faſsen, daſs bey den meiſten in jener Periode, wo der Menſch ſich ſeinen Charakter giebt, das Bewuſstſeyn der Pflichtgeſetze in einer zu zweydeutigen Dämmerung bleibt, um die Frage auch nur beſtimmt zu faſsen, ob ſie ihrem Gewiſſen mit Verzichtleiſtung auf angenehme Gefühle die gröſste mögliche Schärfe erhalten, oder die Einſchläferung und Verſtumpfung deſſelben, um ſich das Leben zu verſüſsen, beſördern ſollen.

Wenn ich mir einen Menſchen vorſtelle, der ſo glücklich iſt, mit einem unverdorbenen und vollkommen aufgeklärten moraliſchen Bewuſstſeyn in die Jahre ſeiner Jugend zu treten, ohne dabey für Luſt und Genuſs fühllos zu ſeyn, einen Menſchen, welcher auf dieſer Stufe ſeines Daſeyns zugleich die groſse Aufgabe der geſetzgebenden Vernunft für ſeinen Willen ernſt und innig durchdringt, und die Reitze der Glückſeligkeit lebhaft und ſtark empfindet, ſo ſcheint mir, er müſſe in ein tiefes Nachdenken über jene Frage verſinken, und ſie ſchlechterdings entſcheidend beantworten, wenn er nicht das unſelige Opfer eines unaufhörlichen, peinigenden Selbſtkampfes werden will.

Das Ideal der ſittlichen Güte ſchwebt ihm in ſeiner ehrwürdigen Form vor, er iſt tief durchdrungen von der Wahrheit und ~~der verbindenden~~ Kraft des Geſetzes, und überzeugt, daſs ſein ganzes Streben ins Unendliche fort auf die Erfüllung deſſelben gerichtet ſeyn muſs. Er fühlt in ſich eine Urtheilskraft*, welche den Werth der Handlungen nach der Richtſchnur der Pflicht ſchnell und ſtreng ermiſst, er fühlt, daſs er diehe grenzenlos verfeinern kann, und daſs die ürde ſeiner Natur dieſe Verfeinerung fordert; it einem Worte, er fühlt, daſs er gewiſſenhaft yn, und ſeine Gewiſſenhaftigkeit immerfort ärfen ſoll, ohne ſich je hierin einen Stillſtand erlauben.

Bedenkt er zugleich die Schranken ſeiner ndlichkeit, und jene Schwäche, welche durch n Einfluſs der Sinnlichkeit entſpringt, ſo überngt er ſich, daſs nie eine ſeiner Handlungen n Geſetze ganz angemeſſen ſeyn werde, daſs ihn jederzeit ~~um ſo weniger~~ befriedigen kön- e, je unbefangener und feiner ſein Gewiſſen r ſie urtheilt.

Er wirft einen Blick über ſein Leben, und t im voraus, daſs die Behauptung der Würſeiner Natur ihm den friedlichen Genuſs deſ- n koſten wird.

„Wovon ſcheiden? ruft er mit Schwermuth aus: vom Adel meiner Seele oder von meiner Ruhe? Was wählen, Nichtswürdigkeit, oder eine Kette von Leiden? Soll ich mich einwiegen in jenen Schlaf, der die groſse Menge meiner Mitbrüder betäubt, und wollüſtig mit ihnen träumen? Oder wachen, kämpfen und darben?

Bin ich nicht vielleicht ein Thor, wenn ich die Stimme dieſes Gewiſſens, die ohnehin nie verſtummt, noch erhöhe? Iſt nicht die Tugend vielleicht nur ein Traum, der mich um meine Glückſeligkeit betrügt? Werd' ich nicht vielleicht einſt für alles mein Ringen nach Vollkommenheit nur durch die Entdeckung belohnt, daſs ich mich getäuſcht habe? Sinkt nicht mit dem letzten Athemzuge das Phantom von Zukunft und Unendlichkeit?

Nein, mein ganzes Herz empört ſich, wenn ich es denken will. An allem könnte ich zweiſeln, aber daſs ich bin und Pflicht trage, daſs die ſittliche Ordnung, zu der ich mitwirken ſoll, nicht unter die Trugbilder gehört, iſt eine Ueberzeugung, die mir nur mit meiner Vernichtung entriſſen werden könnte.

Wahr iſt's, das Gewiſſen iſt ein Quell tauſendfacher und bittrer Leiden, je vollkommner, um ſo reicher an Qualen. Aber es iſt auch nichts erhebender für den Menſchen, als das Bewuſstſeyn, daſs er nach heiligen Geſetzen Gericht über ſeine Handlungen halten, ſich, wenn er fehlte, verdammen und verachten kann. Und wenn er denn nun dem richtenden Vermögen in ihm eine Vollkommenheit giebt, wo es nie ſchlummert, wo es mit nie ermattendem Blicke jede Handlung verfolgt, und die flüchtigſte Regung des Herzens auffaſst, nähert er ſich da nicht gewiſſermaſsen ſeinem Schöpfer, dem heiligen und allwiſſenden Weſen, vor deſſen Gerichte ſelbſt höhere Geiſter ſich demuthsvoll beugen."

Heil ihm, wenn er Stärke genug beſitzt, dieſen Grundſätzen treu zu bleiben, und keine falſche Philoſophie ſeine edlen Entſchlüſſe wanken macht. Sein Leben wird freylich jene lachende Auſſenſeite nicht haben, die den Troſs der Thoren und Wollüſtlinge ſo ſehr anzieht; wenn Tauſende im Rauſche der Zerſtreuung ihre Tage hintändeln, wird er kämpfen, und wenn falſche Tugendhafte ſich im Gefühle eines Werthes erheben, den ſie nicht beſitzen, wird ihn der Gedanke ſeines Unwerthes niederdrücken. Aber überall begleitet ihn das Bewuſstſeyn, daſs er den wahren Zweck ſeines Daſeyns nicht verfehlt, daſs der Sinn für das allein Groſse und Würdige in ihm herrſchend iſt, und daſs er, wie wenig er auch ſeine Unvollkommenheit verleugnen kann, ſich denn doch das Zeugniſs geben darf, daſs er in ſeinem Streben nach Beſſerung nie ermüdet, und ſich in ſittlicher Hinſicht keinen Selbſtbetrug erlaubt.

Nichts iſt für die Verfeinerung des Gewiſſens gefährlicher, als jene üppige Lebensweisheit, welche eine ſüſse Ruhe, als den höchſten Zweck des Menſchen, anpreiſst, und ihm die Tugend als eine ſichere Quelle irrdiſcher Glückſeligkeit empfiehlt. Wäre dieſs die Stimme der Wahrheit, ſo könnte der Menſch nicht frühzeitig genug der Entwickelung ſeines Bewuſstſeyns entgegenarbeiten. Es ganz und für immer zu unterdrücken, müſste ſein höchſtes Intereſſe ſeyn.

Aber, welche Erniedrigung wäre es, die Beſtimmung des Menſchen in einem Ziele zu ſetzen, welches er nur um den Preis der Aufopferung alles Adels ſeiner Seele erreichen könnte.

Wie tief muſs ein Menſch geſunken ſeyn, der den Plan ſeiner Ruhe auf ein ſolches Opfer gründet; der lieber auf ſeine ganze Würde und alle groſse Gefühle, die aus ihr entſpringen, Verzicht leiſtet, als daſs er jene Unruhe duldet, [illegible] des Gewiſſens unzertrennlich verbunden iſt. Welche Verachtung verdienen Mädchen und Jünglinge, welche am Morgen ihres Lebens, welches ganz der Pflicht geweiht ſeyn ſoll, abſichtlich die innere Stimme niederſchlagen, die ſich ſchon früh als Richterin über ihre Geſinnungen und Handlungen ankündigt. Sie iſt um ſo gröſser, je mehr ſie durch natürliche, die Entwickelung der Moralität begünſtigende Anlagen unterſtützt werden. —

Ausgeſtattet mit allen Reizen der Schönheit, und einem zarten Gefühle für alles Gute, ſteht jenes ſchwache weibliche Geſchöpf beym Eintritte in die Jugend am Scheidewege, überſieht die Laufbahn, die ſie erwartet, und wägt die ſittenloſe Ruhe des Leichtſinnigen gegen die tugendhafte Unruhe des Gewiſſenhaften ab. Ihr noch unverdorbener Sinn erfüllt ſie mit dem Bewuſstſeyn der Würde der weiblichen Menſchheit, und vergegenwärtigt ihr die Pflichten, die Vernunft und Gewiſſen von der Jungfrau, der Gattin und Mutter fordern. Ihr Blick wird ernſter, ſie ahndet die Nothwendigkeit in jedem von dieſen Verhältniſſen bey jedem wichtigeren Schritte aufzuopfern, und in ihrem Innern beginnt ein Kampf, der über ihren Lebensgenuſs und ihren künftigen ſittlichen Werth entſcheidet. Auf der einen Seite das groſse Gewicht des Gedankens der Pflicht und Tugend, auf der andern die Reize der Freuden, die die Natur vorzüglich einer weiblichen Seele mit mütterlicher Freygebigkeit darbiethet. Hier ruft ihr das Gewiſſen zu, ſie ſolle ihre jungfräulichen Jahre nicht im Rauſche der Zerſtreuung, und unter Spielen der Eitelkeit hintändeln, ſie ſolle dieſen Zeitraum für den wichtigſten des ganzen Lebens, für denjenigen anſehen, von deſſen Gebrauche die Bildung ihres Charakters als weiblichen Menſchen, als Gattin und Mutter dereinſt abhängen werde, ſie ſolle den Gedanken fliehen, als ſpreche die Vernunft minder ernſt zu dem Weibe, als zu dem Manne, und durch die Täuſchungen der Selbſtliebe und Sinnlichkeit unbeſtechbar ſeyn, ſolle ſich mit ihrer Beſtimmung als Gattin und Mutter innigſt vertraut machen, und die ſtrengen Forderungen der Menſchheit an ihr Herz in jener Beziehung nach ihrem vollen Umfange, ohne ſich etwas zu verbergen, überſehen. Dort ſtellen ſich ihr die Sirenen der Wolluſt entgegen, und locken ihren Blick von den Anſichten hinweg, auf welche das Gewiſſen ihn gerichtet hatte, und die ihr jetzt um ſo furchtbarer werden, je mehr ſie gegen die Bilder abſtechen, womit die Luſtgöttinnen ihrer Phantaſie ſchmeicheln. Ein banges Grauen überfällt ſie, ſie ahndet in jenem Gewiſſen, welches ſo unerbittlich richtet, den Feind des künftigen Friedens ihrer Tage, vorzüglich in jener Periode, wo ſie als Mutter vielleicht vieler Kinder, zum Beſten der Menſchheit dulden und handeln müſſen wird. Sie ſieht umher im Kreiſe ihrer Geſpielinnen, ſieht umher in den häuſslichen Sphären der Gattinnen und Mütter ihres Zeitalters, findet das Gewiſſen der meiſten ſchlafend, wenig Ernſt, viel Scherz und Spiel, tiefes Vergeſſen des Wichtigen, und bedenkliches Grübeln über Nichtigkeiten eines Augenblicks. Geblendet von der ſcheinbaren Glückſeligkeit dieſer Weſen, wirft ſie ſich in den Strom der Welt, und ihr Gewiſſen ſinkt in den Schlaf zurück, aus dem es ſchon zu einer Dämmerung erwacht war, die einen ſo ſchönen Tag verſprach. —

Der Maaſsſtab des Werthes eines Menſchen iſt die Feinheit und Wachſamkeit ſeines Gewiſſens. Sie iſt kein Geſchenk der Natur, ſondern ein Produkt ſeiner Freyheit. Jeder Menſch tritt mit einem, obwohl noch ſchlafenden Gewiſſen in die Welt, das Erwachen deſſelben erfolgt ohne ſein Zuthun, aber die Ausbildung hängt von ihm ſelbſt ab.

Die Vollkommenheit des Gewiſſens hat ſowohl an ſich Werth, als auch, wiefern ſie Handlungen erzeugt, welche, wenn ſie auch nicht rein gut ſind, dennoch das herrſchende Streben nach reiner Güte athmen.

Der Gewiſſenhafte hatte die Wahl vor ſich, die ich geſchildert habe, ſein Enthuſiaſm für Sittlichkeit und Tugend überwand jede Furcht, welche die groſse Menge der Menſchen vor der Cultur des Gewiſſens zurückbeben macht, die Ergebung in jene edle Unruhe, welche die Begleiterin derſelben iſt, ſchien ihm ein geringer Preis, um den er ſich in ſeiner Menſchenwürde feſthielt. Er hatte von dieſer eine zu erhabene Idee, um auch nur den mindeſten Grad davon wegen eines Lebensbedürfniſſes aufzugeben.

Sollte ein Weſen von ſo hoher Energie des Willens, und ſo feurigem Intereſſe für Pflicht und Tugend, nicht auch raſtlos thätig ſeyn? Gewiſs, es fühlt die Verbindlichkeit, zu handeln, auf das innigſte; nur *falſche* Gewiſſenhaftigkeit ſpielt mit gleiſsenden Vorwänden, um thatloſe Trägheit zu beſchönigen. Und wenn menſchliche Handlungen liebenswürdig ſeyn können, ſo ſind ſie es in dem Maaſe um ſo mehr, als ſie unter der Leitung der feinſten Gewiſſenhaftigkeit erfolgen. Je feiner dieſe, um ſo reiner und uneigennütziger ſind die Grundſätze, um ſo mehr die Handlungen dem Beſten der Welt und Menſchheit gewidmet.

Der ganze Plan desjenigen, dem Verfeinerung ſeiner Gewiſſenhaftigkeit über alles gilt, geht auf Opferung ſeiner Ruhe und einer Menge ſüſser Gefühle des Lebens für den Zweck der gröſsten möglichen Reinheit des Herzens. Zu welchem Opfer für ſeine Brüder wird der nicht bereit ſeyn, der ſich für jene groſse Verzichtleiſtung nicht zu ſchwach fühlt?

Auch zieht der Gewiſſenhafte die Achtung ſeiner Mitmenſchen unwiderſtehlich an ſich; ſelbſt der Verwilderte und Laſterhafte kann ihm insgeheim ſeine Ehrfurcht nicht verſagen. Es liegt etwas Groſses darin, ſich ein Weſen zu denken, deſſen herrſchende Angelegenheit es iſt, ſich ſelbſt ohne alle Schonung zu prüfen, und die Strenge des heiligen Gottes, in einem nie ruhenden heimlichen Gerichte über ſich ſelbſt nachzuahmen. Einem ſolchen Weſen darf man ſich zutrauenvoll nähern, der Menſchenfeind vergiſst vor ihm den Haſs, den er ſeinem Geſchlechte ſchwur, und träumt ſich in eine beſſre Welt, wo wahre Tugend kein bloſses Phantom iſt. —

Es iſt nicht immer leicht, den falſchen Gewiſſenhaften von dem ächten zu unterſcheiden. Verſtellungskunſt und Heucheley können auf eine täuſchende Weiſe Gewiſſenhaftigkeit lügen. Wenn man indeſſen nur bedenkt, daſs wahre Gewiſſenhaftigkeit ſich gröſstentheils nur in Geſinnungen und damit übereinſtimmenden Handlungen zeigt, ſelten aber ſich in Worten ausdrückt; ſo bildet man ſich die Maxime der Menſchenkenntniſs, *das Ganze* derjenigen Handlungen eines Menſchen, die von ſeinen Grundſätzen und ſeiner Willkühr abhängen, in das Auge zu faſſen, und aus der Harmonie oder Disharmonie dieſer Handlungen entweder diejenigen Grundſätze zu ahnden, die er ſchweigend ausübt, oder zu entſcheiden, ob diejenigen Grundſätze, die er als ſeine eigenen ankündigt, wirklich diejenigen ſeyen, die er in ſeinem Thun und Laſſen befolgt. Nach dieſen Kriterien beurtheilt, kann der falſche Gewiſſenhafte ſich nicht verbergen; geſetzt auch, er beſäſse die Kunſt der moraliſchen Ruhmredigkeit im höchſten Grade. Und ſo unendlich achtenswürdig die wahre Gewiſſenhaftigkeit iſt, ſo verachtlich iſt die falſche. Ein Weſen, ſo urtheilt jedes unverdorbene Gefühl, welches die edelſte moraliſche Eigenſchaft zur Verlarvung ſeiner Unſittlichkeit miſsbraucht, muſs allen Sinn und alles Intereſſe für die Würde der Tugend aufgegeben, und die Schändlichkeit ſeines Herzens in ein Syſtem gebracht haben, womit es der Menſchheit und Gottheit zugleich ſpottet.

Der wahre Gewiſſenhafte iſt der Religion und Gottesfurcht im höchſten Grade empfänglich, ſie werden ihm um ſo mehr zum Bedürfniſs, je mehr das Gewiſſen an Stärke, Wachſamkeit und Feinheit gewinnt: Iſt nicht der Grund alles ächten Glaubens und aller des Menſchen würdigen Frömmigkeit Ueberzeugung und tiefes Gefühl von der Wahrheit und Nothwendigkeit ſittlicher Ordnung im Univerſum? und wer kann inniger davon durchdrungen ſeyn, als derjenige, welcher im höchſten Grade gewiſſenhaft iſt? So wie er das Geſetz für das Herz nach ſeinem ganzen Umfange faſst, verbreitet ſich auch ſein Blick über die Unendlichkeit, er fordert einen Plan der Heiligkeit und Weiſsheit für die Welt, fordert einen Schöpfer, Unſterblichkeit und Beſtimmung, und ſein Glaube iſt ſo feſt, als der Grund unerſchütterlich, auf dem er ruht. Gott iſt ihm immer gegenwärtig, wie ſeine Pflicht, ſo wie er dieſe liebt, liebt er jenen; ſo wie er ſich gern für ſie aufopfert, ſo fügt er ſich auch mit frommer Ergebung in jedes Geſchick, welches ſein Schöpfer ihm zuſendet, und die Leiden des Lebens können ſeine Ueberzeugung nicht wankend machen. Jenes Schauſpiel, welches für viele ſo troſtlos iſt, die Disharmonie der Sittlichkeit und Glückſeligkeit in dieſer Welt hat für ihn nichts erſchütterndes; weit entfernt, daſs er dadurch in Zweifel gegen die Religionswahrheiten verwickelt würde, befeſtigt daſſelbe vielmehr ſeine Ueberzeugung. Volle Harmonie, ſagt ihm ſein Herz, wird erſt die Zukunft herbeyführen, die einſtweiligen Disharmonien rings um dich her, waren nach dem Plane des Ganzen nothwendig, wenn die Menſchheit ihre höhern Kräfte auf die würdigſte und freyeſte Weiſe entwickeln ſollte. Dieſer Gedanke theilt ſelbſt den edlen Leiden ſeines, ſeiner Unwürdigkeit bewuſsten Herzens eine gewiſſe Süſsigkeit mit, und die Schwermuth der Reue, und die Pein der Verzweiflung an ſich ſelbſt in gewiſſen Stunden, laſſen ihm Gott und Beſtimmung inniger empfinden; als es alle Freuden der Welt vermöchten. Er nährt dieſe Leiden, und der Gram ſeiner Demuth iſt das ſchönſte Opfer, welches er der Gottheit darbringen kann.

Der Frühling.

Sey mir gegrüſst, des Lebens und der Hofnung
Heil'ge Jahreszeit, frohes Allerwachen
Der Natur, der Schöpfungen Gottes
Schöne Verjüngung.

Göttlicher, eile, wecke deine Blumen
Auf den grünenden Thälern, gieb dem Haine
Seine traute Finſterniſs, ihre Lauben
Liebenden wieder.

Aber vor allen laſs den Geiſt des Friedens
Niederſäuſeln; des Krieges Dämon weiche,
Bade nicht die Kinder des holden Mays in
Wellen des Blutes.

Ruhe geleite ſanft den Tritt des Weiſen,
Wenn er einſam dich feiert, und dein Zauber
Ihm mit mächt'gen Ahndungen Gott und
Zukunft verkündigt!

Das Leben, ein Traum.

Brüder, ein Traum iſt unſer kurzes Leben,
Aber ein Traum von groſser, wahrer Deutung.
Prüfe dein Leben, und du ſiehſt prophetiſch
Vor dir die Zukunft.

Inhaltverzeichniſs.

I.

Vorrede über ein ſcheinbares Paradoxon: *Es iſt in der Religionslehre der kritiſchen Philoſophie alles alt und alles neu.*

II.

Ueber die moraliſche Ordnung als Baſis der Gotteslehre der Vernunft.

III.

Ueber die Darſtellung der Gotteslehre nach Prinzipien der kritiſchen Philoſophie in Werken der geiſtlichen Redekunſt.

IV.

Geiſtliche Reden, Betrachtungen und Gedichte.

Ueber die Heiligkeit Gottes, eine geiſtliche Rede.

Ueber die wahre und falſche Frömmigkeit, eine geiſtliche Rede.

Le Bruns Hymne: a' l'etre eternel, überſetzt von Herrn Stampeel.

Ueber den Neid, eine moraliſch-religiöſe Betrachtung.

Andacht, von Herrn Müller.

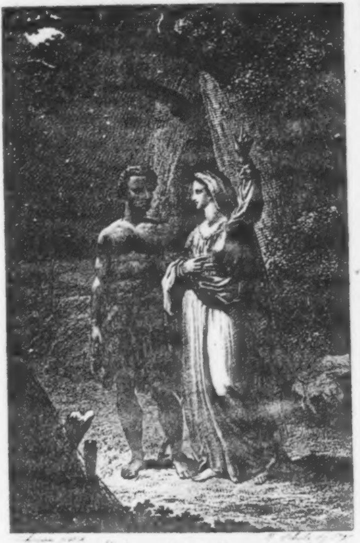
Ueber den Geitz, eine moraliſch-religiöſe Betrachtung.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, eine moraliſch-religiöſe Betrachtung.

Die Erinnerung, ein Gedicht vom Herausgeber.

Ueber die Gewiſſenhaftigkeit und den Werth de
Verfeinerung derſelben, eine moraliſch-re
giöſe Betrachtung.

Kleine Gedichte vom Herausgeber.



[illegible] pinx. [illegible] sc.

In deinem Herzen ſiehst du näher ihn
Als in der Pracht der Sternenvollen Nacht

Philoſophiſches
TASCHENBUCH

für

denkende Gottesverehrer

von

K.H. Heydenreich

IIIter Jahrgang.

845

Leipzig
bey Gottfried Martini
1798.

303

Sr. Magnificenz
dem
Herrn
D. Joh. Georg Roſenmüller
ehrfurchtsvoll
gewidmet.

Vorrede.

Ungeachtet ich nach meinem Plane dieſes Werk in drey Jahrgängen zu endigen dachte, ſehe ich mich dennoch genöthigt, einen vierten hinzuzufügen, und fürchte desfalls wenigſtens von denen Leſern keine Vorwürfe, welche den Umfang des Gegenſtandes überſehen, und es einem Schriftſteller für kein Verbrechen anrechnen, wenn ihn das groſse Intereſſe gewiſſer einzelner Stoffe ſeines Ganzen, zu einer etwas über das Verhältniſs gehenden Ausführlichkeit verleitet. Der gegenwärtige Band enthält die Darſtellung des moraliſchen Grundes aller Religion vollſtändig; im folgenden und letzten, wird ſich an dieſelbe eine gedrängte Ueberſicht aller Thatſachen anſchlieſsen, durch welche die Natur den Glauben an Gott, Unſterblichkeit und Beſtimmung des Menſchen bekräftigt, vielleicht nicht ohne neue und dem Verfaſſer eigne Geſichtspunkte. Dann wird eine ſpecielle Entwickelung der weſentlichen Lehren aller natürlichen Religion folgen, und ein Verſuch einer Bildungslehre für Glauben, Hoffnung, und einen mit denſelben durchaus harmoniſchen Charakter den Beſchluſs machen.

K. H. Heydenreich.

Leipzig,
d. 17. Februar,
1797.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Ueber den falſchen Religionsglauben, nach einem Texte des berühmten Bakon S. 3

Das Daſeyn Gottes und die Unſterblichkeit der moraliſchen Weſen, als allgemeine Glaubenslehren dargeſtellt - - 145

Zwote Abtheilung.

I.

Ueber das höchſte Gut der Chriſten, nach Matth. 6, 33. von Herrn — k — - 3

II.

Ueber die Beſſerung des Menſchen durch Unglück. Eine moraliſch-religiöſe Betrachtung zur Berichtigung herrſchender Vorurtheile - - - - - S. 39

III.

Ueber die Pflichten gegen verſtorbene Freunde; eine geiſtliche Rede über einen Text aus den Schriften der Frau von Lambert 66

IV.

Abendlied - - - - - 111

V.

Das einzige Neue. Inſchrift an jeden Ort - - - - - - - 119

VI.

Das neue Jahrhundert - - 121

Ueber den

falſchen Religionsglauben,

nach

einem Texte des berühmten

Bakon.

Praeſtat nullam aut incertam de Deo habere opinionem, quam contumelioſam et deo indignam. Alterum enim infidelitatis

---

*) Es iſt beſſer, das Daſeyn Gottes zu leugnen oder zu bezweifeln, als eine niedrige und unwürdige Idee von jenem Weſen zu hegen. Jenes iſt Unglaube, dieſes Gottloſigkeit und

eſt, alterum impietatis et opprobrii. Ac ſuperſtitio certe divinitatis eſt dedecus.

Quemadmodum autem contumelia ſuperſtitionis ingraveſcit adverſus deum, ita et periculum maius ob ea incumbit hominibus. Atheismus non prorſus convellit dictamina ſenſus, non philoſophiam, affectus naturales, leges, bonae ſamae deſide-

---

Frevel. Gewiſs wird die Gottheit durch den Aberglauben herabgewürdigt.

So wie der Aberglaube in Beziehung auf Religion unter allen der ſchändlichſte iſt, ſo iſt, er auch für die Menſchen der gefahrvollſte. Der Atheiſm verträgt ſich noch gewiſſermaaſen mit den Ausſprüchen des Gefühls, den natürlichen Neigungen, der Philoſophie, den Geſetzen und der Ehrliebe; ſie bewirrium, quae omnia, licet religio abeſſet, morali cuidam virtuti externae conducere poſſunt. At ſuperſtitio haec omnia dejicit et tyrannidem abſolutam in animis hominum exercet. Itaque Atheismus turbas in rebus publicis raro ciet, homines enim cautos reddit et ſecuritati ſuae conſulentes. Quin et videmus, tempora ipſa, in Atheis-

---

ken auch ohne Religion wenigſtens eine äuſſere moraliſche Geſetzmäſſigkeit. Der Aberglaube vernichtet dieſes alles, und übt eine tyranniſche Herrſchaft über die Seelen der Menſchen aus. Nur ſelten hat der Atheiſm Unruhen im Staate verurſacht, denn er beſtimmt die Menſchen vorſichtig und auf ihre Ruhe bedacht zu ſeyn. Zeiten, in denen ein gewiſſer Hang zum Atheiſm herrſchte, wie mem proclitiviora, qualia ſuerunt Auguſti Caeſaris, tranquilla fuiſſe. At ſuperſtitio compluribus regnis et rebus publicis ruinae fuit; introducit enim novum Primum Mobile, quod omnes imperio ſphaeras rapit. Magiſter ſuperſtitionis populus, atque in omni ſuperſtitione ſapientes ſtultis obſequuntur, atque argumenta practica ſuccumbunt, ordine perverſo. — Super-

---

z. B. die Periode der Regierung Auguſts, waren gewöhnlich ruhig. Allein der Aberglaube hat den Ruin ſchon vieler Staaten verurſacht; denn er begründet ein neues primum mobile, welches die Regierung aus allen ihren Kreiſen reiſst. Der Pöbel iſt der Meiſter in Sachen des Aberglaubens; hier liegt die Weiſsheit der Thorheit unter; ſittliche Gründe finden kein Gehör. Urſachen ſtitionis cauſſae ſunt; grati et ſenſuales ritus et cerimoniae; externae et phariſaicae ſanctitatis exceſſus; traditionum maior, quam par fuerit, reverentia, quae eccleſiam non poteſt non onerare, ſtrategemata praelatorum, quibus utuntur ad ambitionem propriam et lucrum; nimius intentionum bonarum favor, qui novitatibus et ἐθελοθρησκείαις ianuam aperit; exemplorum importuna et inepta petitio ab huma-

---

des Aberglaubens ſind: Gebräuche und Ceremonien, die den Sinnen ſchmeicheln, Ausſchweifungen gleiſsender phariſäiſcher Scheinheiligkeit, zu groſse Ehrfurcht vor Traditionen, Stratagemen der Prälaten zu Begünſtigung ihrer Ehrſucht und ihres Eigennutzes, zu groſses Vorurtheil für gute Abſichten, woraus Neuerungen und willkührliche Privat-Verehrungen Gottes entſpringen, unſtattnis, quae in divina transſerantur; quae neceſſario parit phantaſiarum male cohaerentium mixturam, poſtremo tempora barbara cum calamitatibus et perturbationibus coniuncta. Superſtitio ſine velo deformis res eſt. Etenim, ſicut ſimiae ſimilitudo cum homine deformitatem addit, ita et ſu-

---

hafte Uebertragungen menſchlicher Beyſpielen auf die Gottheit, wodurch ein Gemiſch ſchlechtverbundener Phantaſien entſteht, endlich auch Zeiten der Barbarey voll Unruhen und vaterländiſchen Elends.

Der Aberglaube, in ſeiner wahren Geſtalt und ohne Schleier betrachtet, iſt ein häſslicher Gegenſtand. So wie der Affe um ſo häſslicher iſt, weil er Aehnlichkeit mit dem perſtitioni ſimilitudo cum religione. Et quemadmodum cibi ſalubres corrumpuntur in vermiculos, ita ritus, et formulae bonae et ſanae corrumpuntur in obſervantias puſillas et ſuperfluas. Quin et non caret ſuperſtitione quandoque ſuperſtitionis fuga, cum ſe tanto ſaniorem et puriorem viam

---

Menſchen hat, ſo iſt auch der Aberglaube um ſo niedriger, weil er der Religion ähnlich ſieht. Und ſo wie heilſame Speiſen in Fäulniſs übergehen und Würmer erzeugen, ſo arten gute und vernünftige Gebräuche in kleinliche und überflüſſige Obſervanzen aus. Indeſſen geht auch der Abſcheu gegen den Aberglauben zuweilen in einen neuen Aberglauben über, indem die Menſchen eine um ſo reinere Lehre zu gewinnen glauben, je weiter ſie ſich von vormals inire putant homines, quanto a ſuperſtitionibus prius receptis longius deflexerunt.

Baco in ſermon. fidel.

---

angenommenen abergläubiſchen Satzungen entfernen, und in ein andres Extrem verfallen.

Ich habe in den bisher erſchienenen Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs, die Gründe alles wahren Religionsglaubens entwickelt, und es iſt wohl kein Zweifel, daſs die Menſchheit, mit der ihr eignen Anlage zu einer ſolchen Ueberzeugung würdig und groſs erſcheint. Die Idee der ſittlichen Ordnung im Univerſum nach jener Heiligkeit und Unaustilgbarkeit, mit der ſie in unſerm Herzen Statt findet, zeigte ſich als die Baſis alles ächten Glaubens an Gott und Beſtimmung.

Allein ſo wie es allgemeines Loos des Menſchen iſt, von jeder Seite, wo er ſich heben kann, auch ſinken zu können; ſo ſind auch ſeine religiöſen Anlagen — die heiligſten von allen — des Miſsbrauchs und der Verſtimmung fähig. Die Natur hat in uns einen Glauben vorbereitet, der bey ſeiner nahen Abkunft von Sittlichkeit und Tugend die gröſte Seeligkeit eines vernünftigen Weſens ausmacht. Allein nichts deſto weniger herrſchte von jeher unter den Menſchen mehr ein Hang zu blinden, und der Hoheit unſrer Natur unwürdigen Satzungen über Gott und göttliche Dinge, als wahre, aus innigem Herzen hervorgehende Religion. Die Geſchichte der poſitiven Theologieen iſt voll von Beyſpielen dieſer traurigen Wahrheit;. in mancher derſelben, findet ſich kaum eine

Spur eines reinen Einfluſſes der moraliſchen Wahrheiten auf ihre Dogmen. *)

---

*) Man muſs ſeine Augen vorsätzlich gegen die Wahrheit zudrücken, wenn man leugnen will, daſs die chriſtliche *R*eligion, von dieſer Seite betrachtet, vor allen andern den Vorzug verdient. Selbſt Leugner des hiſtoriſchen Theils, und der Thatſachen, auf welche ſie ihre unmittelbare Abſtammung von der Gottheit ſtützt, müſſen, wenn ſie redlich ſind, zugeſtehen, daſs die Geſchichte Chriſtus, ſeines Lebens, ſeiner Handlungen, Schickſale und Todes, durchaus geeighet iſt, die erhabenſte Sittenlehre in einem anbetungswürdigen Ideale darzuſtellen. Möge der redliche Leugner die unmittelbare göttliche Sendung Chriſtus zum Heile der Menſchen noch ſo entſchieden verwerfen; er kann doch dem chriſtlichen *Sy*ſteme ſeine Achtung nicht verſagen; ſein eig-

Der religiöſe Aberglaube war von jeher der Gegenſtand des Abſcheues edler

---

nes Herz würde ihn Lügen ſtrafen. Ein Gott ſteigt vom Himmel, theilt jede Noth, jedes drückende Schickſal, nur nicht die Sünde mit den Menſchen, und der Zweck ſeiner Aufopferung iſt Segen für die Menſchheit. Kann ein Dichter erhabener ausdrücken, daſs die gröſste Seligkeit eines edeln Weſens in der Beglückung ſeiner Brüder beſteht, daſs kein Preis zu theuer iſt, um dieſe Beſtimmung zu erreichen, und daſs der volle Genuſs der Freuden des Himmels ſelbſt, das ſüſſe Bewuſstſeyn eines Wohlthäters der Menſchheit nicht überwiegt. — Der Gottmenſch duldet die Quaalen des Todes, ſtirbt und erſteht; — rührendes Bild des wahren Menſchenfreundes; er überwindet die Schrecken des Todes; ſeine Seelenſtärke, groſs, wie die Liebe ſeines Herzens zur Menſchheit, iſt und freyer Geiſter. Innig überzeugt, daſs er, wenn auch nicht immer aus Bösartig-

---

unbeſiegbar auch für die zerſtörende Kraft der Natur. — Er fährt zum Himmel empor, und ſitzt zur rechten Hand Gottes; der Retter und Beſeliger der Menſchheit verähnlicht ſich in dem Verhältniſſe Gotte, in welchem er ſein Verdienſt um die Menſchheit erhöht, und wenn es möglich wäre, daſs ein bloſser Menſch das Glück der ganzen Menſcheit machte, ſo würde dieſer in den Grenzen ſeine Endlichkeit dem Urquelle alles Guten ſo nah ſeyn, als es einem beſchränkten Weſen vergönnt iſt. — Suche man dieſe groſsen edeln Gedanken in irgend einer, auch der reizendeſten Mythologie, man wird ſie nicht finden. Es erinnert mich dieſs an Schillers Götter Griechenlands; dieſs Gedicht iſt ein Prachtſtück für die Phantaſie, aber für das Herz eine bezaubernde Lüge. Es ſind manche Gegenſtücke keit der Geſinnung entſpringt, doch jederzeit eine verächtliche Schwäche voraussetzt, ſuchten ſie ſeine Wurzeln und Keime mit aller Kraft zu vertilgen. Sie glaubten ſich um die Menſchheit und den Staat ein ausgezeichnetes Verdienſt zu erwerben, wenn ſie einen Wahn vernichteten, durch welchen die Menſchen immer mehr und mehr von den Zwecken der Wahrheit und ſittlichen Güte entfernt werden.

---

erſchienen, aber das Seitenſtück fehlt noch. Unſtreitig müſste der Verfaſſer eines ſolchen, eben ſo ſehr vom Geiſte des reinen Chriſtenthums als vom Hauche des Dichtergottes beſeelt ſeyn. Superſtitiöſe Sklaven einer vernunftwidrigen Chriſtologie müſſen ſich vor Griechenlands Göttern beugen, und wenn auch ihre Hexameter noch ſo ſchön wären.

Ich denke den religiöſen Aberglauben im Allgemeinen vollkommen richtig zu erklären, wenn ich darunter verſtehe:

> ein auf ſubjektiven und des Menſchen, als denkenden ſowohl, als wollenden Weſens unwürdigen Gründen beruhendes Fürwahrhlten des Unmöglichen in Beziehung auf Gott und göttliche Dinge.

Alles Unmögliche dieſer Art iſt entweder nach Naturgeſetzen, oder nach moraliſchen Geſetzen unmöglich. Daſs dem Begriffe Gottes irgend eine ſinnliche Erſcheinung ſo entſpreche, und ihn ſo vollkommen ausdrücke, daſs der anſchauende Menſch im Momente den gegenwärtigen Gott anerkenne, iſt nach Naturgeſetzen eben ſo unmöglich, als daſs ein brünſtig Betender mit Gott förmlich dialogire. Eben ſo unmöglich, aber zu Folge der ſittlichen Geſetze unmöglich iſt es, daſs Gott wegen frommer Stiftungen Schandthaten erlaube, daſs er ſich bey Offenbahrungen, deren er die Menſchen würdigt, zu Vorurtheilen derſelben herablaſſe, welche allem Rechte und aller Pflicht zuwider laufen, daſs er ſich frommen Betrug erlaube u. dgl.

Irre ich nicht, ſo iſt in dieſen Worten der ganze Umfang alles religiöſen Aberglaubens verzeichnet. Denn alle Satzungen und Selbſttäuſchungen des abergläubiſchen Menſchen ſind in folgenden **zwey** Hauptpunkten befaſst:

1) Der Menſch möchte die Gottheit gern zu ſich herabziehn, den Abſtand ver-

nichten, der zwiſchen ihm und dieſem Weſen Statt findet, Erkenntniſſe von ihm erhalten, die, wo möglich, anſchaulich wären, und überhaupt ein Verhältniſs gegen daſſelbe realiſiren, welches ihn demſelben näher brächte, und wodurch eine Art von phyſiſcher Gemeinſchaft zwiſchen ſich und demſelben geſtiftet würde.

2) Der Menſch möchte die Gottheit gern in das Intereſſe ſeiner moraliſchen Unlauterkeit und Schwäche ziehen, den furchtbaren Gedanken ihrer Heiligkeit entweder ganz aufheben, oder doch mildern, um dadurch Vergünſtigung eines pflichtwidrigen, oder doch moraliſchträgen Lebenswandels zu bekommen.

Den religiöſen Aberglauben der erſten Art dürſte man mit Recht den thörichten religiöſen Aberglauben, den der zweyten Art, den bösartigen religiöſen Aberglauben nennen. Von beyden Arten will ich im gegenwärtigen Verſuche handeln, und mich zwar beſonders über die Triebfedern, und verderblichen Folgen deſſelben verbreiten.

Ce vice et maladie, ſagt Charron; nous est quasi comme naturel; y avons tous quelque inclination. Allerdings liegen Keime des religiöſen Aberglaubens in allen Menſchen, Keime, welche ſo ergiebig und fruchtbar ſind, daſs derjenige, welcher bedenkt, wie höchſt flüchtig die Erziehungskunde über jenen Gegenſtand weghüpft, ſich eher darüber verwundert, daſs es nicht mehrere als daſs es nicht wenigere religiöſe Abergläubiſche giebt.

Ich meines Theils denke von dieſer Seite nicht ſowohl die leere Tafel der Philoſophie anzufüllen, als vielmehr nur auf ihre in der That ſchmähliche Leerheit aufmerkſam zu machen.

Der thörichte religiöſe Aberglaube, welcher ſich gröſstentheils auf eine wunderſame oder vielmehr unſinnige Familiarität Gottes und des Menſchen bezieht, wird ſowohl in der Seele desjenigen, der einer Erſcheinung Gottes gewürdigt zu ſeyn glaubt, als auch in der Seele deſſen, der, ſelbſt zwar ohne ſolche Erfahrung, doch daran glaubt, durch mannigfaltige, unſrer Natur weſentliche Eigenthümlichkeiten begünſtigt. Ich zeichne davon folgende aus:

a) Der Menſch beſitzt einen natürlichen Hang zum Excentriſchen in Erkenntniſsen, ich meyne, eine natürliche Geneigtheit ſich von den wahren Grenzen aller ſeiner Erkenntniſs nicht überzeugen zu wollen; er überläſst ſich dem vermeſſenen und im Grunde unſinnigem Wunſche, daſs doch ſeine Erkenntnis gar keine Grenzen haben möge, ſchweift in Einbildungen und Ideen nach ſeiner Laune aus, und haſcht mit blinder Gierigkeit nach jedem ſcheinbaren Mittel, wodurch er ſeine Schranken überflügeln zu können meynt. Ich nenne dieſe Geneigtheit natürlich, weil ſie aus der, den Menſchen durch die Natur zugeſtandenen Freyheit im Gebrauche ſeiner Vorſtellkräfte und dem Verhältniſse dieſer Freyheit zu ſeinen Begierden folgt. Bekanntlich iſt es eine Eigenthümlichkeit des Menſchen, daſs alle ſeine Kräfte der Verirrung und Misleitung fähig ſind, wiefern ſie durch die Freyheit ſo oder ſo regiert und behandelt werden können. Beſtimmt zu freyer und verdienſtlicher Cultur muſste er dieſer Gebrechlichkeit ausgeſetzt ſeyn, oder es war von dieſer Seite Gröſse und Würde für ihn nicht möglich.

So gewiſs es iſt, daſs Erkenntniſs der Dinge an ſich im Gebiethe der erkennbaren Welt, und Erkenntniſs von Gegenſtänden, die ganz auſserhalb deſſelben liegen, für ein endliches Weſen nicht möglich iſt, ſo niederſchlagend iſt denn doch dieſe Wahrheit für ſolche Weſen. Zu wiſſen, daſs die abſolute Natur der Dinge exiſtirt, ſich gezwungen fühlen, an überſinnliche Ordnungen der Dinge zu glauben, und zu gleich von der gänzlichen Unmöglichkeit überzeugt zu ſeyn, ſie je durch eine Erkenntnis zu erreichen, hat etwas Unerträgliches. *) Es gehört eine

---

*) Wollte man einwenden, daſs man mit der ganzen Forderung einer ſo überſchwenglichen Erkenntnis ſich ſelbſt nicht verſtehe, ſo ſagte man eben das, was ich hier meyne, daſs nämlich der Menſch in dem traurigen Falle ſey, einen natürlichen Hang zu beſitzen, ſinnloſe Forderungen in Beziehung auf ſein Erkenntniſsvermögen zu machen, und daſs eben hierin eine reichhaltige Quelle des Aberglaubens liege.

beſondere Kraft der Seele dazu, ſich mit dieſem Gedanken auszuſöhnen, und innerhalb der Schranken ſeiner Erkenntnis auf alle Verſuche, ſie zu durchbrechen, ruhig Verzicht zu leiſten.

Der wiſsbegierige angehende Jüngling ſieht mit Enthuſiaſm ein Feld der Erkenntnis vor ſich, welches ihm gar keine Grenzen zu haben ſcheint, und ſträubt ſich gegen jede Belehrung, durch die ihm ſeine Illuſion entriſſen werden könnte. Muſs er endlich der Wahrheit doch nachgeben, ſo geſchieht es mit Unzufriedenheit und Schwermuth. Die meiſten Menſchen bekommen indeſſen in ihren frühern Jahren keine ſolche Belehrung. Man läſst ihre Kräfte wild aufwachſen, ohne ſie irgend über die Grenzen derſelben aufzuklären, und, wenn ſie nun beynahe die Hälfte ihres Lebens unwiſſend und unentſchieden über dieſen Gegenſtand zugebracht haben, ſo befinden ſie ſich in dem Zuſtande einer gewiſſen intellektuellen Verſtockung, wo ſie kaum den Gedanken ertragen können, daſs eine ſo überfliegende Einſicht in die Natur der Dinge, wie ſie als möglich vorausgeſetzt hatten, uns nicht vergönnt iſt. Sind ſie vollends in philoſophiſchen Lehrgebäuden einheimiſch geworden, in denen alle Grenzen des Erkennbaren verdunkelt werden, ſo iſt nicht ſelten ihre hartnäckige Ausdauer in ihrer Verblendung unüberwindlich. *)

---

*) Ich wage es darauf, bey manchen dogmatiſchen Gegnern der theoretiſchen Philoſophie

Wenn der Hang zur Excentrität in Erkenntniſſen in einer Seele Stärke gewinnt, welche ihre Zwecke mit leidenſchaftlichem Feuer verfolgt, und welche zugleich eine ſehr lebhafte fruchtbare Phantaſie, oder einen Tiefſinn beſitzt, der ſich gern in Spielen mit Ideen verliert; ſo iſt dieſs eine entſcheidende Prädiſpoſition zu falſchem Glauben aller Art. Sie äuſsert ſich

---

Kants gröblich zu verſtoſsen, wenn ich ihre Unfähigkeit in den Geiſt derſelben einzugehen, aus dem Einfluſſe des Hanges zur Excentrität erkläre, den ich hier als eine natürliche Menſchlichkeit aufgeſtellt habe, und diejenige Stimmung, welche ſie in dieſem Stücke ſo verblendet, unter die Krankheiten des Verſtandes rechne.

zunächſt in einer Stimmung zur Präcipitation im Fürwahrhalten des Widerſinnigen und Grundloſen, (einer Stimmung zu raſchen blinden Satzungen;) dieſe Stimmung geht nicht ſelten ſo weit, daſs man Ahndungen der Wahrheit abſichtlich unterdrückt, Regungen des Mistrauens gegen den Wahn wiſſentlich niederſchlägt, und einen Schlaf aller Kritik künſtlich hervorbringt, um ſeinen Hang zur Excentrität zu befriedigen. *)

---

*) Es iſt ein niederſchlagender Gedanke, daſs Menſchen ſo tief ſinken können, um wiſſentlich Wahn in ihnen zu unterhalten, oder es doch befliſſentlich darauf ankommen zu laſſen, daſs gewiſſe Meynungen, denen ſie ſich hingeben, Wahn ſeyen. C'est chose etrange, ſagt Charron: l'homme desire naturellement ſavoir la verite; neanmoins il ne la

Irre geführt durch dieſe Stimmung, verliert der Menſch das Criterium, wodurch unmittelbare Empfindung Wirklichkeit und Einbildung unterſcheidet, behandelt Spiele der Phantaſie, oder der Ideenſchaffenden Vernunft, wie Objekte, betrügt ſich ſelbſt durch Annahme falſcher Gründe und Ziehung falſcher Folgen.

---

peut ſouffrir, quand elle ſe preſente; ſon eclair l'etonne, ſon eclat l'aterre; ce n'eſt point de ſa faute, car elle eſt tres belle, tres amiable et tres convenable à l'homme. Mais c'eſt foibleſſe de l'homme, qui ne peut reçevoir et porter une telle ſplendeur, voir elle l'offenſe. Allein der Grund liegt in vielen Fällen auch in ihrem ausſchweifenden und ſinnloſen Verlangen, nach einer chimäriſchen Weisheit, welche für die Menſchheit gar nicht möglich iſt. Und dieſes entſpringt eben aus dem, was ich Excentricität nenne.

Wer dieſer Stimmung nicht Einhalt thut, und in ſeiner Verirrung auf das Aeuſſerſte geht, der geräth in den Zuſtand einer intellektuellen Verrückung, wo er des Gebrauchs der Prinzipien der ſachlichen Wahrheit gar nicht mehr mächtig iſt. Die Arten einer ſolchen Verrückung ſind ſehr mannigfaltig, und die Grade davon gehen ſo weit, daſs ein Verrückter dieſer Art ſich für immer in einer Sphäre gedichteter Phantaſien oder Ideen feſtſetzen und ſie wie ein Syſtem wirklicher Dinge behandeln kann. Intereſſante Beyſpiele ſolcher intellektuellen Verrückung geben die Cabbaliſtiſchen Philoſophen. So beſchreibt R. Iizchak Lorja im B. Druſchim 1. Abh. welche eine Einleitung in die Cabala iſt, die Schöpfung der erſten Creatur, Adam Kadmon folgendermaaſsen:

Wiſſe, daſs, ehe die Ausflüſſe ausgefloſſen, und die Geſchöpfe geſchaffen worden ſind, das höchſte Licht in unendliche Weiten ausgeſpannt war, und alle mögliche Oerter anfüllete, ſo daſs in demſelben Licht kein leerer Ort, noch lediger und lichtloſer Raum erſchien, ſondern alles voll Lichtes des Unendlichen ſchimmerte, darum, daſs ſonſt nichts war, als ein unendlich ausgeſpanntes Licht, auf allen Seiten ſich ſelbſt gleich, und daſſelbe Licht hieſs das enſophiſche Licht, oder das Licht des Unendlichen.

Nachdem es aber dieſem Ausgeſpannten ins Gemüth kam, eine

Welt zu ſchaffen, und durch ſeine Beſtröhmung die Ausflüſſe hervorzubringen, und die Vollkommenheit ſeiner wirkenden Kräfte, Nahmen und Zunahmen, zu offenbaren, ſo hat daſſelbe Licht ſich irgendwo an einem gewiſſen Punkt geöffnet, und von demſelben als dem Mittelpunkt rundum getrennet, und an die Seiten ausgewichen, ſo daſs ein leerer Ort, der lichtloſe Raum genannt, davon entſtand, der auf allen Seiten gleichweit von ſeinem Mittelpunkte, da das Licht ſich anfänglich trennete, abgelegen war.

Nach dieſer Zuſammenziehung und Einfaltung des göttlichen Lichts, durch welche mitten in dem vollen Infinito eine Ledigkeit gelaſſen wurde, war ſolchergeſtalt ſchon ein Raum gemacht, in welchem die Ausflüſſe, Geſchöpfe, Erinnerungen und Werke exiſtiren konnten.

Derhalben hat das Infinitum eine gewiſſe Linie erſchaffen, die von dem Lichte ihres concavi, von den oberſten Theilen zu den unterſten reiche, und hat ſie geleitet und herniedergelaſſen in das erſt beſagte Spatium.

Das oberſte Theil dieſer Linie war abgeleitet von dem infinito ſelbſt, welches es auch zunächſt berührte; die andern Theile reichten unterwärts durch den leeren Raum, und vermittelſt dieſer Emanation hat das infinitum hervorgebracht, geſchaffen, formirt und gemacht alle Welten.

Dieſe Linea vertrat die Stelle eines Canals, durch welchen Ströme des oberſten und unendlichen Lichts in die Welten innerhalb dieſem ſpatio abflieſſen möchten.

Es iſt aber dieſe Linie, welche ſich von einem höchſten Gipfel abwärts ſtrecket, und durch alle obenbeſagte Kreiſe gehet, alſo beſchaffen, daſs ſie gerades Weges abwärts gehet, von dem oſtio des concavi durch alle mittlere Kreiſe, bis zu den unterſten, und zwar in der Figur eines aufgerichteten Menſchen, in ſeiner gehörigen Natur, mit aufgehobenen und gen Himmel gewandten Antlitz, in welchem man CCXLVIII Glieder in der rechten und linken Seite und in der Mitte zählen kann. Und in dieſer Figur werden alle Numerationen mit begriffen. Dieſelbe Figur heiſst Adam Cadmon, oder der erſte Menſch. S. Wachters Spinoziſmus im Judenthum, wo auch S. 87. der erſte Menſch im Bauche des Unendlichen ſammt den zehn Quellgeiſtern abgebildet iſt.

Die ſeltſamſten Erſcheinungen gewähren Verrückte dieſer Art dann, wenn ſie durch gefliſſentliche Unterdrückung alles Denkens vermittelſt einer von der Vernunft unabhängigen Intuition, oder geiſtigen Beſchauung die tiefſte Weisheit zu ergründen vorgeben *). So wie in dieſem Zu-

---

*) Mir iſt von mehr als einem Freunde der höhern Weltweiſsheit verſichert worden, daſs man, um Jakob Böhme's Schriften zu verſtehen, ſeine Denkkraft gänzlich unterdrücken, und ſich nur mit kindlicher Ergebenheit leidentlich hingeben müſſe; auſserdem erfolge der Aufgang des Lichts nie.

ſtande der Phantaſie ein zügelloſes Spiel gelaſſen wird, iſt es ſehr natürlich, daſs ſie zuweilen die abentheuerlichſten Illuſionen bewirkt, und eben ſo wenig kann es befremden, daſs die Seh- und Hörkraft der Phantaſie dabey vorzüglich geſchäftig iſt *).

**) Die exaltirte Sehkraft der Phantaſie zeigt ſich beſonders in der Hervorbringung von Lichterſcheinungen wunderbar, und die Viſionnärs haben von jeher immer viel mit Strahlen, Glanzen, Erleuchtungen und dergl. zu thun gehabt. Dieſs iſt ſehr begreiflich, denn die Exaltation jener Sehkraft beſteht eben groſsentheils darinn, daſs das in der Phantaſie enthaltene Lichtprinzip ſtärker und ſchöner wirkt, als im Zuſtande der gemeinen Einbildung. Und da es das höchſte Intereſſe ſolcher Schwärmer war, mehr zu ſehen, als menſchlichen Augen zu ſehen vergönnt iſt; ſo war die Phantaſie um ſo ſchö-

b) Der Menſch beſitzt aber auch bey ſeinem natürlichen Intereſſe für grenzenloſe Erweiterung ſeiner Kenntniſse einen gewiſſen Hang zur Trägheit im Denken und Unterſuchen. Nach dieſem iſt er leicht geſtimmt, ſich der geſetzmäſsigen Methode, einen Gegenſtand zu erforſchen, zu entſchlagen, wenn ſie langwierig und mühſam iſt, und weicht auf Irrwegen, deren Kürze ihn anlockt, von der Wahrheit ab. Der Einfluſs dieſes für

---

pferiſcher in der Bildung von den höchſten und reinſten Nüancen des Lichtes, denn bekanntlich ſteht die Phantaſie immer in gutem Verſtändniſse mit unſern Neigungen und Wünſchen. Sie zeigt uns gern, was wir zu ſehen wünſchen.

die Menſchheit nicht eben ehrenvollen Hanges, verbreitet ſich weiter, als man gemeiniglich glaubt, und und wirkt oft in dem Menſchen, ohne daſs er es ſelbſt bemerkt.

Es giebt auch jetzt noch eine ungemein groſse Menge von Menſchen, deren religiöſe Ueberzeugung, unabhängig von allen Vernunftgründen; blos auf der Autorität einer göttlichen Offenbarung beruht, die ſie ohne Prüfung als ächt vorausſetzt.

Solche blinde Ueberzeugungen ſind Aberglaube, und die Leichtigkeit, mit welchem Menſchen ſich dieſem Aberglauben hingeben, entſpringt gröſstentheils aus ihrem natürlichen Hange zur Trägheit im Forſchen und

Unterſuchen *). Es iſt ſehr gemächlich, gerade hin eine Offenbarung Gottes anzunehmen, und auf dieſe Annahme ſeine Ruhe und ſeine Ausſichten in die Zukunft zu gründen, da es im Gegentheile ein dauerndes

---

*) Zum Theil entſpringt daraus auch die paniſche Furcht, welche ſo viele Gläubige vor Büchern der Freygeiſter und Gegner der geoffenbarten Religion hegen. Menſchen, die ihrer Denkkraft nie eine höhere Bildung geben konnten, iſt ſie zu verzeyhen. Allein wenn Gelehrte, wenn Lehrer der Theologie ſie nähren, ſo geben ſie damit den ſicherſten Beweiſs der Schwäche ihres Verſtandes, und verdienen die tiefſte Verachtung. Nicht ſelten legen ſie Bücher an Ketten, damit ihr Verſtand deſto ſicherer ſeine Ketten trage.

und tiefes Nachdenken koſtet, Gründe der Vernunft zu faſſen, und ſich durch ſolche von der Glaubwürdigkeit der Offenbarung zu überzeugen. Viele Menſchen, um noch ein Beyſpiel anzuführen, glauben ohne Unterſuchung an Todtenerſcheinungen, weil ſie auf keinem kürzern Wege von der Unſterblichkeit der Seele überzeugt werden zu können wähnen, als durch ſolche Thatſachen *). Freylich ge-

---

*) Dieſs iſt indeſſen ein Hang, der allen Menſchen gemein iſt. Man frage die ganze Welt, ob es nicht über Alles erfreulich wäre, wenn einſt ein Todter zurückkehrte; ein allgemeines Ja wird die Antwort ſeyn. Und nie hätte der Glaube an Todtenerſcheinungen ſo ſehr um ſich greifen können, wenn nicht die Men-

ſtehen ſich Menſchen, welche ſolchen Schwächen ausgeſetzt ſind, die wahre Triebfeder ſelbſt nicht, von welchen ihre Ueberzeugung abhängt, ſie verbergen ſich das geheime Intereſſe, welches ihren Glauben beſtimmt; allein dem partheyloſen und feinern Forſcher kann der Grund nicht entgehen, der ihrer Leichtgläubigkeit den Ausſchlag giebt.

ſchen mit ſo blinder Gierigkeit nach jedem auch noch ſo entfernten und unbedeutenden Grunde griffen, der ihnen ihre Unſterblichkeit glaublich machen kann. Der Gedanke: die Todten kehren nicht wieder, iſt ſo ſchrecklich, daſs man ſich lieber an die Lüge hält, es kehren zuweilen Todte zurück.

3) Alles Wunderbare und Geheimnisvolle hat für den Menſchen einen natürlichen Reiz. Die Stimmung dafür hängt mit der Neigung zur Excentrität genau zuſammen, von der ich in dieſem Abſchnitte bereits geſprochen habe.

Ein Wunder iſt eine nach Naturgeſetzen unmögliche Begebenheit, die man nur durch die Idee einer in einer übernatürlichen Ordnung der Dinge gegründeten Urſache erklären kann. Der Menſch freut ſich, wenn er ein Wunder anzutreffen glaubt, denn er wähnt mit der Erkenntnis deſſelben, einen Blick in eine übernatürliche Welt zu thun, und ſeinen Geſichtskreis in das Unendliche zu erweitern. *) Er ſieht es ungern, wenn man durch Erklärung nach Naturgeſetzen ſein Wunder zu der gemeinen Ordnung der Weltbegebenheiten herabwürdigen will, und unterſtützt es durch alle Gründe, die er auffinden kann, oft mit abſichtlicher Ueber-

---

*) Dieſs kann jeder Menſch in ſich erfahren. Frage man den aufgeklärteſten Leugner der Wunder; ob es ihm dennoch nicht höchſtintereſſant wäre, wenn zuweilen ſich Wunder ereigneten und uns das Daſeyn einer höhern Macht und höher Ordnung als die Natur, ankündigten. Er wird es nicht leugnen können. Es iſt alſo auch gar nichts befremdendes, wenn die Geſchichte uns mehr als ein Beyſpiel ſcharfſinniger und gelehrter Männer darbiethet, welche dem Glauben an Wunder auf eine [illegible] Weiſe ergeben waren.

ſehung der vernünftigſten Zweifel, welche ſich gegen ſeine Realität aufdringen.

Man wird dieſes Intereſſe für Wunder nie in der menſchlichen Natur austilgen. Es iſt zu tief gegründet, und hängt zu innig mit mehrern unſrer weſentlichſten Neigungen zuſammen. Die Religion wird eben deshalb nie zu ihrer vollkommnen Reinheit gelangen, weil ſie in dem Hange des Menſchen zum Wunderbaren zu vielen Widerſtand findet. *)

---

*) Zum Ueberfluſſe bemerke ich, daſs doch wohl jeder Leſer einſehn wird, daſs ich mit dem hier Geſagten nicht behaupte, daſs Wun-

Eben ſo unleugbar wirkt der Reiz des Geheimniſsvollen in den Gemüthern der Menſchen mit, um ſie zu falſchem Glauben geneigt zu machen. Das Geheimniſsvolle intereſſirt, theils, weil es ein freyes Spiel der Einbildungskraft unterhält, theils weil es eine Furchtbarkeit mit ſich führt, die doch zugleich angenehm iſt. Dieſen Charakter hat z. B. die Idee eines

---

der ſich mit einer reinen Religionslehre nicht vertragen, daſs vielmehr die Rede nur von ſolchen Wundern iſt, welche den unwandelbaren Grundwahrheiten aller ächten Religion widerſprechen, oder doch mit der Würde der Religion unvereinbar ſind. Jede poſitive Religion muſs auf einem Wunder beruhen, oder es giebt bloſs natürliche Religion.

unſichtbaren mächtigen Weſens, welches auf Menſchen wirkt, die Idee eines Thieres, welches den Tod verkündigt u. a.

4) Der Menſch läſs ſich leicht von jedem Wahne blenden, der ſeine Phantaſie in den Zuſtand eines ſchwärmeriſchen Spiels verſetzt. Dieſer Zuſtand ſchmeichelt ihm ſo ſehr, daſs er den Geiſt der Prüfung in ſich niederſchlägt, und ſich lieber bey den albernſten Viſionen in Täuſchung einwiegt, als daſs er auf das Entzückende jenes Zuſtandes Verzicht leiſtete *).

---

*) Beynahe alle Arten des falſchen Glaubens an unmögliche vorgebliche Thatſachen führen

5) Ich füge noch hinzu; die gewöhnlichen Gefühle des Lebens werden dem Menſchen bald alltäglich, und der Ueberdruſs an ihnen erregt in ſeiner Seele Sehnſucht nach ungemeinen und dem Scheine nach überirrdiſchen Gefühlen. Kein Wunder, daſs er einen mächtigen Zug nach jedem Wahne und jeder Erſcheinung fühlt, welche ihm Befriedigung jener Sehnſucht verſpricht.

Die Wirkſamkeit dieſer Triebfedern zeigt ſich beynahe bey allen Arten des falſchen Glaubens, allein gewiſs bey keiner

---

dieſes anziehende mit ſich. Man denke ſich den Glauben an Traumdeuterey, Todtenbeſchwörungen, Genituren u. dergl.

ſo ſehr, als bey der, welche ſich auf Stiftung einer unmittelbaren ſinnlichen Gemeinſchaft des Menſchen mit der Gottheit bezieht.

Es giebt ein zweyfaches, und ſehr verſchiedenes Intereſſe, welches in der Seele eines über die Grenzen ſeiner Erkenntnis nicht aufgeklärten Menſchen, das Verlangen einer empfindbaren Gemeinſchaft mit Gott erregen kann, ein moraliſches und ein phyſiſches.

Schwärmeriſche Seelen, welche ſich die Gottheit nach dem ganzen Umfange ihrer Vollkommenheiten, und beſonders nach ihrer Heiligkeit denken, verlieren ſich ſehr leicht in einer heiſsen Sehnſucht, auf eine gewiſſe ſinnliche Weiſe des Anſchauens dieſes Weſens gewürdigt zu werden und ſeiner Majeſtät vor ſeinem Angeſichte ſelbſt das Opfer der Anbetung darbringen zu dürfen. Wenn dieſe Sehnſucht ihren höchſten Grad erreicht, ſo iſt es möglich, daſs die Phantaſie in ein glühendes Feuer geräth, und, nachdem ſie die Wirkſamkeit derjenigen Kräfte beſiegt hat, die ihr Einhalt thun könnten, dem Menſchen Geſtalten vorzaubert, die jener Sehnſucht entſprechen. — Der Himmel öfnet ſich, die Gottheit erſcheint in jenem Glanze, den endliche Weſen nicht ertragen können, feyerlich tönt aus der Ferne der Preisgeſang der Engel; — welche Entzückung für den Schwärmer! Wird er ſich wohl gern aus dieſem Zuſtande reiſſen laſſen, oder nicht vielmehr jeder Veranlaſſung nachgeben, wieder in denſelben zu gerathen. — Er ſtellt das Gedicht ſeiner

Einbildung als Thatſache auf; Seelen, die ihm gleich geſtimmt ſind, nehmen keinen Anſtand ihm Glauben beyzumeſſen. Vielleicht beten ſie ſelbſt brünſtig zu Gott um eine ſolche Erſcheinung, und ihre Bitte wird ihnen in Momenten exſtatiſcher Empfindung gewährt. —

Beyſpiele eines ſolchen falſchen Glaubens zeigen hinlänglich, daſs nicht aller falſcher Glaube mit reinen ſittlichen und religiöſen Grundſätzen und Gefühlen unvereinbar iſt, daſs vielmehr ſchwärmeriſcher Enthuſiaſm für die unüberſchwengliche ſittliche Hoheit Gottes, die Phantaſie zu Täuſchungen verführen kann, die um ſo ſchwerer zu beſiegen ſind, da ſie aus einer Quelle entſpringen, welche jedem guten Menſchen auch dann noch ehrwürdig bleibt, wenn ſie Ausſchweifungen erzeugt*).

---

*) Jedem Leſer wird hier die Bemerkung entgegen kommen. In den meiſten poſitiven Religionslehren der Nationen finden ſich Erſcheinungen der Gottheit; ſie haben aber nicht alle gleiche Würde, machen nicht gleichen Eindruck auf den menſchlichen Geiſt. Man findet ſehr bald, daſs eine ſolche Erſcheinung den Glauben des Menſchen um ſo eher an ſich zieht, je fähiger ſie iſt, uns zur lebhaften Vorſtellung der ſittlichen Vollkommenheit Gottes zu beſtimmen, und unſer Intereſſe für die Betrachtung derſelben bis zur Begeiſterung zu erhöhen. Und diejenige poſitive Religion wird unter dem Menſchengeſchlechte die gröſste Dauer haben, deren Urkunden lauter Wunder darbiethen, welche die Seele, durch ihren moraliſchen Sinn zur Bewunderung und Anbetung des höchſten Weſens hinreiſſen.

* Schwärmeriſche Seelen, welche bey der Betrachtung der ſittlichen Vollkommenheiten des höchſten Weſens ſolcher Entzükkungen fähig ſind, können auch ſehr leicht auf den Wahn gerathen, als erhielten ſie unmittelbare Offenbarungen von der Gottheit. Ihre Entzückungen ſind das Werk des lebendigſten ſittlichen Lebens und der feurigſten Thätigkeit der ſittlichen Vernunft, kein Wunder, daſs ſich in ſolchen Stunden aus ihrem Innern Vorſtellungen hervordrängen, die ſie ſelbſt erzeugt und hervorgerufen zu haben ſich nicht bewuſst ſind, und eben deshalb von fremder unſichtbarer Hand bekommen zu haben glauben, daſs ſie natürliche Produkte des Göttlichen in ihnen, für übernatürliche Eingebungen eines offenbarenden Gottes ſelbſt halten.

Tief unter dieſen falſchen **Gläubigen**, deren Wahn durch ſeine Quelle gewiſſermaaſsen geadelt wird, ſtehen Jene, welche nichts als die ängſtliche Beſorgnis für ihre ſinnlichen Bedürfniſſe als lebende Weſen, nach einer unmittelbaren **Gemeinſchaft mit Gott** ſtreben **macht**.

Derjenige, welchen Entzückung über die Vorſtellung der Vollkommenheiten Gottes zu dem Wunſche eines unmittelbaren Rapports gegen denſelben fortreiſst, beſitzt unleugbar eine nicht geringe Reinheit und Erhabenheit der Geſinnung. Ein Weſen, welches ſeine Seeligkeit im Anſchauen des Heiligen ſucht, ſteht, wie verfehlt auch der ganze Gedanke eines ſolchen Anſchauens iſt, gewiſs auf keiner niedern Stufe der ſittlichen Cultur, und darf, auch wenn es ſich auf Abwegen des Wahns verliert, auf Achtung und Schonung den gerechteſten Anſpruch machen. Ganz anders mit Jenen, die bloſs eine ängſtliche Anhänglichkeit an Leben und Genuſs zu dem Verlangen beſtimmt, ſchon hier in die Nähe des höchſten Weſens zu kommen, und durch unzweydeutige Erſcheinungen ſeiner Gegenwart, der Gewährung ihrer Wünſche ſicher zu werden. So wie ihre ganze Religion Selbſtſucht zur Quelle hat, und in ſofern keiner Achtung würdig iſt, ſo iſt auch ihr Streben nach einer unmittelbaren Gemeinſchaft mit Gott in dieſer Sinnenwelt nur das Produkt eines niedrigen und verächtlichen Verlangens nach endloſer angenehmer Exiſtenz, als dem höchſten Zwecke der Menſchheit.

Daſs Menſchen dieſer Art, wenn ſie zugleich eine lebhafte und ſtarke Phantaſie beſitzen, ſich leichter, als irgend Andere, abergläubiſchen Täuſchungen, in Hinſicht ihres Verhältniſſes zur Gottheit hingeben, läſst ſich aus der Beſchaffenheit ihrer Denkart ohne Schwierigkeit begreifen. Je peinlicher die Unruhe iſt, mit der ſie für Fortdauer und Glückſeligkeit beſorgt ſind, und je gröſser die Schwäche, zu welcher ſie Furcht vor dem Untergange, oder den Schickſalen ihres künftigen Daſeyns herabſtimmt, um ſo weniger können ſie es ertragen, daſs dasjenige Weſen, von welchem allein ſie alles zu erwarten haben, ihnen gänzlich verborgen ſey; ihre Einbildungskraft hat den Begriff deſſelben längſt verſinnlicht, ihr Herz, unfähig eines feſten Vertrauens zu dem Unſichtbaren ſand frühzeitig in dem gedichteten Bilde des menſchlich geſtalteten Gottes eine Freyſtatt für ſeine Ruhe, und ihre höchſte Wolluſt auf Erden beſteht nun darin, daſs ſie ihre Phantaſie unter höchſt ſinnlich ausgebildeten Scenen einer überirrdiſchen Welt ſchwärmen laſſen. Das Gefühl ihres dringenden Bedürfniſſes eines ſolchen religiöſen Bilderſpieles, und die Gewiſsheit, daſs ſie ohne ſelbiges verlaſſen und troſtlos im Univerſum ſtünden, gelten ihnen bald für Beweiſsgründe, daſs jenes Spiel, wo nicht ganz, doch gröſstentheils Realität haben möge, und ſo nähern ſie ſich nach und nach dem für ſie ſo anziehenden Wahne, als könnten ſie ſich in unmittelbaren Rapport gegen das höchſte Weſen ſetzen, und die Zuſicherung der Gewährung ihrer Wünſche gleichſam aus der erſten Hand erhalten. Sie erlauben ſich im Grunde, vielleicht ohne klares Bewuſstſeyn, die Folgerung: weil uns der bloſse Gedanke an den daſeyenden verborgenen Gott keine vollkommene Beruhigung gewährt, ſo müſſen Erſcheinungen, und Anſchauungen der Gottheit für uns möglich ſeyn; eine Schluſsart, die um nichts beſſer iſt als jene, die für ſo viele ſchwache Menſchen für einen Erweiſs der Göttlichkeit der Offenbarung gilt: weil gewiſſe Menſchen in der natürlichen Religion keine genugſame Befriedigung finden, muſs die Gottheit ſich nothwendig offenbart haben.

Faſſen wir nun die vielen und verſchiedenen Urſachen zuſammen, welche den

Menſchen Einbildung und Wirklichkeit verwechſeln machen können, *) ſo finden wir, daſs ſie bey Menſchen der eben geſchilderten Art, ganz beſonders wirkſam, und daſs ihre religiöſen Viſionen leicht zu erklärende Phänomene ſind.

II.

Ich gehe zu der zweyten Art falſchen religiöſen Glaubens über, den ich ange-

---

*) Ich habe Einiges hieher gehörige bemerkt in einer kleinen Schrift: Ueber die, durch geſetzwidrige Wirkungen äuſserer Sinne entſtehenden abergläubiſchen Täuſchungen; eine beſondere Behandlung des Gegenſtandes wird man in meiner Pſychologiſchen Theorie des Aberglaubens finden.

geben, und wegen der Quelle, aus der er entſpringt, mit dem Beynahmen des bösartigen belegt habe. Sein Charakter beſteht, wie er ſich auch zeige, durchaus darin, daſs Menſchen das Heilige Weſen zu ihrer Unſittlichkeit herabziehen, und den Begriff, die Handlungen, Geſinnungen und Aeuſſerungen deſſelben der Unlauterkeit ihres eigenen verdorbenen Herzens anpaſſen wollen. Dieſs iſt jener Aberglaube, gegen den beſonders, von jeher die Waffen der edelſten und muthvollſten Wahrheitsforſcher gerichtet waren. Der religiöſe Aberglaube jener Viſionnaers, von denen ich vorher geſprochen habe, iſt ein Werk der Schwäche und kindiſcher Thorheit, und verträgt ſich von vielen Seiten mit einer guten und würdigen Geſinnung, ja ſogar mit einem Enthuſiasm für moraliſche Vollkommenheit, den jeder edlere Menſch auch dann achten muſs, wenn er auf Abwege des Wahns führt. Dieſer entſpringt aus giftigen Keimen, und verbreitet in dem Maaſe Verderbnis über die ganze Seele, wie er ſich allmählig jeder Kraft bemächtigt und ihre Wirkungen ſeinem Intereſſe unterordnet. Wenn er ſeine Herrſchaft gegründet hat, verſchwindet jede Ahndung des Heiligen, die Religion verliert allen Adel, und ſinkt zu einem ſchmählichen Dienſte des böſen Willens, und jeder ſündhaften Leidenſchaft herab. Von ihm redet Bako, wenn er ſagt: ſuperſtitio eſt divinitatis dedecus, deiicit dictamina ſenſus, philoſophiam, affectus naturales, leges, bonae famae deſiderium. — **Seine** Quelle und ſein Umfang verdienen eine ausgeführte Betrachtung. —

Wenn der Menſch auf der einen Seite ein unverkennbares natürliches Intereſſe für die Sittlichkeit beſitzt, ſo iſt ihm auf der andern auch eine urſprüngliche Stimmung gegen dieſelbe eigen, und wie viel Erhabenes auch in dem Bewuſstſeyn der Pflicht liegt, ſo ſteigt dennoch in dem Menſchen immer die Begier auf, ſich von den Banden derſelben loszureiſsen, oder ſich doch dieſelben ſo leicht als möglich zu machen. Er iſt ein Bürger des moraliſchen Staates, in deſſen Geſinnung Hang zur Treue und zur Empörung contrebalanciren. Wenn der Hang zur letztern ein Uebergewicht bekommt, ſo ſchmeicheln ſich leicht bey ihm ſolche Vorſtellungen über ſeine ſittliche Natur ein, welche die Strenge der Pflicht, wenn auch nicht aufheben, doch zur Begünſtigung ſeiner ſinnlichen Neigungen hinlänglich einſchränken. Dieſs geſchieht bald durch falſche Methoden über die ſittliche Natur zu philoſophiren *), bald durch abergläubiſche Satzungen.

---

*) Wenn ich hier falſche Methoden über Sittlichkeit zu philoſophieren, und abergläubiſche Satzungen, aus einer und derſelben Quelle herleite, nemlich dem natürlichen Hange, ſich gegen die Pflicht aufzulehnen, ſo behaupte ich damit nicht, daſs jeder Philoſoph, der zur Erforſchung der Natur der Sittlichkeit einen falſchen Weg einſchlug, von jenem Hange geleitet wurde, ſondern nur, daſs dieſer Hang Menſchen verleiten könne, eine falſche Richtung zu nehmen. Ob übrigens bey einem

Ohne Freyheit des Willens findet keine Sittlichkeit, und eben ſo wenig eine ſittliche Zurechnung Statt. Inwiefern alſo der Menſch dem Hange, ſich der Herrſchaft der Pflicht zu entziehen, nachgiebt, wird ihm der Gedanke zugleich reizend, daſs er überhaupt gar nicht frey, oder doch von Seiten ſeiner Freyheit ſehr beſchränkt ſey. Er glaubt ſich dem Gerichte des Gewiſſens mit Sicherheit entziehen zu können, wenn er Handlungen, Beſtrebungen, und Gefühle, die wirklich von ihm her-

---

Philoſophen, der ein Syſtem aufſtellte, ein ſolcher Einfluſs Statt gefunden habe, kann eben ſo gewiſs von keinem Menſchen auſser ihm entſchieden werden, als es auch zuverläſsig zur Prüfung der Wahrheit ſeiner Grundſätze nichts beytragen würde.

rühren, aus Urſachen herleitet, die von ihm unabhängig ſind.

Der Aberglaube bietet dem Menſchen mannigfaltige Vorſtellungsarten dar, um die Wirklichkeit ſeiner guten und böſen Handlungen zu erklären, unter ihnen beſonders Hypotheſen von dem Einfluſse guter und böſer unſichtbarer Weſen, auf ſein Begehrungsvermögen und ſeinen Willen. Je mehr dieſe dem unlautern Hange ſeines Herzens ſchmeicheln, um ſo willfähriger und verblendeter iſt er in der Annahme derſelben.

Es iſt ſehr leicht zu erklären, warum in der Welt die böſen Geiſter von dieſer Seite eine gröſsere und ausgebreitetere Rolle geſpielt haben, als die guten. Die

Freyheit, einſeitig betrachtet, *als ein Vermögen des Guten*, konnte den Menſchen nie zur Laſt fallen, allein, *unter der Anſicht eines Vermögens zum Böſen*, war ſie ihm immer furchtbar. Und ſo war der Menſch auch von jeher dabey intereſſirt, ſich des Bewuſstſeyns, Urheber des Böſen geweſen zu ſeyn, zu entledigen, ohne jedoch das entgegenſtehende Bewuſstſeyn aufzugeben. Kein Wunder, daſs er ſich durch die verwirrte und widerſinnige Vorſtellungsart verblenden laſſen konnte, als rühre ſein Böſes von unſichtbaren böſen Weſen her, während ſein Gutes aus ihm ſelbſt entſpringe. Conſequentere Abergläubiſche muſsten den Urſprung ihrer guten Handlungen eben ſowohl von dem Einfluſſe guter Geiſter herleiten, als die böſen, böſen Geiſtern zueignen. Sie geriethen dadurch in Widerſpruch gegen ihr Bewuſstſeyn, aber in ihrem Wahne war Zuſammenſtimmung.

Ein andrer, und in den ältern Zeiten häufig betretener Ausweg bösartiger oder doch ſchwacher Menſchen, um ſich über die Strenge der Pflicht und Zurechnung wegzuſetzen, war die Herleitung der ſittlichen Eigenthümlichkeiten, beſonders der Laſter und Schwächen des Herzens von dem Einfluſſe der Geſtirne. Der berühmte Cardan, der immer eins der intereſſanteſten Beyſpiele eines, bey ungemeinen Talenten zu grobem Aberglauben herabgeſunkenen Mannes bleibt, rechnete alle ſeine moraliſchen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der Conſtellation zu, unter welcher er gebohren war. (Cardan. in genit. XII. p. 84.)

Die Unbegreiflichkeit der Natur des Willens ſelbſt begünſtigt den thörichten Wahn dieſer und ähnlicher Arten, ſo wie die Unmöglichkeit, ſich in ſo vielen Fällen über ſeine Handlungsweiſe und Entſchlüſſe Rechenſchaft zu geben. Es giebt Charaktere, voll Widerſprüche, die ihnen ſelbſt räthſelhaft ſind, Charaktere in denen das Vieh und der Engel ſo ſeltſam gepaart ſind, Laſter und Tugend ſo grell und launenhaft abwechſeln, daſs man an ihrer Ergründung und natürlichen Erklärung ihrer Phänomene zu verzweifeln verſucht iſt. Cardan zählt in der angef. St. die Widerſprüche ſeines Charakters auf, und ſagt: ſe propter naturae et morum repugnantiam etiam his incognitum eſſe, cum quibus aſſidue verſetur, d. h. er ſey wegen des Widerſtreits ſeiner unter dem Einfluſſe der Geſtirne ſtehenden phyſiſchen Natur und ſeines guten Willens, der durch jenen Einfluſs ſo oft auſser Wirkſamkeit geſetzt werde, ſelbſt ſeinen vertrauteſten Freunden unerforſchlich und räthſelhaft.

Die richtige Methode, über Freyheit zu philoſophiren, arbeitet ſolchen Träumereyen eben ſo ſicher entgegen, als falſche Methoden ſie begünſtigen, Wenn der Wille als das Vermögen, welches er iſt, aufgeſtellt und zugleich gezeigt wird, daſs Unbegreiflichkeit zu ſeinem Weſen gehöre, und woher ſie rühre, ſo wird Niemand in Verſuchung gerathen, zu abergläubiſchen Vorſtellungen ſeine Zuflucht zu nehmen, um die Erſcheinung ſeiner Wirkungen zu erklären. Wenn er aber in einer Theorie als ein Vermögen erſcheint, welches nach eben ſo mechaniſchen Geſetzen beſtimmt wird, wie die übrigen Naturkräfte, ſo erfolgt ein Widerſtreit gegen das Bewuſstſeyn, nach welchem man in tauſend Fällen in Räthſel verwickelt wird, wenn es darauf ankommt, die Möglichkeit einer Willenswirkung zu zeigen *). Der Menſch kann nach der

---

*) Das Bewuſstſeyn der Freyheit iſt ſo ſtark und allbeſiegend, daſs ein Menſch, wenn er auch in der Erforſchung der Triebfedern einer begangenen böſen That noch ſo weit gekommen iſt, dennoch nie das Gefühl vertilgen kann, daſs er aller jener Triebfedern ungeachtet habe anders handeln können, wenn er nur die ganze Kraft des Willens für die entgegengeſetzte That aufgefordert hätte. Fragt er nun ſo fort, warum er ſie nicht aufgefordert habe, ſo geräth er in eine Verwirrung, und zer-

Natur des Willens nie im Gebiethe der Erfahrung nothwendig beſtimmende Urſachen ſeiner Entſchlüſſe auffinden; im Willen allein liegt der zureichende Grund, auſser ihm ſind blos veranlaſſende Umſtände. Verkennen wir nun die ganze Natur des Willens, deren weſentlichſter Charakter in der Unbedingtheit liegt; ſo erſcheint uns alles Wollen grundlos.

---

haut, da ihm die richtige Einſicht in die Natur des Willens abgeht, den Knoten durch Hypotheſen der Superſtition. Allein ſelbſt in dieſen drückt ſich die Stärke des Bewuſstſeyns der Freyheit aus; das Weſen, auf welches er die Schuld ſeiner Uebelthat zurückwälzt, wird als ein, dem Menſchen unendlich überlegnes Weſen dargeſtellt, gleichſam als ob durch eine ſolche Uebermacht der Wille bezwungen werden könne.

Der Uebergang von der Verwirrung, in die wir dadurch gerathen, zum Aberglauben iſt leicht. Man ſucht den zureichenden Grund der Willenswirkungen, da man ihn nicht in ſich, und eben ſo wenig in der äuſsern Natur findet, in dem Einfluſſe von Weſen, die über alle Natur, oder doch wenigſtens über die uns umgebende Natur erhaben ſind. *)

---

*) Die Vertheidiger der deterministiſchen Lehre von der Freyheit haben es oft den Behauptern der Allgewalt des Willens vorgeworfen, daſs ihr Syſtem zur Schwärmerey hinführe. Ich wundre mich, daſs dieſe jenen den Vorwurf nicht zurück gegeben haben, da der Zuſammenhang des Determiniſmus und des Aberglaubens ſo evident iſt. Ein ſolcher Vorwurf wäre gerechter geweſen, als die Beſchwerden über den verderblichen Einfluſs des Determiniſms auf die Moralität.

Die richtige Anſicht der bleibenden Stimmungen unſers Begehrungsvermögens, die unſern Charakter ausmachen, hängt ebenfalls von der Richtigkeit unſers Begriffs vom Willen ab, und die Möglichheit eines Charakters kann nicht begriffen werden, ſobald man die Natur des Willens verkannte. Der zureichende Grund des Charakters liegt in der Freyheit, auſser ihr ſind blos veranlaſſende Urſachen, die den Willen nie mit Nothwendigkeit beſtimmen können, ſich in gewiſſen Handlungsweiſen gleich zu bleiben. Wenn der Menſch ſich fragt, wie es nur möglich ſey, daſs ihm dieſe oder jene unſittliche Beugung ſeines Begehrungsvermögens zukomme, ſo iſt die einzige richtige Antwort: weil er frey iſt. Sobald er aber ſeine Freyheit überſieht, und den zureichenden

Grund ſeines Charakters in äuſern zwingenden Urſachen ſuchen will, ſo wird er, wenn er ſich anders nicht täuſcht, nie befriedigt. Er handelt in zahlloſen Fällen gegen ſeine beſſere Einſicht, blos zu Folge eines gewiſſen angenommenen Hanges, von dem er doch zugleich auch fühlt, daſs er ihn jedesmal überwinden könnte. Auch hier iſt der Sprung zum Aberglauben bald geſchehen. Man ſucht die Urſachen ſeines Charakters im Uebernatürlichen, da man ſich bey ſeinem falſchen Begriffe vom Willen, ſeine Möglichkeit natürlich nicht erklären kann. —

Das moraliſche Geſetz kündigt ſich dem Menſchen im Bewuſstſeyn auf eine unverkennbare Weiſe an, und erfüllt ihn, auch wenn es nicht deutlich vorgeſtellt wird, mit dem Gefühle ſeiner Pflichten in ihrer ganzen Strenge. Allein derſelbe Hang, welcher ihn reizt, ſei[illegible]ſittliche Freyheit zu leugnen, kann ihn auch beſtimmen, das Sittengeſetz entweder ganz zu leugnen, oder doch zu verunreinigen und zu entſtellen.

So erhebend auch das Bewuſstſeyn der Pflicht für den Menſchen, als vernünftiges Weſen iſt, ſo drückend iſt es für ihn, wiefern er an eine ſinnliche Natur gebunden iſt, und ſo wie die Vernunft nur zu gern alles Uebergewicht der Sinnlichkeit vernichtete, ſo ſtrebt gegenſeitig die Sinnlichkeit nach Unterdrückung der Vernunft: ein Hang, der in dem Maaſse mächtiger wird, als ſie an Stärke in der Seele des Menſchen gewinnt. Dieſer Hang geht leicht genug in Zweifel wegen des Daſeyns des moraliſchen Geſetzes, und eben ſo leicht vom Zweifel zur gänzlichen Leugnung über. Iſt das Weſen einmal auf dieſe Verirrung abgeglitten, ſo iſt es nur zu bereitwillig, 1) falſche Theorien über die Entſtehung der moraliſchen Begriffe anzunehmen; 2) oder auch abergläubiſche Meynungen über Geſetz und Pflicht zu ergreifen, bey denen die Sinnlichkeit ein freyeres Spiel hat.

1) Auch hier iſt es unverkennbar, daſs der menſchliche Hang zum Böſen eben ſowohl zu ganz falſchen Methoden zu philoſophiren, als zu einem Wahne verleiten kann, der aller Philoſophie Hohn ſpricht. Man würde mir ſehr Unrecht thun, wenn man meine

Behauptung dahin deutete, als ſchriebe ich jede unächte Weiſe, den Urſprung der ſittlichen Begriffe zu erklären, dem menſchlichen Hange zum Böſen zu. Ich ſage nur, was wohl ſchwerlich jemand leugnen kann, daſs ſolche Theorieen, wenigſtens zum Theil von jenem Hange herrühren können. Daſs alle ſittliche Begriffe Folgen der Erziehung oder der bürgerlichen Geſellſchaft ſeyen, iſt eine Hypotheſe, die dem Bewuſstſeyn des Menſchen widerſpricht, die aber für die Sinnlichkeit deſſelben etwas ungemein reizendes hat. Sie iſt ein wirkſames Opiat, um jenen Schlaf des Gewiſſens zu befördern, der immer das geheime Intereſſe des ſinnlichen Menſchen ausmacht. Geſtützt auf eine ſolche Hypotheſe, bindet er ſich blos an äuſere Legalität, während er ſeiner innern Geſinnung zur Begünſtigung aller Leidenſchaften ein zügelloſes Spiel vergönnt.

b) Unter die **abergläubiſchen Meynungen**, von denen ich hier rede, rechne ich zuvörderſt die Annahme, daſs alle ſittliche Begriffe von einer Offenbarung Gottes herrühren, ohne daſs die Gründe derſelben urſprünglich in der Vernunft liegen *). Wenn auch viele Menſchen einen ſolchen Wahn ganz ſchuldlos nähren mögen, ſo bin ich dennoch überzeugt, daſs viele ſich ihm nur deſshalb hingeben, um ihren Hang zum Böſen zu begünſtigen. Nämlich eine ſolche Meynung ſchläfert das Gewiſſen des Menſchen nach und nach ein; er wird in dem Maaſe unfähiger, die ernſte Stimme der Pflicht in ſeinem Innern ſelbſt zu hören, als er die Prinzipien ſeiner Handlungen in blinder Anhänglichkeit von einer Offenbahrung übernimmt. Das Gemächliche dieſes Zu-

---

*) Daſs dieſe Behauptung der Annahme der Aechtheit einer Offenbarung, und der Anerkennung ihres kräftigen Einfluſſes auf Moralität nicht entgegen iſt, würde ich zu erinnern nicht der Mühe werth halten, wenn es nicht

---

aus der Frömmigkeit mancher Frommen folgte, in jedem philoſophiſchen Satze über Offenbahrung und geoffenbahrte Religion ein verborgenes Gift zu ſuchen.

ſtandes ſchmeichelt der Sinnlichkeit, und das Intereſſe derſelben iſt in der That das Band, welches die meiſten Menſchen an Satzungen dieſer Art feſſelt. Und ſo wie die Annahme dieſer Satzungen ihre Quelle im böſen Willen hat, ſo führt ſie auch unausbleiblich zum Böſen hin *). Man beobachte nur Leben und Wandel ſolcher Menſchen. Welche Widerſprüche! Welche Sprünge von Tu-

---

*) Dieſs möge allen denen immer hart ſcheinen, welche ihre Bigotterie für eine groſse Tugend, und Verachtung der Philoſophie für Pflicht halten. Der Philoſoph kann es nicht oft und laut genug ſagen, daſs ſich unter dem Deckmantel ihrer falſchen Religioſität kein guter Geiſt verbirgt.

gend, die es nur dem Scheine nach iſt, und entſchiedenem Laſter! Jetzt wohlthätig, im Augenblicke Menſchenfeind; jetzt mönchiſch enthaltsam, bald ſchwelgend in Völlerey, Wolluſt und jeder Ausſchweifung der Unmäſigkeit. Sehr natürlich. Nur die Reminiscenzen von geoffenbahrten Glaubensſätzen, und Sprüchen heiliger Bücher, die ſie ſich ohne Vernunftgründe zu eigen machten, können ihren Willen zu einer ſcheinbaren Güte ſtimmen. Schlafen jene Reminiſcenzen, ſo ſchläft auch ihre Tugend.

Das moraliſche Geſetz kann nicht mehr verunreinigt und entſtellt werden, als wenn man die Glückſeligkeit zum Grunde ſeiner verbindenden

Kraft macht *). Der Menſch hat indeſſen zufolge ſeines natürlichen

---

*) Ich bin weit entfernt zu glauben, daſs der Eudämoniſm im Geiſte und im Ganzen der Chriſtlichen Moral liege, und begreife nicht, wie jetzt ſo manche, ſelbſt ſcharfſinnige Theologen ein beſonderes Verdienſt darin ſuchen können, ihn hinein zu tragen. — Charron ſagt energiſch und ſchön in einer Stelle ſeines Werks über die Weiſsheit:

Seht da, was ich will und von meinem Weiſen fordre: eine wahre Bravheit und wahre Gottesfurcht, geeint und vermählt zuſammen, daſs doch jede für ſich beſtehe, ſich auf ſich ſelbſt ſtütze, ohne Hülfe der andern und aus eigner Triebkraft wirke. Ich will, daſs er gut ſey, ohne Himmel und Hölle. Schrecklich und

Hanges zum Böſen auch einen Hang zum Eudämoniſmus, und dieſer Hang

---

abſcheulich ſind mir die Worte: „wenn ich kein Chriſt wäre, nicht Gott und ſeine Verdammung fürchtete, ſo würde ich das oder jenes thun oder laſſen. „O armer elender Tropf, welchen Sold magſt du verdienen für das, was du thuſt? du biſt nicht bös, denn du haſt nicht Herz dazu, fürchteſt Strafe; ich will, daſs du Herz habeſt, und doch nicht wolleſt, wenn du auch immer gewiſs wäreſt, nie dafür gezüchtigt zu werden. Du machſt den guten Menſchen, damit man dich bezahle, und dir viel Dank wiſſe, ich will, daſs du es ſeyſt, und wenn auch niemand etwas davon erführe. Du ſollſt es ſeyn, weil Natur und Vernunft, das verleitet ihn leicht zur Annahme abergläubiſcher Satzungen, die ihn be-

---

heiſst, Gott, es wollen, weil es die allgemeine Ordnung und Polizey der Welt erfordert, zu der du gehörſt, weil du nicht ohne Widerſpruch einwilligen kannſt, anders zu ſeyn, ſondern auſserdem deiner Natur, deinem höchſten Gute und deiner Beſtimmung entgegen handelteſt; — möge nun übrigens aus dir werden, was da wolle.“ —

Um alles Aergerniſs zu vermeiden, bemerke ich für diejenigen, die es nicht wiſſen, daſs der Verfaſſer der Bücher von der Weisheit, aus welchem jene Stelle wörtlich überſetzt iſt, kein Profeſſor der Philoſophie, ſondern ein höchſt rechtgläubiger Canonikus und Cantor in der Cathedralkirche zu Condom war, und günſtigen. Für eine ſolche erkläre ich die Meynung, Gott wolle, wir ſollen das Gute nicht ſeiner ſelbſt wegen, ſondern aus Hofnung der ewi-

---

zwey und ein halb Jahrhundert vor Erfindung der kritiſchen Philoſophie lebte; (ein Glück für ihn, denn er wäre wahrſcheinlich von ihrem Gifte angeſteckt worden.) Ungeachtet er ſeine Rechtgläubigkeit durch ſein Buch; *trois verités contre tous athées, idololatres, Turcs, Mahometans, heretiques et ſchismatiques* hinlänglich bewährt hatte, konnte er dennoch dem Verdachte des Atheiſm nicht entgehn; wahrſcheinlich, weil er in ſeinen Büchern über die Weisheit denſelben Unterſchied zwiſchen Aberglauben und Religion machte, den auch in unſern Tagen manche Fromme nicht vertragen können, weil ſie für die Glorie fürchten, die ihre Häupter umgiebt.

gen Seligkeit, und Furcht vor den Strafen der Zukunft ausüben, eine Meynung welche zu den thörichſten Dichtungen über Himmel und Hölle geführt hat. —

Das moraliſche Geſetz führt zu der Vorſtellung eines Syſtems der moraliſchen Weſen, gleichſam eines moraliſchen Staates, in welchem unter gleichen nothwendigen und allgemeinen Vernunftgeſetzen, eine unwandelbare ſittliche Ordnung herrſcht.

Wenn der Hang zum Böſen im Menſchen überwiegend iſt, kann er jene Vorſtellung eben ſo wenig vertragen, als die Vorſtellung ſeiner Freyheit und des Sittengeſetzes ſelbſt. Er ſucht ſie alſo aufzuheben, oder zu entſtellen, welches im Grunde daſſelbe iſt. Dieſs kann durch eine Menge abergläubiſcher Meynungen geſchehen, mit welchen eine Verbindung und Ordnung in der Geiſterwelt angenommen wird, die ſich mit der Sittlichkeit nicht verträgt. —

So nothwendig, als die Idee einer unwandelbaren ſittlichen Ordnung im moraliſchen Reiche iſt, ſo nothwendig iſt auch die Idee der Tugend und Glückſeligkeit in Harmonie als Endzweck der moraliſchen Weſen. Sie iſt aber nur in ſofern unaufgeblich, und man kann ſagen geheiligt, als die Tugend in ihrer ganzen Reinheit gedacht wird. Untergeordnet iſt dieſer Idee die Vorſtellung der Uebereinſtimmung der

Unſittlichkeit und der Leiden, deren Nothwendigkeit ebenfalls darauf beruht, daſs man die Unſittlichkeit, nach ihrem reinen Charakter, d. h. lediglich nach ihrem Miſsverhältniſſe zu den Vernunftgeſetzen denkt. Der dem Menſchen natürliche Hang zum Böſen zeigt ſich auch darin, daſs er eines Widerwillens gegen jene beyden Vorſtellungen fähig iſt, welcher ihn zur Annahme abergläubiſcher Meynungen geneigt macht. 1) Gern ordnet er, misgeleitet von ſeinem Intereſſe für das Böſe, die Sittlichkeit der Glückſeligkeit unter. Abergläubiſche Meynungen, welche dieſe Unterordnung begünſtigen, ſind ihm höchſt willkommen. 2) Der Gedanke einer unausbleiblichen Verknüpfung von Uebeln mit unſittlichen Handlungen, ſteht dem von der Sinnlichkeit beherrſchtem Menſchen überall im Wege, und wenn er durch irgend einen abergläubiſchen Wahn ſich deſſelben entledigen kann, iſt er nur zu bereitwillig, ſich ihm hin zu geben.

Er findet ſeine Rechnung auf das Vollkommenſte, indem er falſche Vorſtellungen von der Gottheit bildet und unterhält. — Solche Vorſtellungen haben in vielen Fällen ihren Grund allein in Fehlern der Vernunft, allein man müſste mit dem menſchlichen Herzen ſehr unbekannt ſeyn, wenn man leugnen wollte, daſs in eben ſo vielen Fällen der böſe Wille des Menſchen einen entſchiedenen Einfluſs darauf hat. Derſelbe natürliche Hang zum Böſen, nach welchem der Menſch die wahren Begriffe von Freyheit, Sittengeſetz, moraliſcher Ordnung und höchſtem Gute ſo gern umgeht, macht ihn auch geneigt, den Begriff Gottes zu entſtellen. Und da unter allen Eigenſchaften Gottes demſelben keine ſo entgegen iſt, als die Heiligkeit, ſo wagt er ſich beynahe ganz allein an dieſe, um einen Gott zu gewinnen, bey deſſen ſchwankender und lockerer Geſetzgebung die Sinnlichkeit ihr Intereſſe möglichſt befriedigen könne. Das Gebiet desjenigen falſchen Glaubens, zu welchem dieſe falſche Richtung hinführt, iſt unermeſslich. Ein groſser Theil der poſitiven Religionen liegt darin, welche unter den Menſchen geherrſcht haben, und noch herrſchen.

Jede Ueberzeugung von der Gottheit iſt abergläubiſch, welche dem Begriffe ihrer Heiligkeit, als Schöpfers, Erhalters und Regierers der Welt widerſpricht, und alſo ihren moraliſchen Charakter vertilgt. Ein Inbegrif ſolcher Ueberzeugungen kann nicht auf den Nahmen Religion Anſpruch machen, ſo wie eine wahre Religion doch der Reinheit ermangelt, wenn ſie mit dergleichen untermengt iſt.

Aller falſche Glaube, welcher aus dieſer Quelle entſpringt, kommt darauf zurück, daſs der Menſch, zur Begünſtigung ſeiner Sinnlichkeit die Gottheit ſelbſt als beherrſcht von der Sinnlichkeit denkt, ſie in ſeinen Geſinnungen, Forderungen, Wünſchen, Hofnungen, und jeder auf ſie gerichteten Unternehmung als eine ſolche behandelt, und ſie in ſofern zu einem Mittel für ſeine ſelbſtiſchen Zwecke herabwürdigt. Kürzer kann er in der That nicht dazu kommen, ſich in Hinſicht ſeiner moraliſchen Unlauterkeit, Gebrechlichkeit und Schwäche in Sorgloſigkeit zu wiegen, als wenn er das heilige geſetzgebende, richtende und regierende Weſen ſich gleich ſetzt, und ihm für die ganze Zukunft dieſelbe Nachſicht, Vergünſtigung und Langmuth zueignet, die er jetzt von ſeinem eignen Gewiſſen durch Betäubung und Einſchläferung erzwingt. Mit einem ſo ſchwankenden Geſetzgeber, einem ſo beſtechlichen Richter, kommt, darf er hoffen, ein Nachlaſſungs- oder Erlaſſungsvertrag, oder wohl gar eine gänzliche Amneſtie leicht zu Stande.

Die richtende und ſtrafende Gerechtigkeit Gottes iſt der furchtbarſte Anſtoſs, den Menſchen, die von ihrer Sinnlichkeit beherrſcht werden, in einer reinen Religionslehre finden, und es iſt nicht zu verwundern, daſs der Aberglaube beſonders erfinderiſch geweſen iſt, um Wahn zu gründen und zu verbreiten, welcher jenem Begriffe das Schreckliche (für ſolche Menſchen,) nehme, welches ihn begleitet. Dahin gehört vorzüglich der Wahn von einer ſolchen Verſöhnung des erzürnten Gottes, wodurch der unſittliche Charakter der Sünde entweder vernichtet, oder doch den moraliſchen Folgen nach unwirkſam gemacht werde. Die Annahme einer ſolchen widerſpricht aller Moralität, und gehört unter die gröbſten Gotteslästerungen, welche der Aberglaube erzeugen kann. Alle Expiationen, durch welche Menſchen, ohne ſich durch wahre ſittliche Beſſerung Gott wohlgefällig zu machen zu ſtreben, die nothwendigen Folgen ihrer ſittlichen Schuldhaftigkeit aufzuheben gedenken, ſind nicht etwa blos nichtig, ſondern werden in ſo fern als Aeuſserungen einer ſich einwurzeln wollenden, oder ſchon eingewurzelten Bösheit betrachtet, als es evident iſt, daſs jedes moraliſche Weſen, wenn es ſeine Natur und ſeinen Charakter nicht zu Gunſt ſeiner niedrigen Neigungen verleugnen will, überzeugt ſeyn muſs, daſs alle ſolche Verſuche der Natur der Gottheit widerſprechen, und nicht etwa blos unter die Klaſſe falſch gewählter Mittel, ſondern, weil der ganze Zweck derſelben frevelhaft iſt, unter die Klaſſe der Verbrechen gehören.

Mit einer, auf unlautern Gründen dieſer Art ruhenden Verſöhnungslehre, muſs man jene nicht verwechſeln, welche auf reinen Prinzipien der Sittlichkeit beruht, und jedem Wohlgeſinnten, ſeiner Gebrechlichkeit ſich bewuſsten Menſchen ehrwürdig ſeyn muſs.

Schwerlich dürfte ich mich bequemen, den verdienſtvollen Cruſius der Superſtition zu beſchuldigen, wenn er in ſeiner tiefſinnigen Betrachtung der Unwandelbarkeit des Charakters des Sittlich-Böſen einen Uebergang zu den Dogmen der poſitiven chriſtlichen Theologie, über die Genugthuung durch Chriſtus nimmt. Er geht im Grunde von dem ſtrenggefaſsten Begriffe der göttlichen Heiligkeit aus, und geräth dadurch auf folgenden Ideengang: „Wenn die Beſtra„fung des Böſen einmahl völlig „wieder aufhörte, ſo daſs dieje-

„nigen, die Böſes und Gutes gethan
„hätten, ſodann in ganz
„einerley Zuſtand kämen; ſo käme
„hiermit eine Zeit, da das Geſetz
„Gottes, oder ein Theil davon
„vergeblich, und ohne allen
„Effekt wäre. Da nun das letztere
„der Vollkommenheit zuwider
„wäre; ſo iſt in Gott eine
„Nothwendigkeit, ein jedwedes
„moraliſches Böſe mit unaufhörlicher
„Strafe von den guten
„Handlungen zu unterſcheiden, d.
„i. proportionirte unaufhörliche
„Unterſchiede in den Folgen guter
„und böſer Handlungen feſtzuſtellen.
„— Jedoch kann man
„auch Gott deſswegen die Möglichkeit
„einer vollkommenen

»Begnadigung und Erlaſſung der
»Strafe bey denjenigen, die das
»Gethane bereuen und ſich beſſern,
»noch nicht abſprechen. Denn
»unſer endlicher Verſtand kann
»nicht alle Mittel und Anſtalten,
»die Gott treffen kann,
»überſehen. Er kann alſo auch
»nicht wiſſen, ob nicht unter denſelben
»irgendwo ein Weg der
»Gleichgültigkeit mit einer ergangenen
»unaufhörlichen Beſtrafung
»zu finden möglich ſey.
»In dieſem Falle wäre eine ſolche
»Begnadigung allerdings möglich,
»wobey alle Schuld und
»Strafe des gethanen Böſen erlaſſen
»würde, d. i. wodurch der
»Sünder in einen ſolchen Zuſtand

„geſetzt werden könnte, daſs „in Anſehung Gottes die Nothwendigkeit ihn zu ſtrafen, aufhörte und alſo das moraliſche „Böſe in Anſehung dieſer moraliſchen Folgen ſo gut als ungeſchehen gemacht würde. So „viel kann man aber daraus einſehen, daſs der göttlichen Heiligkeit wegen die Bereuung „und Beſſerung dennoch auch da „ſeyn müſſe, ingleichen, daſs „eine ſolche Begnadigung freywillig angenommen werden „müſste, weil Gott ſonſt mit „freyen Weſen nicht alſo umgienge, wie es ſich für das ihnen beygelegte Weſen ſchikket.“.

Man hat ihm wiederholt den Vorwurf gemacht, er habe hier die Grenze der Philoſophie überſchritten, um jenem Dogma von der wundervollen Erlöſung der Menſchen durch die Genugthuung Chriſti den Eingang vorzubereiten. Allein dieſer Vorwurf iſt ungegründet, und kann nur von ſolchen gemacht werden, welche von moraliſcher Geſetzgebung, Moralität, Güte und Bösheit nur flache und ſchwankende Begriffe haben. Das Problem, zu welchem Cruſius führt, gehört weſentlich in den Bezirk der Philoſophie. Jeder Menſch iſt ſündhaft, nährt urſprünglich einen ſträflichen Hang zum Böſen, liegt ihm bey unzähligen offenbar unſittlichen Handlungen, ganz unter, und kann ſeinen Einfluſs ſelbſt dann, wenn er mit dem beſten Willen handelt, nicht völlig unterdrücken. Der Tugendhafteſte auch macht hier keine Ausnahme, und ſchlechterdings kein Menſch kann der Gottheit wohlgefällig ſeyn, weil keiner, auch bey dem eifrigſten Streben dem Gebothe: ſeyd heilig! entſpricht. Nun iſt es nichts deſtoweniger Beſtimmung und Berufung des Menſchen, der Seligkeit würdig, und durch dieſe Würdigkeit ſelig zu werden. Wenn man alſo nicht die ganze moraliſche Ordnung und Regierung Gottes aufheben, und den Menſchen als ein Weſen annehmen will, welches durch ſeine Moralität, durch das, was allein ihm wahre Würde zu geben ſcheint, in unauflöſslichen Widerſinn verwickelt und einer troſtloſen Unentſchiedenheit wegen ſeines Looſes in der Zukunft Preis gegeben iſt; ſo muſs man ein Mittel der Rechtfertigung des Sünders vor Gott für nothwendig erklären, und, wenn es unmöglich, ein ſolches begreiflich zu machen, es als eine geheimniſsvolle Veranſtaltung Gottes, in gläubigem Zutrauen vorausſetzen. Kant ſtellt ein ſolches in ſeiner Religion innerhalb der Grenzen der bloſsen Vernunft, als eines von jenen Geheimniſſen vor, welche dem Menſchen ſeine eigne Vernunft offenbart *). — —

---

*) S. 196. ſagt er: „In allen Glaubensarten, die „ſich auf Religion beziehen, ſtöſst das Nach„forſchen hinter ihrer innern Beſchaffenheit „unvermeidlich auf ein Geheimnis, d. i. auf „auf etwas Heiliges, was zwar von jedem „Einzelnen gekannt, aber doch nicht öffent„lich bekannt, d. i. allgemein mitgetheilt „werden kann. — Als etwas Heiliges muſs es „ein moraliſcher, mithin ein Gegenſtand der

Wenn allem bishergeſagten zu Folge der Hang zum Böſen durch Entſtellung

---

„Vernunft ſeyn, und für den praktiſchen Gebrauch hinreichend erkannt werden können, aber als etwas Geheimes doch nicht für den theoretiſchen, weil es alsdann auch jedermann müſste mittheilbar ſeyn, und alſo auch öffentlich bekannt werden können.

„Der Glaube an etwas, was wir doch zugleich als heiliges Geheimnis betrachten ſollen, kann nun entweder für einen göttlich eingegebenen oder einen reinen Vernunftglauben gehalten werden. Ohne durch die gröſste Noth zur Annahme des erſten gedrungen zu ſeyn, werden wir es uns zur Maxime machen, es mit dem letztern zu halten. — Gefühle ſind nicht Erkenntniſſe und bezeichnen alſo kein Geheimnis, und da das letztere auf Vernunft Beziehung hat, und doch nicht aller ſittlichen, und mit der Sittlichkeit unzertrennlich zuſammen hängenden Be-

---

„allgemein mitgetheilt werden kann; ſo wird, (wenn je ein ſolches iſt,) jeder es nur in ſeiner eignen Vernunft aufzuſuchen haben.

„Es iſt unmöglich, *a priori* und objektiv auszumachen, ob es dergleichen Geheimniſſe gebe oder nicht. Wir werden alſo in dem Innern, dem ſubjektiven unſrer moraliſchen Anlage unmittelbar nachſuchen müſſen, um zu ſehen, ob ſich dergleichen in uns finden. Doch werden wir nicht die uns unerforſchlichen Gründe zu dem moraliſchen, was ſich zwar öffentlich mittheilen läſst, wozu uns aber die Urſache nicht gegeben iſt, ſondern das allein, was uns fürs Erkenntnis gegeben, aber doch einer öffentlichen Mittheilung unfähig iſt, zu den heiligen Geheimniſſen zählen dürfen. So iſt die Freygriffe einen Wahn, der ihn begünſtige, zu gewinnen ſtrebt, wenn er mit den Vorſtellungen der *Freyheit*, des *moraliſchen Geſetzes*, des *höchſten Gutes*, ja ſelbſt *der Gottheit* ein Spiel treibt, welches ganz auf die Einſchläfe-

---

„heit, eine Eigenſchaft, die dem Menſchen
„aus der Beſtimmbarkeit ſeiner Willkühr durch
„das unbedingt moraliſche Geſetz kund wird,
„kein Geheimnis, weil ihr Erkenntnis jeder-
„mann *mitgetheilt* werden kann; der uns
„unerforſchliche Grund dieſer Eigenſchaft aber
„iſt ein Geheimnis, weil er uns zur Erkennt-
„nis nicht *gegeben* iſt. Aber eben dieſe
„Freyheit iſt auch allein dasjenige, was, wenn
„ſie auf das letzte Objekt der praktiſchen Ver-
„nunft, die Realiſirung der Idee des morali-
„ſchen Endzwecks angewandt wird, uns un-
„vermeidlich auf heilige Geheimniſſe führt.“

rung des Gewiſſens des Menſchen berechnet iſt; ſo kann man leicht erachten, daſs er auch erfinderiſch genug iſt, um den Gedanken der Zukunft der Verkehrtheit, Unlauterkeit, Trägheit und Schwäche des menſchlichen Herzens anzupaſſen, und auf dieſe Weiſe ſein, für alle ſittliche Güte und wahre Aufklärung verderbliches Werk zu vollenden. Der Menſch bedarf, wenn er dem Intereſſe ſeiner Bösartigkeit folgt, einer Zukunft, in welcher die ſtrengen Geſetze der moraliſchen Ordnung nicht herrſchen, einer Zukunft, deren Regierung nicht mit unwandelbarer Feſtigkeit nach den Prinzipien eines heiligen Willens erfolgt; einer Zukunft, in welcher er, ſeine Bösartigkeit ungeachtet, alle ſeine auf Ruhgefühl und Genuſs geſtellte Wünſche befriedigen könne. Er ſäumt alſo nicht, ſich ein

Bild derſelben zu entwerfen, welches nicht uneben dem Hofe eines gutmüthigen ſchwachen Fürſten gleicht, deſſen Gnade zu gewinnen, man nur klug genug zu ſeyn brauche, um ſich bey ihm allenfalls wohl durch Benutzung ſeiner ſchwachen Seiten einzuſchmeicheln. Zwar kann er ſich eine Zukunft ganz ohne moraliſches Gericht nicht denken; allein er denkt ſich dieſes Gericht nach der Art mancher menſchlichen Gerichte, vor denen man, wenn man die Richter zu gewinnen weiſs, und ſich auf Schleichwege verſteht, die von der Gerechtigkeit nicht abzuweichen ſcheinen, mit nicht eben groſser Mühe Unrecht in Recht verwandelt. So bahnt er ſich einen Weg zum Paradieſe, und die Schrecken der Ewigkeit verſchwinden, ohne daſs er eben der Pflicht Opfer zu bringen hätte, die ſeinem Herzen ſchwer fielen. Er hofft das groſse Loos zu gewinnen, obwohl er nie weder die Einlage, noch die Renovationsgebühren gezahlt hat.

Man urtheilt nicht zu hart von bösartigen Menſchen dieſer Art, die leider unter den Anhängern an poſitive Religionen die gröſste Menge ausmacht, wenn man ſagt: daſs ſie ſich zum Beherrſcher Gottes, und Gott zu ihrem Sklaven machen, und durch dieſe frevelhafte Verkehrung Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in eine Harmonie bringen, die zwar ihr entartetes Herz befriedigt, aber zugleich das Grab jedes edlen Gefühls, aller wahren

Cultur und aller mit kraftvollem Ringen, und ſiegendem Enthuſiasm verknüpften Liebe der Tugend iſt. —

Man darf den falſchen Glauben in Beziehung auf Gott und göttliche Dinge nur nach ſeiner wahren Geſtalt faſſen, und ſein ganzer unſeliger Einfluſs auf die Menſchheit muſs uns vor Augen liegen. Gewiſs hat der ſcharfſinnige Bako, unter deſſen erhabnen, weit ausſehenden Blicken ein, von allen Arten des Wahnes und Afterglaubens gefeſſelter Erdkreis ſchwebte, in jener Stelle, die ich an die Spitze dieſer Abhandlung ſtellte, nicht zu viel geſagt, und ſeine Entſcheidung kann um ſo weniger überſpannt ſcheinen, da er höchſt wahrſcheinlich nicht einmahl den ganzen Umfang der religiöſen Superſtition kannte, und noch an manchen Dogmen hieng, die, ſchärfer geprüft nichts anders als Produkte von ihm ſind. Er zeichnet zuvörderſt diejenige Eigenſchaft des Aberglaubens aus, auf welche man, wenn man ſie nach ihrem ganzen unſittlichen Gehalte erwägt, alle verderbliche Folgen deſſelben zurückführen kann; Herabwürdigung der Gottheit; nächſt ſelbiger die Gefährlichkeit deſſelben für die Geſellſchaft und den Staat. Es fallt in die Augen, daſs er ſich gröſstentheils auf jenen religiöſen Aberglauben bezieht, welcher aus Bösartigkeit des Herzens entſpringt. Ihn berückſichtige auch ich vorzüglich mit folgenden Bemerkungen über die wichtigern verderblichen Folgen des Wahns in Sachen der Religion *).

---

*) Die Unterſuchung, ob der Aberglaube in Hinſicht religiöſer Gegenſtände, den Menſchen ſelbſt irrdiſch mehr glücklich oder unglücklich mache, liegt auſser meinem Zwecke. Auch läſst ſich wohl darüber im Allgemeinen nichts beſtimmen; es kann ein Menſch, welcher durchaus abergläubiſch iſt, ſich dabey ſehr wohl fühlen, während ein andrer, der dieſe Krankheit in gleichem Umfange erleidet, vielleicht keine ruhige Stunde hat, und ſo kann Jener in einer beſondern Art des Aberglaubens eine Quelle des Genuſſes beſitzen, dieſer durch einen einzelnen Zweig deſſelben im höchſten Grade gepeinigt ſeyn. Instat et urget, ſagt Cicero, superstitio et quo te cunque verteris, prosequitur; sive tu vatem sibi tu omen audieris, sive immolaris, sive avem aspexeris; si Chaldaeum, si haruspicem videris, si fulserit, si tonuerit, si

Wenn es hier zweckmäſsig wäre, in eine etwas tiefere pſychologiſche Unter-

---

factum aliquid erit de coelo, si ostenti simile natum factumve quidpiam; quorum necesse est, plerumque aliquid eveniat, ut nunquam liceat quieta mente consistere. Perfugium videtur omnium laborum et sollicitudinum eſſe ſomnus; at ex eo ipso plurimae curae metusque nascuntur; qui quidem ipsi per se minus valerent, et magis contemnerentur, nisi somniorum patrocinium philosophi suscepissent (de div. l. II. c, LXXII.) Allein dieſe Schilderung iſt nicht auf Alle anwendbar, ſondern paſst nur auf die niedrigſte Klaſſe, derer, welche von Furcht und Leichtgläubigkeit gequält werden. Gottesſeher, Geiſterbeſchwörer, Wahrſager ſind gewiſs meiſtens dem Genuſſe nach, glückſeliger als die helldenkendeſten Köpfe. — Ueberhaupt iſt es höchſt einſeitig, allen Wahnglauben von Furcht abzuleiſuchung einzugehn, ſo würde es keiner Spitzfindigkeiten bedürfen, um zu zeigen,

---

ten; dieſs gilt nur von ſolchen Satzungen, durch welche der Menſch ſich die Ausſichten auf Erreichung gewiſſer ſinnlicher Zwecke zu ſichern, und die Ausſichten auf gewiſſe, von der Sinnlichkeit verabſcheute Uebel zu heben glaubt. Buddeus ſagt: (institutt. theol. mor.) der Atheiſm entſpringe immer aus einem Zuſtande von Sicherheit und Furchtloſigkeit; der Aberglaube aus einer Stimmung zur Sklaverey und Schwäche, daher ſeyen gewöhnlich Perſonen von melancholiſchem Temperamente abergläubiſch, daher finde man dieſe Gemüthskrankheit am häufigſten bey den Geitzigen. Allein es giebt auch Aberglauben, welcher mit Gefahr verbunden iſt, und Energie der Seele erfordert. Beſondaſs aller falſche Glaube, wie nah er auch mit der beſten Geſinnung zuſammenhänge, und wie unſchädlich er äuſserlich ſcheine, dennoch, wiefern er von geſetzwidrigen Wirkungen der Gemüthskräfte herrührt, und einen unnatürlichen Zuſtand der Seele unterhält, nothwendig die nachtheiligſten Folgen für Cultur und Vollkommenheit der Menſchen mit ſich führen müſſe. Er iſt eine Krankheit des Geiſtes, und zwar

---

ders iſt dieſs der Fall bey mehreren Arten des Wahns, wo der Menſch in Beziehung auf das Unbegreifliche, und Gegenſtände, die ihm an Macht überlegen ſind, handelt. Ein feiger Menſch gieng wohl noch nie darauf aus, Geiſter zu beſchwören, ſo wie ſich auch gewiſs nie ein feiger Menſch mit Ueberzeugung und Zutrauen den Repräſentationen eines ſolchen Beſchwörers nahte.

eine chroniſche Krankheit deſſelben, welche endlich in ein unheilbares Uebel übergeht *). Seine Folgen ſind um ſo fürchterlicher, da er von epidemiſcher Art iſt.

Der thörichte Aberglaube (S. 18. 1.) hat dem Scheine nach eine ſehr unſchul-

---

*) Man hat in Frankreich Verſorgungsanſtalten für Unheilbare dem Körper nach. Möchte man ihrer doch in jedem Lande für Unheilbare Verſtandeskranke errichten. — Allein vorher dürfte noch zu wünſchen ſeyn, daſs die, welche es durch ihren Einfluſs vermöchten, Geſundheit und Krankheit des Geiſtes unterſcheiden könnten und wollten. Denn nicht ſelten laſſen ſie die Geſunden in Verwahrung bringen, möge die Sphäre der Erkenntnis und der Sitten immer durch die Kranken verpeſtet werden.

dige Miene. Laſſe man immer, dürfte ein ſich klug dünkender Weltkenner ſagen, laſſe man ſolche Verblendete Gott ſehen, mit ihm reden, mit ihm in Verhandlungen treten, unmittelbar Einwirkungen von ihm empfangen, ſie ſtöhren damit keineswegs Wohl und Sicherheit, weder der Einzelnen noch des Staates; ja es läſst ſich vielleicht von ihrem Wahne, wenn man ihn zum Mittel guter Zwecke macht, manches heilſame für die Menſchheit und die Geſellſchaft erwarten. —

Solche flüchtige Raiſonnements einer bonhommiſtiſchen Lebensweisheit müſſen uns nicht täuſchen. Aller thörichter Religionswahn iſt gefährlich, ſelbſt wenn er von einem achtungswürdigen Enthuſiaſm für die Vollkommenheit und Gröſse der Gottheit herrührt.

Der thörichte Wahngläubige, deſſen Hauptintereſſe auf Fortdauer des Lebens und des Genuſſes geht, ſteht an und für ſich ſchon auf einer der niedrigſten Stufen ſittlicher Cultur. Beherrſcht von der Selbſtliebe hat er nur matte und zweydeutige Ahndungen von Geſetz und Pflicht, und dem Grade von Hoheit und Würde, welchen der Menſch durch Freyheit erringen kann. Es fällt in die Augen, daſs er bey dieſer Schwäche jedem ſtärkern Reitze leicht unterliegt, daſs er jede Pflicht aufzuopfern bereit iſt, wenn ſie ſeinen Anſprüchen auf Genuſs durch ihre Strenge in den Weg tritt. Sein Gott iſt ein Gedicht ſeiner Phantaſie, durchaus auf die Befriedigung ſeiner eigennützigen Wünſche berechnet; er dient im Grunde niedrigen Leidenſchaften, und giebt ſich ſeinem vertrauten Umgange hin, erſcheint, ſpricht, offenbart ſich, damit dem thieriſchen Triebe deſſelben, gleichſam in einem Schlafe aller Moralität verſunkenen Weſens Gnüge geſchehe. Jenachdem es von Habſucht, Geldgeitz, Ehrbegier, Herrſchſucht, Geſchlechtsluſt oder andern ſelbſtiſchen Neigungen eingenommen iſt, muſs er ſich zu dieſer oder jener Rolle bequemen. Bey der Zügelloſigkeit, welche das Weſen durch dieſes Spiel mit dem Heiligſten gewinnt, ſind offenbar alle Tugenden, iſt jeder beſſere edlere Zweck in Gefahr.

Allein, wenn wir auch den thörichten Wahngläubigen von der ſittlich beſten Geſinnung beſeelt denken, wenn wir ihm immer einen feurigen Enthuſiaſm für die Vollkommenheiten des höchſten Weſens zueignen, ſo werden dennoch dadurch die möglichen nachtheiligen Folgen ſeines Gemüthszuſtandes nicht aufgehoben. Das ſittliche Gefühl, welches ihn leitet, iſt achtungswürdig, allein ſobald er ſich dem Spiele ſeiner Phantaſie hingiebt, iſt es nicht mehr möglich, daſs die Vernunft ihre Oberherrſchaft ausübe, er kann durch Erſcheinungen und Eingebungen getäuſcht werden, welche ihn von den heiligſten Pflichten abführen, kann bey dem beſten Willen zu Handlungen fortgeriſſen werden, wodurch er vielleicht einem groſsen Theile der Menſchheit Verderben bereitet. Welche Opfer kann ein ſolcher Gott der Einbildungskraft fordern. Der Fanatiker wird alles gern willigen, um dem Heiligen Weſen ſeine Huldigung und Ergebung zu leiſten, er wird ſein Kind, wär' es auch der

Liebling ſeines Herzens, mit Freuden ſchlachten, wenn die Gottheit einen ſolchen Beweiſs unbedingten Gehorſams verlangt. In der That brauchten wir in der Geſchichte nicht weit zu greifen, um Beyſpiele von frommen Abſcheulichkeiten dieſer Art zu finden, und es evident zu machen, daſs der religiöſe Aberglaube, wenn auch ſeine Abkunft noch ſo edel iſt, Folgen fürchten läſst, wie ſie nur immer auch die entſchiedenſte Unſittlichheit erzeugen kann. Und ein ſolcher, ſeiner Quelle nach achtungswürdiger Wahn kann eine um ſo gefährlichere und reichhaltigere Quelle von Unthaten werden, da das Bewuſstſeyn ſtrengſittlich guter Geſinnung, welches Verirrte dieſer Art nie verläſst, leichtlich im Zuſtande ſchwärmeriſchen Deliriums ſolchen Eingebungen Zugang und Begünſtigung verſtattet, welche ſich auf die moraliſche Schuld und Strafbarkeit der übrigen Menſchen beziehen, und den inſpirirten Viſionnair fortreiſſen, ſich zum Bekehrer, Sittenrichter, auch wohl zum Beſtrafer aufzuwerfen. Streng ſittlich gute Geſinnung geht bey Menſchen, beſonders ſolchen, die nicht eben zu zarten Gefühlen organiſirt ſind, nicht ſelten in eine Unduldſamkeit über, die ſich, da ſie durch Pflicht gebothen zu ſeyn ſcheint, um ſo tiefer einwurzelt, und mit einem blinden Eifer jede Gelegenheit ergreift, wo ſie ihren Einfluſs mit nachdrucksvoller Wirkung zeigen kann. Der beſte Wille wird nicht immer durch eine reife und unverblendete Urtheilskraft unterſtützt, und die edelſte Geſinnung ſchützt an und für ſich keinen Menſchen vor der gröſsten Schiefheit und Verfehlung in der Entſcheidung über Charaktere, Handlungen und Schickſale andrer. Die treflichſten Menſchen können alſo durch die fanatiſche Verrükkung ſolcher moraliſchen Zeloten in Gefahr gerathen; der gewiſſenhafteſte Fürſt iſt vor ihnen nicht ſicher, er wird das Opfer ihres frommen Wahns, wenn das vergötterte Phantom ihrer Phantaſie ihnen Tyrannenmord gebiethet *): ein Fall, der nicht der erſte ſeiner Art wäre.

---

*) Man darf nur auf die Geſchichte vorgeblicher Propheten zurückgehen, (von denen wohl Niemand leugnen wird, daſs ihrer viele fromme Betrogne, keine Betrüger waren) und wird Beyſpiele genug finden, um ſich zu überzeugen, wie furchtbar der Fanatiſm für Staat und Thron auch dann iſt, wenn ihn ſittliche Böſsheit nicht erzeugte.

Der religiöſe Aberglaube, deſſen Folgen ich bisher kürzlich geſchildert habe, hat noch die ſchwarze Seite, die ihn, er möge nun von ſinnlicher Liebe zum Leben, oder von achtungswürdigen ſittlichen Gefühlen herrühren, furchtbar macht: er führt zum Haſſe derer, die ihm nicht beyſtimmen, und geht auch wohl in eine zudringliche Bekehrungsſucht der Schwergläubigen und Leugner über. Derjenige, der ſeine Gewiſsheit über Fortdauer aus blos ſinnlichem Intereſſe auf eine Erſcheinung der Gottheit gründet, läſst ſich natürlich dieſes Unterpfand ſeiner Ruhe höchſt ungern rauben, und betrachtet jeden, welcher daran zweifelt, als ſeinen Feind, oder doch wenigſtens als ein Weſen, welches ſeiner Befriedigung unabſichtlich Gefahr droht.

Je mehr er Stimmen für ſeinen Wahn hat, um ſo ſicherer wird er; ſind ſie in eine geſchloſſene Geſellſchaft, etwa in eine Kirche vereinigt, ſo liegt ihm alles daran, daſs ſich nicht etwa unter dem Deckmantel des Glaubens ein Ungläubiger einſchleiche, und die reine Lehre entſtelle. Er kämpft gleichſam pro aris et focis, wenn er auf Gegner dieſer Art trift*). Jene, deren

---

*) Der Grund, den ich hier angebe, dürfte wohl der Hauptgrund der Verfolgungsſucht ſeyn, welche ſich bey ſo vielen gläubigen Chriſten unſrer Tage gegen Männer zeigt, die ſich auch bey dem redlichſten Beſtreben, von der orthodoxen Lehre ihrer Confeſſion nicht überzeugen können. Es iſt ihnen höchſt gleichgültig, daſs ſolchen Zweiflern oder Leugnern ſelbſt, eine ſo heilſame Stütze der Seelenruhe abgeht, ſie mögen allenfalls troſtlos ſeyn,

Wahn aus einem guten Willen hervorgeht, zeigen ſich nicht ſowohl feindſelig gegen Ungläubige, als vielmehr eifrig, Proſelyten zu machen, wenn ſie Seelen treffen, die noch gerettet werden können.

Ich gehe zu den Folgen jenes religiöſen Aberglaubens über, welcher ſeinen Grund

---

Allein, daſs beſonders durch die Mehrheit ſolcher Ungläubigen, ihre Hofnung auf Zukunft und Genuſs, leicht erſchüttert werden könnte, dieſs erfordert, auch bey entfernter Gefahr, ſchon Ahndung. Buddeus ſagt ſehr richtig (de atheismo et superſtit.) Caussa cur tanto odio alios a se dissentientes inſectentur, haec eſt, quod aegerrime palladium ſuum, in quo omnem ſpem vitae ac ſalutis collocarunt, ſibi eripi patiantur.

in dem Hange des Menſchen zum Böſen hat. Ich glaube dieſen (S. 59 — S. 108.) nach ſeiner ganzen möglichen Ausbreitung ſo geſchildert zu haben, daſs es keiner groſsen Umſchweiſe bedarf, um ſeinen verderblichen Einfluſs in das gehörige Licht zu ſtellen.

Der **Wahngläubige aus Bösartigkeit** der Geſinnung gründet, indem er zu Begünſtigung ſeines unſittlichen Intereſſe einen Wahn nährt, der aller Vernunft Hohn ſpricht, ein Syſtem von **Unredlichkeit gegen ſich ſelbſt**; in welchem alle Laſter des böſen Herzens Beſchönigung und Platz finden. — **Unredlich gegen ſich ſelbſt ſeyn**; kann es wohl der Menſch? Enthält nicht das Wollen eines ſolchen Selbſtmiſsbrauchs einen innern Widerſpruch? Iſt es nicht eine Feindſeligkeit, welche das Weſen gegen ſich ſelbſt ausübt? — Allerdings iſt es ſo, der Menſch in ſeiner Freyheit, vermag Alles; die unnatürlichſten und beſchämendſten Behandlungen ſeiner Selbſt, ſind ihm nicht unmöglich, keiner ſeiner Naturtriebe iſt vor ſeiner Entſtellung ſicher.

Unredlicher gegen ſich ſelbſt kann der Menſch nicht zu Werke gehen, als wenn er die natürlichen reinen guten Gefühle ſeines Herzens, weil ſie ſeiner ſinnlichen Selbſtliebe Abbruch thun, einſchläfert, und das niedergedrückte Gewiſſen mit Satzungen belaſtet, die es, wenn es wachte, verdammen müſste, und von denen er es ſelbſt nur zu gut weiſs, daſs er ſie nicht billigen, nicht achten kann. Wahrheiten, welche klar, wie das Sonnenlicht ſind, und dem

Menſchen auf das eigenſte angehören; Wahrheiten, die nie vernichtet und ausgetilgt werden können; die die wahre Hoheit des Menſchen, und den einzigen Werth ſeines ganzen Daſeyns ausmachen, dieſe im Gemüthe in Schatten zurückzudrängen, oder wo möglich in ewigem Schlafe zu begraben, um ſich durch Lehre und Glauben, deſſen Lügenhaftigkeit man nicht verleugnen kann, in einen Rauſch zu verſetzen, wo alle Wünſche befriedigt zu ſeyn ſcheinen, während die allein des Menſchen würdigen,gewaltſam unterdrückt und für immer aufgegeben ſind; — dieſs iſt ein Selbſtbetrug, wodurch der Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, wodurch er von ſeinem reinen edlen Selbſt ſcheidet, und ſein wahres durchaus auf Moralität und Pflicht gerichtetes Daſeyn, gleichſam ſein ſittliches Leben, gegen den Fremdlingsaufenthalt in einer eingebildeten Traumwelt umtauſcht, die ihn nur auf kurze Zeit täuſchen kann, und ihn früher oder ſpäter zu einem ſchrecklichen Erwachen, und einer peinigenden Rückkehr in die verlaſſene Heimath ſeines Herzens hinführt — Ich fühle es nur zu ſehr, daſs es ſchwer iſt, den wahren Sinn dieſer Unredlichkeit gegen ſich ſelbſt für die Mehrheit der Menſchen augenblicklich deutlich zu machen; die beſſern Menſchen haben von einer ſo unnatürlichen Richtung eines Weſens gegen das Edelſte, was in ihm iſt, und ſein eigentliches wahres Seyn ausmacht, keine Idee; diejenigen, die jene Unredlichkeit ſchon zu ihrem Syſteme gemacht haben, verſtocken ſehr bald in dem Maaſe, daſs ſie das Unſittliche in dem Zuſtande ihres Kopfes und Herzens ganz überſehen. — Allein es iſt ſchlechterdings nothwendig, das eigenthümliche und ſeltſame dieſes Zuſtandes genau zu faſſen, und lebhafteſt und innigſt vorzuſtellen, um eine wahre Schilderung der Folgen jenes religiöſen Wahnglaubens aus Bösartigkeit des Herzens, nicht überſpannt zu finden. Die Unredlichkeit gegen ſich ſelbſt, in dem Sinne, wie ich ſie hier nehme, beſteht in einer abſichtlichen Losſagung von aller Pflicht und aller wahren Ehre, einer künſtlichen Selbſtüberredung, daſs es Schimären ſeyen, und einem allmähligen gänzlichen Vergeſſen derſelben. Sie iſt in meinen Augen bey weitem verwerflicher, als die meiſten Arten des Selbſtmords, der wohl zuweilen gar ſeinen Grund in einem bis zur übertriebnen Aengſtlichkeit ſeinem Gewiſſen hat.

Wer Selbſttäuſchung in Hinſicht auf Moralität zu ſeinem Syſteme macht, ſeinen guten Geiſt gleichſam ertödtet, und ſich in ein Weſen metamorphoſirt, welches ſich ſeine praktiſchen Maximen immer in Gemäſsheit ſeiner Verhältniſſe und Wünſche bildet, von dem kann man ohne Uebertreibung ſagen, daſs er zu Allem fähig ſey, und daſs es für ihn keine Schandthat gebe, die er ſich nicht zur Erreichung ſeiner, auf Glückſeligkeit gerichteten Plane erlauben würde. Er iſt um ſo furchtbarer, da ſeinen Begierden in ihm nichts das Gegengewicht hält, und er ſich ſogar in ſeinen religiöſen Satzungen nie verſiegende Quellen von Beſchönigung, Ablaſs und

Gnade auch für die gröſsten Schändlichkeiten eröfnet hat.

So wie er ſelbſt über alles verächtlich iſt, dichtet er ſich auch einen Gott, den kein vernünftiges Weſen achten kann; Unredlich gegen ſich ſelbſt, glaubt er auch, dieſs drückt ſein ganzes Betragen gegen das höchſte Weſen aus, Gott täuſchen zu können, und widmet ihm eine Verehrung, die ein gemeiner Mann von Ehre und Gefühl mit Entrüſtung von ſich ablehnen würde. Er glaubt nicht, daſs ſittlicher Werth nöthig ſey, um ihm zu gefallen, dieſs meynt er, dürfe ihm blos durch blinde Annahme gewiſſer Glaubenslehren, und Beobachtung äuſserer Dienſtformalitäten gelingen, ſo wie er auch vorausſetzt, daſs Büſsungsmittel, von denen das Herz gar nichts weiſs, *) ſchon zureichen, um jenes Weſen zu verſöhnen, wenn es etwa mit ſeinen Handlungen unzufrieden ſeyn ſollte.

Der Miſsbrauch desjenigen, was für die Menſchheit das Heiligſte ſeyn ſoll-

---

*) Sie ſind alle, dem Unwerthe nach, einerley. „Ob der Andächtler ſeinen ſtatutenmäſsigen Gang zur Kirche, oder ob er eine Wallfarth nach den Heiligthümern in Loretto oder Paleſtina anſtellt, ob er ſeine Gebetsformeln mit den Lippen, oder, wie der Tibetaner †), es durch ein Gebetrad an die himmliſche Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moraliſchen Dienſtes Gottes es auch immer ſeyn mag, das iſt alles einerley, und von gleichem Werth.“ (Kant Rel. inn. d. G. d. V.)

†) Der Tibetaner glaubt, daſs ſeine Wünſche auch ſchriftlich aufgeſetzt, wenn ſie nur durch irgend etwas z. B. auf Flaggen ge-

te, führt unausbleiblich zu Abſcheulichkeiten. Gottesleugnung aus theoretiſchen Gründen, *) iſt, wie Bako mit Recht ſagt, minder entehrend und verderblich, als eine religiöſe Superſtition von der geſchilderten Art. Mit jener läſst ſich das wärmſte und innigſte ſittliche Gefühl vereinbaren, da dieſe im Gegentheil ihren Urſprung in der gänzlichen Ertödtung deſſelben hat; jene läſst die edelſten theilnehmenden Gefühle gegen Mitmenſchen und Vaterland zu, dieſe

---

ſchrieben, durch den Wind, oder in einer Büchſe eingeſchloſſen, als eine Schwungmaſchine mit der Hand bewegt werden, ihren Zweck eben ſo gut erreichen.

*) Offenbar meynt Bako nur einen ſolchen Atheiſm; auſſerdem würde er ſich widerſprechen.

iſt eine Geburt der gröbſten Selbſtſucht, und hält jede Aufopferung zum Beſten der Welt für Thorheit; jene wird immer nur das Syſtem weniger frey denkender Köpfe ſeyn; dieſe wird ununterbrochen Schaaren von Anhängern unter dem Pöbel gewinnen; jene wird ſich vorſichtig zurückziehen, *) dieſe ihren Einfluſs ſo weit als

---

*) Homines cautos reddit et ſecuritati ſuae consulentes, ſagt Bako l. l. Man bedenke nur immer, daſs er von ſchuldloſer Gottesleugnung redet; eine von Boſsheit herrührende hat mit der unmoraliſchen Superſtition, Frechheit und Tollkühnheit gemein, ja ſie kann ſelbſt in einen Fanatism übergehn, der mit dem einer blinden Gläubigkeit alle ſchwarze Züge theilt. Uebrigens fallen bey dem Atheiſten, alle jene Verſührungen zur Unbeſonnenheit weg, die

möglich verbreiten, jene wird bey Umwälzungen des Staats und Verkehrung aller bürgerlichen Ordnung *) kein Intereſſe finden, dieſe wird ſich ihrer bedienen, ſobald zügelloſe Leidenſchaften Befriedigung fordern werden. — —

---

den Wahngläubigen bey ſeinem blinden Vertrauen auf das höchſte und auf höhere Weſen irre führen.

*) Von Revolutionen, welche dazu dienen, eine Wiedergeburt der verſchwundenen bürgerlichen Ordnung in einem Staate zu bewirken, iſt hier nicht die Rede. Bey ihnen findet der Troſs der Wahngläubigen aus Bösartigkeit des Herzens, ſeine Rechnung nicht, und wälzt gewöhnlich die ganze volle Schuld eines ſo frevelhaften Unternehmens auf die Atheiſten, die auch wohl zuweilen dafür verantwortlich ſeyn mögen.

Ich behalte es mir vor, in dem künftigen Jahrgange ausführlicher und mit freyer Hinſicht auf die herrſchenden poſitiven Religionen, von den Folgen des Wahnglaubens aus Böſsheit, für Menſchheit und Staat, zu handeln, und ſchlieſse mit den Worten eines ziemlich alten Theologen, der aber manche moderne beſchämt, des würdigen Johann Franz Buddeus:

> Si rationis dictamen homines ſuperſtitioſi admittere poſſent, non eſſent ſuperſtitioſi. Id vero ab illorum indole plane alienum. Dum enim imaginationem, experientiam falſo iactitatam, auctoritatem aliorum, pro norma et regula aſſumunt, et quidquid inſuper affectus male ſanus ſuadet, promte

arripiunt, rationi locus eſſe nequit. Generatim hoc tum de ea, quae directe, tum quae indirecte circa numinis cultum verſatur, ſuperſtitione intelligendum. Ad hanc enim quid attinet, qui a daemonibus exſpectant, quae ab iis praeſtari nequeunt, qui per verba et characteres, morbos pellere et mirabilia quaevis efficere annituntur, aut, quae his ſimilia ſunt, ſuſcipiunt, rectae rationi bellum apertum indixiſſe nemo temere dubitaverit. Non minus tamen et de illis hoc cenſendum, qui cum vitiis ſuis cupiditatibusve, quibus indulgent, pravis, deum offendere non deſinant, ritibus, actibusve quibusdam externis, aut quae eiusdem ſunt generis, quae ipſi ſunt commenti, eum placari poſſe, ſibi pueriliter perſuadent. Quis enim vel rationis ductum ſequens, exiſtimare poſſet, deum, qui ſpiritus eſt puriſſimus, ſanctiſſimusque, eiusmodi externis delectari, cum interea mens hominum omni impuritate coinquinata ſit? Hinc et ipſe Apoſtolus hanc ſuperſtitionem ſeu ἄλογον in ethnicis damnavit, eique λογικὴν λατρείαν oppoſuit, Rom. XII. 1.

(Thes. theol. de atheiſmo et ſuperſtitione, c. X. §. III.)

Ueberſicht

des Inhalts dieſer Abhandlung.

Begrif des religiöſen Aberglaubens; S. 17.
jenachdem er ſich bezieht auf das
nach Naturgeſetzen }
oder Sittengeſetzen } Unmögliche, S. 17. 18.
iſt er

Aberglaube der Thorheit, glaubt
an phyſiſche Gemeinſchaft des Menſchen mit Gott. - - - S. 18. 19.

Aberglaube des böſen Herzens ſucht ihm Gott zu verähnlichen S. 19.

Triebfedern des religiöſen Aberglaubens liegen urſprünglich im Menſchen S. 20.

I.

Triebfedern des Aberglaubens der Thorheit - - - S. 21-59.

a) Hang des Menſchen zum Excentriſchen in Erkenntniſſen. Quell ſowohl der Vorliebe für gewiſſe falſche philoſophiſche Syſteme, als des Aberglaubens - - - S. 22.

b) Hang des Menſchen zur Trägheit im Denken und Unterſuchen - S. 38.
Einfluſs deſſelben auf blinden Glauben an Offenbarung, Todtenerſcheinungen, Furcht vor den Philoſophen und Freygeiſtern - S. 39-42.

c) Reiz des Wunderbaren und Geheimnisvollen - - - S. 43.

d) Reiz des mit gewiſſem Wahne verknüpften Spiels der Phantaſie S. 47.
e) Ueberdruſs an gemeinen Menſchengefühlen, Sehnſucht nach ungemeinen und überirrdiſchen - - S. 48.
Zwiefaches Intereſſe, welche in dem thörichten Abergläubiſchen das Verlangen einer empfindbaren Gemeinſchaft mit Gott erregen kann:
a) ein moraliſches ⎫
b) ein phyſiſches ⎭ Intereſſe S. 49.
Religiöſe Viſionnairs aus ſittlich guter Geſinnung - - - - S. 49.
Ihre Offenbahrungen - - - S. 53.
Religiöſe Viſionnairs aus phyſiſcher Furcht, und Lebensliebe - - S. 54.

II.

Triebfedern des Aberglaubens des böſen Herzens - - S. 59.
Hauptmaxime deſſelben - - S. 60.

Urſprünglicher Hang zum Böſen S. 62.
Dieſer macht ihn geneigt, die Begriffe
  a) von Freyheit - - S. 64-74.
  b) vom Moralgeſetz - - S. 74-86.
  c) einem Syſtem der ſittlichen Weſen S. 86.
  d) dem höchſten Gute - S. 87.
  e) der Gottheit - - - S. 89.
zu verändern; beſonders iſt ihm furchtbar
  f) der Begriff der Heiligkeit Gottes S. 90.
Folgen des religiöſen Aberglaubens
  Alles überhaupt - - - S. 101.
  das der Thorheit - - S. 102.
    aus moraliſchen } Intereſſe S. 106.
    aus phyſiſchen }
  das des böſen Herzens - S. 124.
  damit verknüpfte durchgängige Unredlichkeit gegen ſich ſelbſt S. 125.
  Fähigkeit zu Allem - - S. 130.
Mindere Gefährlichkeit des Atheiſm aus theoretiſchen Gründen. S. 133.

Das

Daſeyn Gottes

und

die Unſterblichkeit der moraliſchen Weſen

als

allgemeine Glaubenslehren

dargeſtellt.

Ich habe in der erſten Abhandlung zu dem Jahrgange 1797. die Richtnng anzugeben verſucht, in welcher die gemeine Menſchenvernunft, von dem Gedanken der moraliſchen Freyheit und Geſetzgebung zu der Forderung einer allgemeinen moraliſchen Ordnung, von dieſer zu der Forderung einer Gottheit und eines unſterblichen Daſeyns übergeht, ein Ideengang, deſſen Bündigkeit und Nothwendigkeit nur ſolchen Menſchen nicht einleuchten kann, deren moraliſches Bewuſstſeyn ſich noch in gänzlichem Schlafe, oder doch in einem matten Halbſchlummer befindet. Zwar entſpringt derſelbe zunächſt aus unſerm Innern, und iſt uns um ſo ſtärker und lebhafter eigen, je einheimiſcher wir in uns ſelbſt, und je vertrauter wir mit der reinen Vorſtellung von Pflicht und Beſtimmung ſind. Allein weit entfernt, daſs er etwa durch das Schauſpiel der uns umgebenden Natur unterdrückt würde, begünſtigt ihn vielmehr daſſelbe und weckt ihn allenthalben durch erſtaunenswürdige Scenen von unendlicher Schöpferkraft, Macht, Kunſt und Gröſse. Und man braucht nicht eben ein groſser Analyſt der Seelenzuſtände zu ſeyn, um zu bemerken, daſs jenes groſse

Intereſſe, welches die Betrachtung der phyſiſchen Welt für jedes wohlgeſtimmte Herz hat, vorzüglich von denen moraliſchen Ideen herrührt, die ſie begleiten, und daſs die Erſcheinungen der Natur, wie wundervoll auch immer, uns dennoch ſehr bald alltäglich vorkommen würden, wenn jene Beygeſellung wegfiele. Entziehe man ſie dem ſo hinreiſsenden Anblicke des geſtirnten Himmels; bald wird er für den Betrachter nichts als Gegenſtand eines läſtigen Schwindels ſeyn; entziehe man ſie der bezaubernden Mannigfaltigkeit von Auftritten und Bildern, welche der Wechſel der Iahreszeiten darbietet; und wir werden nur ein ewiges Einerley zu ſehen glauben, welches uns Ueberdruſs und Langweile verurſacht. Die Ordnung und Harmonie der Natur nach ihren unveränderlichen Geſetzen iſt dem unverdorbenen fühlenden Menſchen ein Symbol der moraliſchen Ordnung, und ſelbſt Leugner aller religiöſen Begriffe müſſen zugeſtehen, daſs ſie bey Betrachtung der ſchönen Formen der Natur, einen geheimen Zug zu jenen Begriffen fühlen, der ſich ihrer Seele, bey allem Unglauben unwiderſtehlich bemächtigt, und der für denjenigen, welcher es verſteht, ſich den edlen Charakter des Naturſchönen zu entwickeln, kein Räthſel iſt. Warum wirkten auch von jeher die von Naturbetrachtung hergeleiteten Beweiſe für das Daſeyn Gottes ſo mächtig auf die Ueberzeugung der Menſchen? Warum ſchlägt ein einziger Blick auf den wundervollen Schauplatz der Welt und die Vollkommenheiten der Natur alle Zweifel nieder, die ſich in der Bruſt eines wohlgeſinnten Menſchen gegen den Glauben an Gott und die Hofnung der Fortdauer aufregen können? Der Grund liegt nur darin, daſs der Gedanke der Nothwendigkeit der moraliſchen Ordnung in ſeiner vollen Kraft geweckt wird, wenn wir uns den Gefühlen frey und offen hingeben, welche durch den Eindruck der Erſcheinungen der Natur erregt werden. Die ausſchlüſslichen Vertheidiger des phyſikotheologiſchen Beweiſes für Gottes Daſeyn ſind demnach mit jenen Weltweiſen einiger, als ſie es zu ſeyn denken, welche das moraliſche Geſetz als die einzig mögliche Grundlage aller wahren Religion annehmen. Während ſie ſich bey ihrer Beweiſsart von aller Hinſicht auf Moralität zu entfernen glauben, iſt gerade dieſe dasjenige, was die beſeelende Kraft ihres Arguments ausmacht, und die Natur würde ſie nimmer zum Glauben hinführen, wenn nicht die Geſetzmäſsigkeit und Harmonie in ihren bewundernswürdigen Auftritten, den Gedanken an ein Weſen weckte und unterhielte, deſſen Schöpferkraft nach Prinzipien der Güte und Gerechtigkeit wirkt, und deſſen höchſter Zweck die Realiſirung einer allgemeinen moraliſchen Ordnung iſt. Kant nennt die Ueberzeugung vom Daſeyn der Gottheit ein Poſtulat, und ſchwerlich durfte man einen paſſenderen Ausdruck finden, um ſie zu bezeichnen. Die ſittliche Vernunft fordert einen Gott, ſie will, daſs ein Gott ſey, der Gedanke an ihn ſchlieſst ſich ſo nothwendig und unabtrennlich an das Bewuſstſeyn des Geſetzes an, daſs ohne denſelben Einheit und Harmonie für ſie gar nicht möglich wäre.

Die Gottesforderung der Vernunft regt ſich am intereſſanteſten auf dem rührenden Schauplatze der Natur. Umringt von Erſcheinungen, welche ſo unermeſsliche Macht, Kunſt und Weisheit ankündigen, kennen wir kein ſchöneres und kräftigeres Intereſſe, als gewiſs zu werden, daſs die moraliſche Ordnung die herrſchende im Univerſum iſt, und der ganze Plan für Welt und Menſchheit auf den Prinzipien derſelben ruht. Haben wir dieſe Gewiſsheit gewonnen, ſo bleibt uns kein Wunſch mehr übrig; denn das Ideal einer vollkommenen Welt würde eben durch völlige Harmonie der phyſiſchen und moraliſchen Welt erreicht. Gewiſs lag es nie in Kants Idee, ſeinem moraliſchen Glaubensgrunde allen Zuſammenhang mit dem ſogenannten phyſikotheologiſchen Argumente abzuſchneiden. Dieſs lag ſchon vor Erſcheinung der Kritik der Urtheilskraft am Tage; nach derſelben, muſs man die Philoſophie jenes Mannes nur dem Nahmen nach kennen, um ihn von dieſer Seite miſszuverſtehen. Muſste er der Beſtimmtheit und Strenge der Prüfung halber in der Kritik der reinen Vernunft trennen, ſo muſte er, wenn er die Harmonie unſrer Natur nicht verkennen wollte, in der Kritik der Urtheilskraft wieder verbinden. Hier findet man denn auch alles vereinigt, was nur je den Betrachter der empfindbaren Formen und der innerlich zweckmäſsig gebildeten Naturweſen für den Religionsglauben ſtimmen kann. Alles in der Natur führt nach Kant zur Gottheit, ihre Geſtalten und ihre Organiſationen kommen gleichſam dem moraliſchen Gefühle des

Menſchen entgegen, die Schönheit, welche durchaus im Allgemeinen ihrer ſichtbaren Auſſenſeite herrſcht, und welche alle Jahres- und Tageszeiten mit ſich führen, und jene Kunſt, mit welcher alle erkennbaren Theile des Univerſums gebildet ſind, leiten durch Gefühle tiefer Bewunderung, und immer wiederkehrende Regungen eines mächtigen Vertrauens auf den Urgrund der Natur jene religiöſe Stimmung ein, in welcher der Menſch, bewuſst ſeines moraliſchen Charakters und der Realität der moraliſchen Ordnung, ſich dem Glauben an eine mit ihr zuſammenſtimmende heilge, weiſe und von unendlicher Kraft unterſtützte Regierung der Welt mit zweifelloſer Zuverſicht hingiebt. Dieſs nur iſt auch der Geiſt aller phyſikotheologiſchen Verſuche; er findet ſich unverkennbar in den Schriften eines Reimarus, Jeruſalem, Zollikofer und andrer, die ihnen gleichen. Wenn Reimarus ſagt: „Man gedenkt ſich Gott nach der natürlichen Religion, als das erſte, ſelbſtſtändige, und nothwendige Weſen, welches die Welt, nebſt allem, was darin iſt, durch ſeine Weisheit, Güte und Macht geſchaffen hat, und beſtändig erhält und regieret; uns Menſchen aber beſonders, in gewiſſer Ordnung, nicht nur in dieſem Leben, ſondern auch vornehmlich in einem darauf folgenden, zu einer höhern und unaufhörlich wachſenden Vollkommenheit und Glückſeligkeit beſtimmt hat. Ein ſolches Erkenntnis von Gott wird an ſich lebendig, d. i. wirkſam ſeyn, und eine vergnügende Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, einen willigen Trieb zur Tugend und

Pflicht, und eine ungeſtöhrte Zufriedenheit des Gemüths zu Wege bringen; „ſo hat er damit im Grunde alle Reſultate des Kantiſchen Glaubensgrundes ausgedrückt, nur daſs er die Momente, auf denen derſelbe ruht, nicht in gehöriger Auseinandergeſetztheit, Ordnung und Vollſtändigkeit aufſtellte. Der ſcharfſinnige gelehrte Mann muſste ſich der Vorſtellung von der Wahrheit einer moraliſchen Ordnung vorher bewuſst ſeyn, ehe ihn die auch noch ſo groſse Maſſe der zweckmäſsigen Produckte der Natur, mit ſo eindringender Kraft zum Glauben an einen Weltſchöpfer nach moraliſchen Geſetzen hinführen konnte. Daſs aber ſein Ideengang auf einen ſolchen gerichtet war, und das Daſeyn deſſelben ſein höchſtes Intereſſe ausmachte, bezeugt ſeine Erklärung und das

Ganze ſeines Werks. So wahr dieſs in Rückſicht aller ähnlichen Syſteme iſt, ſo gewiſs bedürfen ſie, um in ihrem vollen ſchönen Lichte zu erſcheinen, eines Kommentars, der nirgend anders denn aus der Quelle der kritiſchen Philoſophie hergenommen werden kann *). Herr Jakob hat ſich zuerſt das groſse Verdienſt erworben, die moraliſchtheologiſchen Prinzipien mit den Reſultaten der Naturbetrachtung, in einem Syſteme allgemeiner Religion zu-

---

*) Mehrere zum Theil ſehr denkende Männer pflegen zu ſagen, es ſey im Grunde die von Kant aufgeſtellte Religionslehre etwas ſehr Altes, und dieſs wird jeder, der den Geſichtspunkt nicht verſehlt, gern zugeben, wenn blos der Geiſt und nicht die Darſtellung gemeint iſt.

ſammenzuſtellen. Mir iſt in gegenwärtigem Werke jene Umſtändlichkeit nicht vergönnt, zu welcher ihn ſein Zweck und Plan berechtigte. Unter der Vorausſezzung von Leſern, welche die Gründe aller Religion in ihnen ſchon zu einer ſtarken und lebendigen Wirkſamkeit erhoben, und das Bewuſsſeyn ihrer moraliſchen Natur in Harmonie mit der Auſsenwelt geſetzt haben, iſt mein Zweck eine Darſtellung des Glaubens, welche ihren Gedankengang zur Ueberzeugung, rechtfertigt, nach ſeinen vielleicht nur dunkel wirkenden Prinzipien erläutert, vervollſtändigt und die Einwürfe hebt, zu welchen Zweifler und Leugner, ſowohl aus der moraliſchen als aus der phyſiſchen Welt Stoff hernehmen können. Vielleicht gelingt es mir zugleich durch dieſe Darſtellung, jene Gegengründe zu entkräften, welche ein ungenannter ſcharfſinniger Mann in dem neueſten Stücke von Herrn Städlins Beyträgen zur Philoſophie und Geſchichte der Religion gegen meine Briefe über den Atheismus erhoben hat.

Ich bin,

Alle abgeleitete Ueberzeugung des Menſchen, alles ſein Wiſſen, Erkennen, Begreiſen und Glauben geht von ſeinem urſprünglichen Seyn aus; wenn wir alle Sphären ſeiner Vorſtellung von der äuſserſten Grenze an, wo ſie ſich in Finſternis und im Nichts verlieren, durchgehen, ſo kommen wir auf ein Selbſt zurück, welches vor allem, was in unſerm Bewuſstſeyn vorgeht, handeln muſs, damit es vorgehe Es macht alle Vorſtellbarkeit möglich: weit entfernt, daſs es uns erſt durch Vorſtellung kund werde, ſtützt ſich vielmehr jede Vorſtellung nach allen ihren Beſtandtheilen auf das **Ich**, welches mit unſerm **Seyn** identiſch iſt. Ich bin, iſt nicht etwa ein Urtheil; es ſcheint es nur demjenigen zu ſeyn, der es als die erſte Perſon der Conjugation anſieht, und das Zeichen für das Weſen nimmt. Die Forderung, was es denn ſonſt ſey, was es überhaupt ſey, hat für den gar keinen Sinn, der das innere Leben ſeines Geiſtes vor dem ertödtenden Drucke gefundener und gelernter Begriffe rettete, und die Wahrheit, daſs unſer Wollen und Denken eher iſt, als Buchſtab' und Worte, wie ein Heiligthum aufbewahrt. Er wagt nichts, wenn er **dem**, der ſie macht, entgegenſetzt, daſs er in dieſem Augenblicke nicht wiſſe, was er wolle, und mit ſeiner Frage ein Nichts ausſage. **Ich bin** iſt der Ausdruck des einzigen urſprünglichen Wiſſens des Menſchen; einerley, ob ich ſage: ich; oder: ich bin.

Ich bin frey.

Alles in meinem Bewuſstſeyn hängt von meinem Ich ab; ich von nichts auſser ihm; ich trage die ganze Welt meiner Vorſtellungen, mich nichts. Mit einem Worte: ich bin frey, mein wahres Seyn und meine Freyheit ſind Eines. Indem ich mich aus den Regionen von Gegenſtänden, die mir Vorſtellung darbiethet, zurückziehe und ganz in mir ſelbſt verliere, ſchaue ich in meinem Seyn eine Fülle von Kraft an, die durch nichts bezwungen werden, ſich aber alles unterwürfig machen kann. Dieſs iſt keine Schwärmerey, wer es dafür halten wollte, iſt noch nicht völlig; wenn er ganz wäre, würde ihm ſein freyes allvermögendes Seyn nicht fremd vorkommen. Ich täuſche mich ſehr, wenn ich mein freyes Seyn im Zuſammenhange der Gegenſtände meiner Erkenntniſs vorſtellig zu machen denke, es trägt die Feſſeln der Vorſtellung nicht, und wenn wir es in die Gliederreyhe der Urſachen und Wirkungen gefügt zu haben wähnen, haben wir nicht etwa die Wolke Statt der Juno, ſondern gerade das Widerſprechende, die offenbare Sklaverey; eben darum, weil es das freye Seyn ſelbſt iſt. *)

---

*) **Die Philoſophen der Kantiſchen Schule behandeln nach meiner Meynung die Freyheit zu ſehr, als Gedankending, und als eine aus Nothdurft dem Sittengeſezze untergelegte Idee, da ſie doch das lebendigſte und das wahre Seyn des Menſchen**

Ich bin Wille.

Ich ſetze mir ſelbſt Zwecke, und kann mir fremde Zwecke nicht aufdringen laſ-

---

iſt, wenn er irgend eines hat. Es empört den, der ſein ſtarkes Bewuſstſeyn nicht unter dem Andrange der Begriffe verlohr, ſein Selbſt als das Ferneſte zu betrachten, und ſein Ich von unbekannten Weſen peinlich borgen zu müſſen. Saturn möge ſich an ſeinen Kindern ein Mahl bereiten, daſs aber die Kinder den Vater freſſen, iſt unerhört; doch läſst ſich beynahe die ganze Geſchichte der Philoſophie in ſolchem Sinnbilde darſtellen. — Es gehört kein Oedipus dazu dieſes Räthſel zu enthüllen. Ich bekenne, daſs ich im zweyten Theile meiner Propaedevtik der Moralphiloſophie an jener Klippe geſcheitert bin, wie ſehr ich auch ſelbſt bemerkte, daſs meine gewiſs fleiſsig, und mit ſen, ich bin Wille; ich habe ihn nicht etwa, ſondern ich bin es, in ihm beſteht mein Seyn. Ich kann handeln, blos weil ich will und ohne allen weitern Grund, kann in meinem Wollen troz aller Hinderniſſe im äuſserſten Grade konſequent *)

Selbſtdenken gearbeitete Behandlung nicht völlig befriedige.

*) Conſequenz iſt an ſich nichts achtungswerthes, aber, wiefern ſie groſse Kraft ankündigt, groſse Wirkungen hervorzubringen fähig iſt, und in Befolgung des Sittlich-Guten, die höchſte Tugend ausmacht, zieht ſie unſre Bewunderung auf ſich. Selbſt die Conſequenz im Böſen dringt uns ein achtendes Gefühl ab, wir müſſen, während wir verabſcheuen und ſchaudern, zugleich doch den Werth einer Kraft zugeſtehen, die in einer entgegengeſetzten Anwendung die erhabenſten und liebenswür-

ſeyn, ohne alle Hinſicht auf Intereſſe des Gefühls und der Luſt. **) Ich kann alles

---

digſten Erſcheinungen der Tugend erzeugen würde. Darum iſt ein Wille auch ohne ſittliche Güte betrachtet, ein Gegenſtand der Bewunderung. Wer fühlt dieſs nicht, wenn Adramelech, da er den Erdkreis ſieht, in die Worte ausbricht:

Ja, ſie iſt es, die ich, ſobald ich Satan entfernet,
Oder mich über ihn ſiegend vor allen verherrlicht habe.
Die ich alsdann, als Schöpfer des Böſen, allein beherrſche!
Aber warum nur ſie? Warum nicht auch jene Geſtirne
Die, zu lange ſchon ſelig, um mich, durch die Himmel dahergehn?
Ja, auch dort ſoll der Tod von einem Geſtirne zum andern

wollen, nur nie wollen, nicht wollen zu können und zu müſſen; das einzige Noth-

---

Bis an die Grenze des Himmels (es ſchau' es der Ewige) tödten!
Dann würg ich nicht die vernünftigen Seelen, wie Satan nur einzeln;
Nein, zu ganzen Geſchlechten! die ſollen vor mir ſich in den Staub hin
Niederlegen, ohnmächtig ſich krümmen, und winden und ſterben!
Dann will ich hier oder dort oder da, triumphirend und einſam
Sitzen und mich umſehn; die du nun deinen Geſchöpfen
Durch mich zum Grabe geworden, Natur auf deine Verweſten,
In dein tiefes unendliches Grab will ich lachend hinabſehn!
Und gefällts dem Ewigen dann im Grabe der Welten

wendige des Willens iſt, wollen zu müſſen, Ein Wollen, welches auf ſein eigenes Nicht-

---

Neue Geſchöpfe zu baun, daſs ich ſie von neuem verderbe,
Auch die will ich mit eben der Liſt, mit eben der Kühnheit,
Wieder von einem Geſtirne zum andern verführen und tödten.
Adramelech, das biſt du! doch möcht es dir endlich gelingen,
Daſs du auch das Sterben der Geiſter erfändeſt, daſs Satan
Durch dich vergieng! Verderbt von dir in ein Unding zerflöſſe!
Unter ihm ſollſt du kein Werk, das deiner nur werth iſt, vollenden!
Mächtiger Geiſt, der du Adramelech beſeeleſt, erſchaffe!
Tödte die Geiſter, ich fluche dir, tödte ſie oder vergehe!

ſeyn gienge, iſt ein Unding. Selbſt, wenn ich durch Selbstmord Vernichtung wollte, ſo würde ich damit keinesweges meinen Willen gegen ſich ſelbſt kehren, *) viel-

---

Ja vergehe, ſey lieber nicht mehr, eh du lebſt und nicht herrſcheſt.

**) Man pflegt nur zwey Beſtimmungsweiſen des Willens anzunehmen, aus Pflicht oder aus Luſttrieb. Es giebt eine dritte, und dieſs iſt gerade die ganz eigne des Willens an und fur ſich betrachtet, nämlich: blos zu wollen, weil er will, ohne alle weitre Ruckſicht, ſeine eigne Freiheit zur entſcheidenden Motive der Handlung zu machen. Der Einwurf, ein ſolches Wollen ſey unvernünftig, iſt völlig ſchief.

*) Mehrere Philoſophen bedienen ſich in den Gründen gegen den Selbſtmord dieſes Ausdruckes; er enthält aber, wenn mich nicht Alles trügt, einen Gedanken, der gar kein

mehr würde er gerade dann ſeinen Charakter auf die ausgezeichneteſte Weiſe behaupten.

Ich bin ein moraliſches Weſen.

Dadurch allein, daſs ich Wille bin, behaupte ich den Charakter eines moraliſchen Weſens noch nicht. In ihm allein liegt weder ein Prinzip des Guten, noch ein Prinzip des Böſen, wenn auch gleich

---

Gedanke iſt. Es kann keinen Entſchluſs geben, mit welchem der Wille ſich gegen ſich ſelbſt kehrt, und wenn der Selbſtmord je wirklich eine Handlung des Willens iſt, ſo iſt er Handlung des ſich ſelbſt in ſeiner Freyheit zum höchſten Geſetze machenden Willens.

weder Gutes noch Böſes ohne Willen möglich iſt. Allein ich finde, daſs ich in meiner unbegreiflichen Freyheit zwiſchen Zwekken entgegengeſetzter Art getheilt bin, daſs auf der einen Seite die Vernunft mir Pflichten gebiethet, auf der andern die Sinnlichkeit, mit jener auf eine ſeltſame Weiſe in einem Weſen zuſammen gepaart, mich mit Lockungen der Luſt von jenem abzuführen beſtrebt iſt. Ich beſitze urſprünglich ein reines Intereſſe für Pflicht, aber urſprünglich auch einen Hang zum Abfall von derſelben und eine Stimmung zur Vorliebe für das Böſe, zwey entgegenſtehende, in beſtändigem Kampfe begriffene Triebfedern, die ſich mir, die eine mit ernſter Würde, die andre mit ſchlauen Vorſpiegelungen nie verſiegender Quellen des Genuſſes zur Wahl darbiethen.

Ich betrachte dieſes Verhältniſs genauer, welches ganz eigentlich den Charakter meiner Gattung auszumachen ſcheint.

Das Geſetz in mir.

Ob ich ſchon als freyes Weſen keines Zwanges fähig bin, und es in ſofern nur von mir abhängt, wie ich meine Kraſt äuſsern wolle, ſo wohnt mir dennoch bey meiner Unabhängigkeit zugleich auch eine innere unaufhebliche Nothwendigkeit bey, eine einzige Handlungsweiſe zu meiner herrſchenden und fortdauernden zu machen, weil ſie die einzige iſt, die ſich mit der Einheit und Harmonie meines Weſens verträgt. Ich, der ich nicht müſſen kann, weiſs ſo gewiſs, als ich mein Seyn und meine Freyheit weiſs, ein Sollen für mich, ich kann nicht denken ich bin, ohne zugleich zu denken, ich ſoll: d. h. es iſt in dem, was ich bin, eine unwandelbare und unverletzliche Ordnung für meinen Willen beſtimmt, mit einem Worte Pflicht. Ich verſuche es, die Nothwendigkeit, welche Sollen und Pflicht ausdrücken, in Formeln beſtimmter Gebothe zu faſſen, und wie ſollte es nicht gelingen, da die Sache ſelbſt in ſo hellem Lichte des Bewuſstſeyns vor liegt!

Sey dir ſelbſt gleich! Sey in dir eins und mit dir einig! Folge bey allen deinen Handlungen der Ueberzeugung, die aus deinem unveränderlichen Seyn mit Nothwendigkeit hervorgeht und von jedem Einfluſſe fremder Triebfedern unabhängig iſt; dieſe und ähnliche Formeln ſind Ausdrücke, welche den oberſten Grund aller Moralität in jedem ſittlichen Weſen bezeichnen. Sie gebiethen Selbſtſtändigkeit und Einheit in allem Handeln. Sie würden aber alle nichts ausdrücken, was dem Menſchen Würde gäbe, wäre nicht ſeine Natur urſprünglich ſo eingerichtet, daſs alle wirkende Kräfte derſelben durch das oberſte geſetzgebende Vermögen, die Vernunft, und das unbedingt vollbringende Vermögen, die Freyheit in vollkommene Harmonie geſetzt werden können. Dadurch werden ſie näher beſtimmt, und bekommen einen nicht nur überhaupt auf alle vernünftige Weſen, ſondern auch insbeſondere auf die Menſchheit anwendbaren Inhalt.

Vernunft iſt das dem freyen Weſen inwohnende Prinzip, in Erkenntniſſen und

Handlungen Einheit, Harmonie und unbedingte Vollendung zu gewinnen; ſie iſt in ſofern das Oberſte in ihm, iſt inſofern ſelbſt über der Freyheit. Und ihr zu Folge erhält das oberſte Geſetz nähere Beſtimmung, ſie gebiethet der Freyheit: Realiſire deine Unendlichkeit und Unbedingtheit unter meinen Geſetzen in allen deinen Wirkungen. Der Begriff der Freyheit ſchlieſst alle Grenzen der Kraft innerhalb der Sphäre des wirkenden endlichen Weſens aus, ſo wie jede erzwungene Beſtimmung durch fremden Einfluſs. Wenn das freye Weſen eine der Unendlichkeit ſeiner Kraft proportionirte Dauer hat, wenn es jede widerſtrebende Kraft mit immer wachſender Stärke zu überwinden vermag, ſo kann es auch alles aus ſich machen, was es zu werden fähig iſt, es kann ſein Höchſtes erreichen. Eben dieſs gebiethet die Vernunft nach jenem Geſetze.

Ein Geſetz, welches dieſem entgegen wäre, könnte nicht wahr ſeyn, ein Weſen, in welchem dieſes gar nicht zum Bewuſstſeyn gelangen könnte, wäre kein vernünftig-freyes, es iſt alſo ein Geſetz, welches ohne Einſchränkung und für alle vernünftige freye Weſen gilt. In dem Bewuſstſeyn, daſs es uneingeſchränkt für mich gilt, liegt auch zugleich das Bewuſstſeyn, daſs es für alle, mir durch Vernunft und Freyheit gleiche Weſen von derſelben Gültigkeit iſt.

Ein Weſen, in welchem Vernunft und Freyheit auf dieſe Weiſe vereinigt ſind, kann ſein Seyn nicht ohne Bewunderung betrachten, und je mehr es ſich in der Betrachtung ſeiner ſelbſt verliert, um ſo mehr muſs ſeine Bewunderung ſteigen. Selbſtachtung iſt in der That ein Gefühl, welches ich mir ſchuldig bin, und welches ich auch mit der Vorſtellung jedes andern mir gleichen Weſens immer nothwendig verknüpfen muſs. So wie ich in ihm den Charakter finde, daſs es vernünftig und frey iſt, und daſs die Vernunft ſeiner Freyheit die Richtung zur Unendlichkeit hin, giebt, ſo erfüllt mich Ehrfurcht gegen die Hoheit ſeiner Natur und Beſtimmung.

Höher als Vernunft und Freyheit iſt nichts von Allem, was ich zu erkennen vermag, ein Weſen, deſſen Seyn ſie ausmachen, iſt ſich ſelbſt Zweck, und wird, ohne daſs man es als Mittel auf einen andern Zweck beziehe, durch ſich ſelbſt begriffen. Im Gegentheile kann nichts von allem Uebrigen der Beziehung auf Vernunft und Freyheit entgehen; die ganze vernunftloſe Natur iſt in allen ihren Theilen dieſem Geſichtspunkte untergeordnet.

Ich kann das oberſte Sittengeſetz nach dieſen weſentlich zu ihm gehörenden Rückſichten mannigfaltig ausdrücken:

> Handle durchaus ſo, daſs du vernünftig-freyes Seyn, das deine und das aller andern als das unbedingt Oberſte anſeheſt?

> Betrachte durchaus vernünftig-freyes Seyn als Zweck an ſich!

Handle durchaus gemäſs der Würde eines vernünftigen freyen Weſens, und widerſprich ihr nie!

Handle durchaus nach Beſtimmungsgründen, welche der allgemeine Wille der vernünftigen freyen Weſen zu ewigen Geſetzen erheben kann. *)

---

*) Alle dieſe Formeln drücken im Grunde eines und daſſelbe aus, nämlich den Geiſt aller moraliſchen Pflicht. Nach der Verſchiedenheit der Arten vernünftigfreyer und lebender Weſen gehen ſie in der Anwendung in Gebothe über, die nur die Beziehung des guten ſich überall gleichen Willens auf das ſpecifiſche Weſen und die beſondern Verhältniſſe derſelben näher beſtimmen. So iſt das Prinzip, welches die Menſchheit zu ehren befielt, nur eine

Unter dieſen Geſetzen ſtehen ſchlechterdings alle meine, durch Freyheit erfolgende Thätigkeiten, ſie mögen ſich nun beziehen auf Erweiterung meiner Erkenntniſs oder auf Zwecke, die auſser mir zu realiſiren ſind. Und ich würde ein vollkommen guter Wille ſeyn, wenn alles mein Wirken ihnen ſtreng angemeſſen wäre, ein Menſch ohne Tadel, wenn ich unter allen Verhältniſſen meiner Menſchheit jene Geſetze ohne Einſchränkung befolgte.

Die vollkommene Uebereinſtimmung von Vernunft und Freyheit iſt die Heiligkeit des Willens. Da ich nun durch das

---

Anwendung des allgemeinen Gebotes der Anerkennung der Würde vernünftig freyer Naturen auf die beſondre Species: Menſch.

moraliſche Geſetz zu einer ausnahmeloſen Erfüllung aller ſeiner Forderungen verpflichtet bin, ſo ſage ich mit Recht, daſs mir durch daſſelbe gebothen iſt, mich zur Heiligkeit des Willens zu erheben, daſs es mir gleichſam zuruft: Sey heilig.

Es gehört eine Sinnlichkeit zu mir.

Wenn auf der einen Seite die Vernunft mich zu einer erhabnen und an ſich achtungswürdigen Handlungsweiſe auffordert, und dabey auf die Unüberwindlichkeit meines Willens rechnet, iſt auf der andern die Sinnlichkeit unabläſsig beſtrebt, meine Selbſtſtändigkeit wankend zu machen, und mich durch Vorſpiegelungen der Luſt, für die ich durch meine Natur urſprünglich empfänglich bin, von dem Ideale abzuziehen, welches ich mir im Bewuſstſeyn meiner Vernunft und Freyheit ſetzen muſs. Auf eine unbegreifliche Weiſe hängt dieſe Sinnlichkeit mit meiner Vernunft und meiner Freyheit zuſammen, aus ihr entſpringen Bedürfniſſe, Triebe, Neigungen, Leidenſchaften, die mich nicht etwa, wie Geſetz und Pflicht erheben, ſondern gleichſam niederdrücken, und nur darauf hinwirken, mich von der hohen Stufe lebendiger Freyheit zu einer unwürdigen Sklaverey herabzuſetzen, und mir Glückſeligkeit, als den höchſten und einzig vernünftigen Zielpunkt für alle meine Beſtrebungen aufzudringen. Indeſſen, wie kräftig und verführeriſch auch ihr Einfluſs iſt, ſo kann ſie doch nicht gebiethen, ſondern nur reizen, Bedürfniſs ankündigen, rathen. Ihre Rathſchläge erſcheinen aber alſo bald lächerlich, wenn ſie geſetzliche Form annehmen, und den Charakter der Pflicht erborgen.

In meinem Innern kämpfen zwey entgegenſtehende Prinzipe, ein gutes und ein böſes.

Ich erkenne vernünftig-freyes Seyn, als das Oberſte an, habe Achtung vor meinem Weſen, welches eben darin beſteht, und fühle ein inniges Intereſſe für den Zweck, durchaus der Hoheit meiner Natur gemäſs zu handeln, und die Geſetze der Vernunft zu befolgen. Allein auf der andern Seite bin ich ſchwach genug, meine Selbſtſtändigkeit gegen den Reiz der Sinnlichkeit aufzugeben, die ſittliche Ordnung widerſinniger Weiſe zu verkehren, und die Moralität als ein Mittel für Glückſeligkeit zu würdigen. Dieſs iſt für mich eine geheime Maxime geworden, und bey allem was ich unternehme, zeigt ſich eine gewiſſe Vorliebe für die Sünde, wenn auch nicht immer als entſcheidend, doch als wirkſam. Ich kann mir dieſes moraliſche Verderbniſs nicht verbergen, muſs mir ſogar daſſelbe zur Schuld anrechnen, da im Gegentheile die mir natürliche Achtung für das Gute nichts verdienſtliches iſt, ſondern für eine nothwendige Folge des Gedankens desſelben in ſeiner Reinheit angeſehen wird. Angebohren iſt es mir nicht, ſondern ein Produckt meiner Freyheit, welche im erſten Falle ihrer Wirkſamkeit, wo ſie zwiſchen Pflicht und ſelbſtiſchem Intereſſe wählt, von der letztern gleichſam für immer begeiſtert wird, und durch dieſen erſten Sündenfall alle folgende vorbereitet. In dieſem Hange zum Böſen nun habe ich einen bleibenden hartnäckigen Feind, der meine natürliche Liebe zum Guten unabläſsig bekämpft, und die Oberherrſchaft erringen will, den ich aber durch dieſelbe Freyheit beſiegen ſoll, die ihn in mein Inneres zuzulaſſen ſchwach genug war.

Was bin ich unter dieſen Verhältniſſen?

Die ganze erkennbare Schöpfung biethet in ihrem Umkreiſe ein ſo ſeltſames Weſen nicht dar, als der Menſch iſt. Ich bin nicht jenes Sittengeſetz, welches mich zur vollendeten *Güte* **auffordert**; nicht jener Inbegriff ſinnlicher Bedürfniſſe und ſelbſtiſcher Neigungen, die mich zur Erniedrigung reizen, aber ich habe jenes in mir als Gegenſtand meines innigſten Bewuſstſeyns und dieſen empfinde ich mir nach ſeinem Einfluſſe auf eine unbegreifliche Weiſe durch die Natur nah gelegt. Gleichſam in der Mitte, bin ich, ein Weſen, mit Selbſtſtändigkeit, und zugleich mit Empfänglichkeiten und Reizen, mit einem Worte, mit Anlagen für das Gute und Böſe begabt; mir ſelbſt überlaſſen, was ich in mir aufnehmen und mir zu eigen machen will. In der That kann ich mich ohne eine Anwandlung von Schauern nicht denken. Unbedingte, unbeſchränkte Kraft bin ich, wiefern ich Wille bin, die Unendlichkeit iſt mein Spielraum, aber Tugend und Laſter liegen meinetwegen im Kampfe, und mein Wille grenzt ſo nah an das Gebieth des Engels als an das des Teufels, ich kann Güte, ich kann Bosheit zu meiner Maxime machen, das Geſetz bleibt unwandelbar daſſelbe: Sey heilig! Bin ich mir der

Schwäche meiner Natur auch noch ſo ſehr bewuſst, fühle ich noch ſo innig, daſs ich mich auf den unterſten Stufen der Moralität befinde, und ſehe im voraus, daſs ich mich nie zu einer Höhe ſittlicher Stärke emporſchwinge, wo es mir, bey voller Freyheit, doch unmöglich wäre zu ſündigen, ſo verändert dieſs dennoch in der Strenge und dem Umfange der mir obliegenden Pflicht nichts. Vollkommen gut zu ſeyn, iſt das ewige Problem für mich, und jeder Grad, um den ich dagegen zurückbleibe, wird mir als Unwürdigkeit angerechnet.

Mein eigenſtes Streben.

So ſehr mich auch alles an die Unlauterkeit und Gebrechlichkeit meiner Natur erinnert, ſo iſt dennoch der Gedanke der Heiligkeit und vollkommenen moraliſchen Güte von ſo feſſelnder und zugleich ſo liebenswürdiger Kraft, daſs ich, je einheimiſcher ich bey mir ſelbſt bin, und je wahrhafter ich mich mir ſelbſt vertraue, um ſo feſter auch überzeugt bin, daſs mein ganzes Daſeyn jenem Ideale angehört, und alle meine Beſtrebungen ſich darauf beziehen müſſen. Wenn denn auch ein heiliger allwiſſender Richter dieſe Beſtrebungen ſelbſt unendlich weit unter der Forderung fände, ſo könnte er doch im Ganzen derſelben, die von der Würde des Ideals durchdrungene Seele nicht verkennen. Das Gefühl dieſer Würde iſt ſo ſtark und ſo herrſchend in mir, daſs ich jeden Gedanken für widerſinnig erklären muſs, der ſie aufheben oder doch beſchränken könnte.

Der Gedanke meines vernünftig-freyen Seyns, ſchlieſst unendliche Fortdauer in ſich.

Klopſtock ſingt:

Was iſt es in mir, daſs ich ſo endlich bin,
Und dennoch weniger endlich zu ſeyn
Dürſte mit heiſsem Durſte?
Das iſt es in mir: Einſt werd' ich weniger endlich ſeyn.

Das ſittliche Weſen kann ſein vernünftig-freyes Seyn nicht denken, ohne es als endlos anzunehmen, kann dieſer Vorſtellung nur dadurch ausweichen, daſs es ſich ſelbſt und ſein Seyn mangelhaft, dunkel, und matt denkt. So wie es ſich das Geſetz für die Freyheit in ſeiner Unbedingtheit und Reinheit denkt, muſs es zugleich ſeine Dauer unendlich denken. In dem Gebothe, womit es zu ſich ſagt: Du ſollſt, liegt auch die Zuſicherung: **Du biſt ewig.** Da nämlich ein endlicher Wille in keinem Zeitpunkte ſeines Daſeyns Heiligkeit vollkommen erreicht, ſo geht das moraliſche Geboth auf eine grenzenloſe Annäherung durch unabläſsig ſteigende Fortſchritte vom Beſſern zum Beſſern; und dieſen Sinn und dieſe Ausbreitung wird ihm jeder ſich nicht ſelbſt fremd gewordene und durch kein Syſtem miſsgeleitete Menſch unterlegen. Eine ſolche grenzenloſe Annäherung aber iſt ohne grenzenlos fortdauernde Perſönlichkeit nicht möglich. Unſterblickeit iſt alſo nicht ſowohl Gegenſtand eines mühſam einzuſtudierenden Glaubens, als vielmehr in der innern Selbſtanſchauung des ſittlichen Menſchen enthalten; je vollſtändiger, reiner, und kräftiger wir uns Geſetz und Pflicht denken, um ſo heller und beſeſtigter iſt unſere Ausſicht in eine ewige Zukunft.

Geſetz und Unſterblichkeit ſind ſo nothwendig verknüpft, daſs das Geſetz unausbleiblich in Chimäre und Nichts zergeht, wenn man die letztere leugnet, oder auch nur bezweifelt. Ohne daſs dem Geſetze eine endloſe Fortdauer mit Perſönlichkeit entſpreche, läſst ſich eine verbindende Kraft deſſelben zu reiner Tugend nicht denken. Es kann ohne Widerſinn von uns ein nie endendes Beſtreben im Guten nicht fordern, wenn unſer Daſeyn ſo ſchnell und für immer abbricht.

Allein, behaupte ich nicht vielleicht zu viel, wenn ich ſo weit gehe, Moralgeſetz und Pflicht ohne den Gedanken endloſer Fortdauer ſogar für ungedenkbar zu erklären?*) Ich weiſs ſehr gut, daſs die meiſten Freunde der Ableitung der Religionswahrheiten von dem moraliſchen Geſetze ſich damit begnügen, zu zeigen, daſs

---

*) Der Verf. der Zweifel und Fragen, den moraliſchen Glaubensgrund der kritiſchen Philoſophie betreffend in Beziehung auf Heydenreichs Briefe über den Atheismus in Herrn Stäudlins Beyträgen zur Geſchichte und Philoſophie der Religion ſagt: „H. ſcheint in „der That in einem Anhange zu einem Briefe „die verbindende Kraft des Geſetzes von dem „Glauben abhängig zu machen. Beurtheilen „ſie ſelbſt ſeine Worte. S. 112. 113. Ein „Poſtulat der moraliſchen Vernunft iſt ein in „dem Menſchen urſprünglich gegründeter theo- „rethiſcher, aber als ſolcher nicht zu erweiſen- „der Satz, ohne welchen man die Geſetzge- „bung der ſittlichen Vernunft für widerſinnig „erklären müſste, eine Vorſtellung, welche „eine durch nichts zu erſetzende Bedingung

---

„der Denkbarkeit des ſittlichen Geſetzes, „als eines Geſetzes iſt. Ein Geſetz iſt, „als Geſetz, nur denkbar; wenn die Vorſtellung ſeiner verbindenden Kraſt „nichts widerſprechendes enthält. Es würde „höchſt unſinnig ſeyn, zu ſagen, man könne, „ohne Gott und Unſterblichkeit anzunehmen, „zwar dem Sittengeſetze keine verbindende „Kraft zueignen, aber es doch ohne Widerſpruch denken; denn man kann kein Geſetz, „als Geſetz, ohne Widerſpruch denken, „wenn man ihm zugleich die verbindende „Kraft abſpricht, die eben ſein Weſen, als „eines Geſetzes ausmacht. Wenn ein Satz „a priori in unſerer Vernunft gegründet iſt, „und ohne ihn das Sittengeſetz nicht gedacht „werden kann, ſo muſs die Vorſtellung des „Sittengeſetzes jenen Satz mit Nothwendigdie Unſterblichkeit eine kräftige, ja unentbehrliche Stütze der Moralität ſey, daſs

---

„keit herbeyführen, oder es muſs möglich „ſeyn, ſich das Sittengeſetz auf eine widerſprechende Weiſe, als gebiethend und „doch nicht verbindend zu denken. etc. — — „H. vermiſcht hier auf eine ſonderbare Art „zwey ganz verſchiedene Begriffe; die Denkbarkeit oder die logiſche Möglichkeit des „Geſetzes als Geſetzes, d. h. der vollendeten „Kraft deſſelben, welche vor das Forum der „theoretiſchen Vernunft gehört, und dieſe „verbindende Kraft ſelbſt, welche durch die „praktiſche Vernunft gegeben iſt. Ich muſs, „wenn ich dem Geiſte der Critik folge, alle „ſolche Aeuſſerungen und Behauptungen, als „frevelhaft gegen das Moralgeſetz, durchaus „ablehnen. Der eigentliche Rechtsgrund der „praktiſchen Vernunft, zu poſtuliren, beſteht „nächſt der Beziehung ihrer Geſetzgebung ohne ſie keine mit innigem Intereſſe verknüpfte freye Einwilligung in Geſetz und

---

„auf den Willen, in der abſoluten Nothwen„digkeit und unbedingten Verbindlichkeit ihrer „Geſetzgebung, ſo daſs vernünftiger Weiſe „kein Zuſtand der Gleichgültigkeit und Un„entſchiedenheit zwiſchen Fürwahrhalten und „Nichtfürwahrhalten in Abſicht der Gegen„ſtände des Glaubens zugeſtanden werden „kann.“ Ich meiner Seits begreiſe nicht, wie die Denkbarkeit des Geſetzes, als Geſetzes und die verbindende Kraft des Geſetzes ſelbſt ſo getrennt werden können, daſs eine Verbindlichkeit zum Unmöglichen d. h. eine unſinnige Verbindlichkeit zuläſsig wäre, wie die praktiſche Vernunft einem in ſich widerſprechenden Geſetze verbindende Kraft ertheilen könne. Allerdings gehört die Denkbarkeit des Geſetzes als Geſetzes vor das Forum der theoretiſchen Vernunſt; allein was ver-

Pflicht möglich ſey, daſs ſie zwar auf die Wirkung der Verbindlichkeit keinen Ein-

---

ſchlägt dieſs zu meiner Widerlegung. Das ſich ſelbſt Aufhebende kann nur als ſolches, als der Gedanke eines Nichtgedankens im Bewuſstſeyn vorkommen, und es würde der praktiſchen Vernunft offenbar der Charakter der Vernünftigkeit entzogen, wenn man ſie als Geberin unvernünftiger Geſetze aufſtellen wollte. Möge man den moraliſchen Glauben auch noch ſo ſehr unabhängig von der theoretiſchen Vernunft machen, ſo kann man ihn doch nicht den Geſetzen alles Denkens entziehen. Mir ſcheint, man hänge bey ſolchen Einwürfen zu ſehr am Buchſtaben, und gehe nicht, wenn ich ſo ſagen darf, lebendig genug auf den Geiſt aller Verbindlichkeit zurück. Setze man die Worte, Vernunft, theoretiſch, und praktiſch ganz bey Seite und frage: kannſt du, ſittliches Wefluſs habe, aber doch alle Befriedigung wegen unſerer Beſtimmung als moraliſcher

---

ſen, das du zugleich Subjekt der Wahrheit und Güte biſt, eine Nothwendigkeit anerkennen in Beziehung auf eine Lüge zu handeln, als wäre ſie Wahrheit? Kannſt du den Begriff des Sollens mit Selbſttäuſchung vereinigen, und einem Gebothe, deine Kraft an Chimären thöricht zu verſchwenden, als deiner heiligſten Obliegenheit huldigen? In der That, wenn das ſittliche Weſen hier Ja antwortete, ſo müſste es ſich von den Prinzipien alles richtigen Denkens losreiſsen, und die Gebothe der Güte für den Willen von der allgemeinen Herrſchaft der Geſetze für alle Zuſammenſtimmung und Bündigkeit der Vorſtellungen trennen können. Es würde ſich aber damit ſelbſt in ein Unding verwandeln.

Weſen nur durch die Annahme derſelben bewirkt werden könne. Indeſſen weiſs

---

Wo nun „das Frevelhafte" dieſer Behauptung liegen ſolle, iſt mir unerſehlich, und ich wünſchte über Alles von dem Herrn Verf. eine nähere Erklärung über jenes Prädikat. Sagt derſelbe in der angef. Stelle zuletzt: „der eigentliche Rechtsgrund — werden kann," ſo ſagt er nichts, was meiner Meynung widerſpräche. Auch ich bin überzeugt, daſs die abſolute Nothwendigkeit der moraliſchen Geſetzgebung den Glauben nothwendig hervorbringt — aber dieſs eben in ſofern als jene abſolute Nothwendigkeit in dem Augenblicke widerſinnig erſcheinen würde, wo der Menſch von dem entgegengeſetzten des Glaubens überzeugt werden könnte. Mit einem Worte, der Gedanke der ſittlichen Geſetzgebung und die Vorſtellungen von Gott und Unſterblichkeit ſind mir ſchlechterdings ich auch, und glaube ohne alle Spitzfindigkeit evident machen zu können, daſs das Verhältniſs der Annahme unbegrenzter Fortdauer zu dem Bewuſstſeyn der Freiheit und Moralität dadurch äuſserſt ſchwankend oder vielmehr ſo gut als nicht ausgedrückt wird. Der Gedanke der Unſterblichkeit liegt im Sinnne des Moralgeſetzes ſelbſt, oder es hat gar keinen. (Ein unbeſtimmter oder mit Widerſprüchen verknüpfter Sinn eines Geſetzes iſt ſo gut als keiner.) In einem jeden Geſetze wird gebothen, einen Gegenſtand

---

untrennbar, und jene muſs dieſe auch ſchon nach den bloſsen Geſetzen des vernünftigen Denkens nothwendig herbeyführen. Daſs ich mit dieſer Behauptung der Tugend von ihrer Reinheit nichts entziehe, wie es ſcheinen möchte, wird ſich im Folgenden zeigen.

wirklich zu machen; iſt der Gegenſtand unmöglich, ſo iſt das Geſetz für den, dem es gegeben iſt, widerſinnig, gar kein Geſetz, nichts. Nämlich durch ein ſolches Geſetz würde die Nothwendigkeit angekündigt, einen Zweck zu realiſiren, welcher nicht realiſirt werden könnte, und dieſs widerſpräche ſich offenbar. Die Vernunſt wendet ſich mit ihrem oberſten Sittengeſetze an die Freyheit des Menſchen, und gebiethet dieſer gar nicht anders als vollkommen unabhängig vorzuſtellenden Kraft das Ideal vollkommner ſittlicher Güte durch unendliches Streben nach ihm zu realiſiren. Schnitte dieſelbe Vernunſt zugleich alle Hoffnung einer grenzenloſen Dauer ab, ſagte ſie: Strebe ins Unendliche fort, der Heiligkeit eines Willens näher und näher zu kommen, wiſſe aber, daſs der zeitige Tod deine Vernichtung iſt, ſo könnten wir ihr Geſetz für nichts anders, als für das Produkt der gröbſten Verirrung erklären, deren ſie fähig iſt, wir wären durch ihre ächten Prinzipien ſelbſt gezwungen, das Gefuhl der Nothwendigkeit, zu unterdrücken, welches uns daſſelbe als den Gegenſtand der ſtrengſten Verbindlichkeit aufdringt. Es wäre ganz der Fall, als wenn die Vernunft in uns einen raſtloſen Trieb nach reiner Wahrheit begründete, und uns zugleich von der Unmöglichkeit aller Kriterien der Wahrheit für immer überzeugte. Oder verſuche man doch, dem Geſetze einen widerſpruchfreyen innerlich zuſammenſtimmenden Sinn zu retten, während man zugleich die Unſterblichkeit wegdenkt. Man wird finden, daſs man ſich mit jedem Verſuche in evidente Ungereimtheiten verwickelt, und ſtatt wahrhaft verbindender Gebothe nur Carrikaturen aufſtellt.

Die Gattung, zu der ich gehöre, iſt die unbedingt oberſte unter den endlichen Weſen.

Das Bewuſsſeyn meiner ſelbſt als eines ſittlichen Weſens iſt zugleich Bewuſsſeyn meiner Gattung. Geſetzt auch, die Erfahrung kündigte mir das Daſeyn anderer mir gleicher Vernunftweſen nicht an, ſo würde es mir doch unmöglich ſeyn, mich als das einzige zu denken; denn das Daſeyn eines einzigen vernünftigen Weſens, welches Individuum wäre, und zugleich die ganze Gattung ausmachte, wäre etwas widerſprechendes. Ich trage den Charakter, den ich in mir als vernünftig freyem Weſen finde, auf meine Gattung über, denke ſie als durch dieſelben unbedingten Moralgeſetze verpflichtet, deren ſtrenge Befolgung mir obliegt; durch denſelben Aufruf, den in meinem Innern die Vernunft an die Freyheit ergehen läſst, höre ich alle Mitglieder derſelben aufgefordert; wie mir, ſo iſt ihrem Willen die Unendlichkeit zur Wirkungsſphäre angewieſen, ich muſs ſie alle, wie mich unſterblich denken, und daſſelbe Gefühl der Bewunderung und Achtung für die ſittliche Natur in mir, gebührt auch jener in ihnen ohne Ausnahme. So wie nichts höher iſt als vernünftig freyes Seyn, ſo muſs ich meine Gattung für die oberſte aller Gattungen endlicher Weſen halten, muſs erklären, daſs das Syſtem der moraliſchen Weſen ſein ſelbſtwegen, alles übrige in Beziehung auf daſſelbe exiſtirt, daſs es der Zweck der Schöpfung iſt. *) Giebt es überhaupt nur

---

*) Wir haben nur eine einzige Art Weſen in in der Welt, deren Cauſſalität teleologiſch, d. i. auf Zwecke gerichtet, und doch zugleich ſo beſchaffen iſt, daſs das Geſetz, nach welchem ſie ſich Zwecke zu beſtimmen haben, von ihnen ſelbſt als unbedingt und von Naturbedingungen unabhängig, an ſich aber als nothwendig vorgeſtellt wird. Das Weſen dieſer Art iſt der Menſch, aber als Noumenon betrachtet; das einzige Naturweſen, an welchem wir doch ein überſinnliches Vermögen (die Freyheit) und ſogar das Geſetz der Cauſſalität ſammt dem Objekte derſelben, welches es ſich als höchſten Zweck vorſetzen kann (das höchſte Gut in der Welt) von Seiten ſeiner eigenen Beſchaffenheit, erkennen können. Von dem Menſchen nun, (und ſo jedem vernünftigen

zweyerley Kräfte, moraliſche Kräfte und Naturkräfte, ſo kann ich mir unter dem

---

Weſen in der Welt) als einem moraliſchen Weſen, kann nicht weiter gefragt werden: wozu er exiſtire. Sein Daſeyn hat den höchſten Zweck ſelbſt in ſich, dem, ſo viel er vermag, er die ganze Natur unterwerfen kann, wenigſtens welchem zuwider er ſich keinem Einfluſſe der Natur unterworfen halten darf. Wenn nun Dinge der Welt, als ihrer Exiſtenz nach abhängige Weſen, einer nach Zwecken handelnden oberſten Urſache bedürfen, ſo iſt der Menſch der Schöpfung Endzweck; denn ohne dieſem wäre die Kette der einander untergeordneten Zwecke nicht vollſtändig gegründet, und nur im Menſchen, aber auch in dieſem nur als Subjekte der Moralität iſt die unbedingte Geſetzgebung in Anſehung der Zwecke anzutreffen, welche ihn alſo allein fähig macht, Endzweck zu ſeyn, dem die

Univerſum nichts anders denken, als das unbedingte All der endlichen Dinge nach dem nothwendigen Geſetze der Unterordnung der Naturweſen unter die moraliſche Gattung.

Die moraliſchen Weſen ſind der Endzweck der Schöpfung.

Der weſentliche Charakter moraliſcher Weſen beſteht in dem Zwecke, den ſie durch das Geſetz ſich ſelbſt beſtimmen, dem Zwecke grenzenloſen Fortſchreitens zum Beſſern, oder einer endloſen Annäherung zu dem für endliche Weſen unerreichbarem Ideale einer vollendeten ſittlichen Güte.

---

ganze Natur teleologiſch untergeordnet iſt. Kant Krit. d. Urth. 393. 94.

Es iſt keine Gattung endlicher Weſen denkbar, welcher dieſe untergeordnet wäre, und ihr Zweck geht auf nichts auſser ihr, zu dem ſie als Mittel dienen könnte; ſie iſt alſo Endzweck des Univerſums. Wenn ſie dieſs iſt, ſo muſs alles, was auſser ihr exiſtirt, ihrer Beſtimmung untergeordnet und vollkommen angemeſſen ſeyn. Damit die moraliſchen Weſen unbegrenzter Veredlung fähig ſeyen, iſt es nothwendig, daſs ihr Daſeyn nie ende, und damit alles auſser ihnen zur Beförderung ihrer Beſtimmung zuſammenwirke, iſt es nothwendig, daſs das Weltganze nach den Ideen einer allgemeinen moraliſchen Ordnung entworfen ſey, und durchaus ihnen gemäſs erhalten und regiert werde. Dieſe Forderungen hängen mit der Nothwendigkeit ihres unbegrenzten Strebens nach dem Guten unabtrennlich zuſammen.

Das moraliſche Weſen kann die Beſtimmung ſeiner Gattung, die in die Unendlichkeit geht, nur in der Idee faſſen; jeder Verſuch, dieſe auszubilden, oder wohl gar ihren Gegenſtand anſchaulich zu machen, iſt vermeſſen, und muſs ſeinen Zweck verfehlen. *)

---

*) Es iſt der Phantaſie vergönnt, ſich in edlen Schwärmereyen über dieſen Gegenſtand zu verlieren; allein ſie können, wenn die Vernunft nicht immer mit ſtrenger Kritik der Phantaſie zur Seite geht, ſehr gefährlich werden. Es iſt eine anziehende und erhabene Sache, um Auſſichten in die Ewigkeit nur müſſen die Blicke nicht zu weit reichen, die Augen nicht zu viel ſehen wollen. Mehr als

Ich muſs als moraliſches Weſen die Forderung einer allgemeinen moraliſchen Ordnung mit dem Gedanken des Daſeyns meiner und meiner Gattung verknüpfen.

Seyn, und Wille unter ſittlichen Geſetzen ſeyn, iſt Eines; ein Wille unter ſittlichen Geſetzen iſt ein ſolcher, der urſprünglich verpflichtet iſt, alle

---

einem iſt gewiſs durch ein excentriſches Grübeln, über die Entwickelung unſerer Beſtimmung in der *Zukunft* Selbſteinigkeit, Ueberzeugung und Ruhe entriſſen worden. — Ungefähr daſſelbe gilt von allen Verſuchen, den moraliſchen Plan der Welt in der Menſchengeſchichte wieder zu finden, ſo gewiſs es auch iſt, daſs die Schickſale der Menſchheit nothwendig auf jene Idee bezogen werden müſſen.

ſeine Beſtrebungen dahin zu richten, daſs der Endzweck des Weltalls erreicht werde. Er iſt: Sittlichkeit, und Harmonie von allem, was auſser den ſittlichen Weſen da iſt, mit der Sittlichkeit. Der Urheber der kritiſchen Philoſophie bezeichnet ihn durch den Begriff: der Tugend und Glückſeligkeit in Harmonie, und iſt hierbey gewiſs keinem gerechten Tadel ausgeſetzt, wenn man nicht in das Wort Glückſeligkeit einen falſchen Sinn legt. Die Glückſeligkeit eines moraliſchen Weſens beſteht in der vollſtändigen Erreichung des Zweckes, den es ſich ſelbſt ſetzen muſs, wiefern eine ſolche möglich iſt. Jeder Grad, um den es beſſer wird, iſt ein Beytrag dazu, jedes Mittel, welches Beſſerung befördert, ein Gut. Ein moraliſches Weſen kann ſich nichts höheres wünſchen, als das Bewuſstſeyn immer beſſer und beſſer und von der Gewiſsheit einer allgemeinen ſittlichen Ordnung immer mehr überzeugt zu werden, die nichts anders als eine Uebereinſtimmung von Allem, mit dem moraliſchen Zwecke iſt. Grenzenloſe Erweiterung der Erkenntniſs, die bey einem endlichen Weſen ſo wenig als ſeine Sittlichkeit je vollendet wird, liegt offenbar in dem Sinne dieſes Wunſchen. Könnte wohl in einem moraliſchen Weſen das Intereſſe fehlen oder je ermatten, mit einem Univerſum, welches den edelſten aller Zwecke hat, immer ausgebreiteter bekannt zu werden, könnte ein Bewohner der Erde in den Geſtirnen des unermeſslichen Himmels Welten ahnden, die Glieder des groſsen moraliſchen Syſtems ſind, ohne die unüberwindliche. Sehnſucht zu fühlen, einſt in ſie überzugehen, und in harmoniſchen ſittlichen Verhältniſſen mit ihren Bewohnern ſeine Laufbahn fortzuſetzen? Nein, auch dieſs liegt in der Beſtimmung der moraliſchen Weſen, und läſst ſich von der Idee ihres Endzweckes und der allgemeinen moraliſchen Ordnung nicht trennen.

Nicht durch mich allein und nicht durch die ganze Gattung der moraliſchen Weſen allein, kann der Endzweck der Welt erreicht werden.

Freyheit iſt Vermögen zu allem Guten, deſſen ich als moraliſches endliches Weſen fähig bin, — aber ich kann in jedem Momente untergehn und mein Daſeyn bey alder Unbezwinglichkeit meines Willens vor der zerſtöhrenden Kraft der Natur nicht retten, und eben ſo wenig ſteht es in meiner Gewalt, eine Harmonie der Weſen und Kräfte auſser mir, mit dem moraliſchen Endzwecke zu erzwingen. Ich vermag weiter nichts, als, wenn ich bin, im vollem Vermögen meiner Freyheit für dieſen Endzweck zu wirken; und meine Macht über alle Hinderniſſe dieſes Strebens in dem höchſten mir möglichen Grade anzuwenden. So gewiſs dieſs von mir gilt, ſo gewiſs gilt es von meiner ganzen Gattung, ſie kann nur, unter der Bedingung grenzenloſer Fortdauer, in ihrer wahren Cultur endlos ſteigen, und ſich im Ganzen zu immer höheren und höheren Stufen der moraliſchen Vollkommenheit erheben.

Die ganze Natur vermag nach ihren unveränderlichen Geſetzen, durch ihre Kräfte allein ſich nicht in Harmonie mit dem moraliſchen Endzwecke der Welt zu ſetzen.

Daſs ſich das Daſeyn moraliſcher Weſen; ihr Geſetz, Freyheit und Beſtimmung, aus den Kräften der Natur und ihrem, wenn auch noch ſo kunſtvollen Mechaniſm nicht erklären laſſe, iſt an ſich evident. Die Kräfte der Natur führen überall zu Anſtalten des Zwanges, nothwendigen und unausbleiblichen Wirkungen; die Cauſſalität, welche ihnen eigen iſt, widerſpricht durchaus dem Charakter eines moraliſchen Vermögens, moraliſcher Handlungen und Zwecke, weit entfernt, daſs man in ihr irgend einen Grund fände, welcher eine mögliche Harmonie ihrer Wirkungen mit ſittlichen Prinzipien, oder wohl ein Intereſſe für die Sache der moraliſchen Welt verriethe. Wir können aus den Kräften der Natur Inſtinkte erklären, aus denen die wundervollſten Produkte ſich entwikkeln; Bewegung und Reiz reichen in tauſend Fällen allein hin, um erſtaunenswürdige Kunſtfertigkeiten der Thiere zu begreifen. Wie aber durch die Natur Weſen möglich ſeyen, welche ſich Geſetze ihrer Handlungsweiſe, ohne alle Rückſicht auf Macht und Lauf der Natur, durch Vernunft ſelbſt geben, ihren Willen auf eine Ordnung richten, die ſich noch nirgends, als in der Idee findet, und die doch ewig wahr, und unwandelbar gültig ſeyn ſoll: Weſen, deren innigſte Ueberzeugung die iſt, daſs ſie von der Natur unabhängig ſind, und durch die Allgewalt ihrer Freyheit alle Einflüſſe derſelben überwinden können, wodurch ſie von der Bahn des Rechten und Guten verdrängt werden möchten, Weſen, die ſich in einem uneigennützigen, reinen und unerſchütterlichen Bewuſstſeyn ihrer Würde über die Natur erheben, und ſich zu ihren Geſetzgebern und Beherrſchern aufwerfen, indem ſie ſtrenge Harmonie aller ihrer Theile und Kräfte mit den ſittlichen Principien der Vernunft für nothwendig erklären; — wie ſolche Weſen, blos durch Natur möglich ſeyn ſollten; dieſs iſt unbegreiflich, und wird es in dem Maaſse für Jeden immer mehr, je vertrauter er ſich mit dem Gedanken der moraliſchen Ordnung und den Kräften und Geſetzen der Natur macht. Die Erkenntniſs der Natur wird ſich grenzenlos erweitern, vielleicht wird in Kurzem das Prinzip des Lebens kein Geheimniſs mehr ſeyn; die Möglichkeit der Moralität, und moraliſcher Weſen, wird dadurch um nichts klärer; ja es befaſst einen ſehr handgreiflichen Widerſpruch, die Einſicht in dieſelbe der Natur abgewinnen zu wollen. Alle Entdeckungen in ihren Gebiethen erfolgen nur durch ſtrenge Haltung an ihren Geſetzen, Freyheit aber, welche die Seele aller Moralität iſt, iſt nach dieſen unmöglich, und ſo lange die Welt ſteht, wird man für die Erklärung des Daſeyns freyer Naturen eines Grundes bedürfen, der nicht in dem Syſteme der Natur liegt. Bald vielleicht wird man nicht mehr über die Verſuche lachen, dem Leben des Menſchen weitere Grenzen zu ſetzen, und ihn — bis auf einen gewiſſen Grad zu verjüngen; es widerſpricht keinem Naturgeſetze. Aber wenn je der Mechaniſm der Natur Erklärungsgrund von Freyheit und Moralität werden ſollte, müſsten die Begriffe von Natur und Freyheit vorher zerſtöhrt, nnd die Thatſachen, auf denen ſie ruhen, widerſinnig zuſammen gemengt werden.

Die Kräfte der Natur vermitteln das Daſeyn der moraliſchen Weſen, ſo weit wir die Welt erkennen. Die Wirklichkeit und Dauer unſrer Gattung hängt von ihr ab.

Je offenbarer der Begriff von Naturkräften, und ſittlichen freyen Weſen einander widerſprechen, um ſo auffallender und intereſſanter iſt die Thatſache, daſs

K

die Natur die Bedingungen enthält, von denen das Wirklichwerden der moraliſchen Weſen, und die Dauer der Gattung derſelben in dieſer Welt abhängt. Sie bringt Individuen hervor, die ſich einander in dem allgemeinen Charakter der Sittlichkeit gleich ſind, gleich an Geſetz, Freyheit, Pflicht und Beſtimmung. Obwohl ſie ſich dabey ein unermeſslich mannigfaltiges Spiel erlaubt, und jedes Individuum von dem andern gewiſſermaaſsen auszeichnet, ſo verändert doch dieſs in Hinſicht des Weſentlichen nichts. Ungeachtet aller Verſchiedenheit der Geiſteskräfte, Temperamente, Körpergeſtalt und Körperſtärke iſt doch das Moraliſche in allen Weſen ſich vollkommen gleich. In ihr ſelbſt liegt kein Grund, dieſes zu begreifen; ſie müſste ſelbſt ein mit Willen, und zwar mit einem heiligen Willen begabtes Weſen ſeyn, um das Seyn der moraliſchen Gattung zu wollen, müſste Kraft beſitzen, durch ſich ſelbſt, moraliſche Weſen zu erzeugen, und ihre Gattung zu erhalten. Keines von beyden findet Statt. Es folgt alſo:

Die Natur dient der moraliſchen Ordnung, und ihre Wirkungen ſelbſt werden durch ein Weſen über ihr beſtimmt.

Liegt in der Natur ſelbſt kein Grund, zu begreifen, warum und wie ſie die moraliſche Gattung zur Wirklichkeit befördere, ſo muſs er in einem Weſen liegen, welches das Seyn der moraliſchen Gattung will, ſie erſchaffen kann, und über die Natur alles vermag, um ſie zur

Mitwirkung für ſeine Zwecke zu beſtimmen.

Das Weſen, unter welchem alle moraliſche Ordnung und die ganze Natur ohne Einſchränkung ſteht, iſt Gott.

Wenn ich in denen bisher entwickelten Ideen bündig zu Werke gieng, wie es wohl unbezweifelt iſt, ſo kann man die Nothwendigkeit nicht verleugnen, mit welcher ſich die Idee eines Gottes an das Seyn des moraliſchen Weſens anſchlieſst. Ohne ſie hat der Wille deſſelben keinen ſichern Strebungspunkt, indem ohne ſie die Möglichkeit einer allgemeinen moraliſchen Ordnung und der ganze Endzweck der Welt ſich in Widerſinn auflöſst; mithin der Gegenſtand des moraliſchen Geſetzes verſchwindet. Die verbindende Kraft desſelben, die nur in ſofern verbindend iſt, als ſein Sinn die Einheit und Harmonie der Vernunft nicht aufhebt, erſcheint als ein blinder Zwang, welchem ſich das vernünftige Weſen nicht mit williger ungetheilter Zuſage, weniger als alles mit reinem und feurigen Enthuſiaſm unterwerfen kann.

So gewiſs ich mir meiner moraliſchen Natur bewuſst bin, ſo gewiſs glaube ich einen Gott.

Wenn ich durch die vollſtändige Entwickelung des Gegenſtandes meiner moraliſchen Verpflichtung bis zu dem Gedanken eines Gottes gelangt bin, ſo könnte es ſcheinen, als habe ich die Wahl, entweder alle Moralität für ſchimäriſch zu erklären, weil ſich das Daſeyn Gottes nicht demonſtrativ darthun läſst, oder unter Vorausſetzung dieſes unbegreiflichen Urweſens mich mit der feſteſten und freyeſten Treue für Geſetz und Pflicht zu beſtimmen. Allein keinesweges. Jene Geſinnung würde offenbar vernunſtwidrig ſeyn; ja ſie iſt gar nicht möglich, die Unfähigkeit, Gottes Wirklichkeit auf dem Wege förmlicher zwingender Beweiſe darzuthun, kann für kein moraliſches Weſen von reinem und vollkommen entwickeltem Bewuſstſeyn ein Grund ſeyn, das Geſetz für nichtig zu halten, und an ſeinem Gegenſtande zu verzweifeln. Hingegen muſs der Gedanke der bloſsen Möglichkeit der Realiſirung eines allgemeinen moraliſchen Weltplans durch einen heiligen und allmächtigen Urheber, auf eine, von reinem Intereſſe für das Geſetz und ſeinen Gegenſtand durchdrungene Seele, den Einfluſs unausbleiblich haben, daſs ſie eher im Vertrauen auf dieſes verborgene Weſen, auf den edelſten aller Zwecke hinwirkt, als daſs ſie ſich zu der unnatürlichen Stimmung erniedrigte, ſich an Gleichgültigkeit gegen alle Moralität zu gewöhnen, und ihre verbindende Kraft durch ſpitzfindige Grübeleyen auflöſen und für einen thörichten Druck erklären ſollte. Das Geſetz ohne Gegenſtand würde eine, keinem vernünftigen Weſen zuzumuthende, widerſinnige Laſt ſeyn; zu wiſſen, man ſey zu vollkommen reiner moraliſcher Güte aufgefordert, und zugleich zu wiſſen, man werde mit dem Tode untergehn, die moraliſche Ordnung ſey eine bloſse Schwärmerey, die ſittlichen Weſen nicht Zweck der Schöpfung, dieſs widerſpräche ſich; denn das letztere Wiſſen hübe den Gegenſtand des erſten auf und verwandelte ihn in etwas unſinniges. Allein das Geſetz mit ſeinem ganzen, ſich im Unendlichen verlierenden Gegenſtande (der allgemeinen moraliſchen Ordnung im Univerſum), gedacht, iſt ein ſo über alles ehrwürdiges, und durch immer erneuertes Intereſſe feſſelndes Ziel unſers Strebens, daſs der Menſch zu der einzig möglichen Vorſtellungsart unwiderſtehlich hingezogen wird, nach welcher er ſich eine allgemeine Harmonie aller Theile und Kräfte des Univerſums, möglich denken kann.

In der That der einzige Fall, wo der Menſch durch ſein Wollen überzeugt wird, und zugleich dieſe Ueberzeugung vor jeder Vernunft rechtfertigen kann. Es iſt aber ein reines Wollen, d. h. eine aus unüberwindlicher, uneigennütziger Achtung für das Sittliche Gute und den Gedanken der ſittlichen Ordnung hervorgehende Forderung, daſs das ſittliche Ideal der Vernunft, Plan des Univerſums ſeyn ſolle, und ſeyn müſſe. Ich will, daſs ein Gott ſey, ſagt das moraliſche Weſen, und giebt damit den vollendeteſten Ausdruck unbeſchränkter Wirkſamkeit der Vernunft in ihm, erklärt, daſs es, wiefern es das Gute wollen müſse, auch des Daſeyns eines Gottes gewiſs ſey. *)

---

*) Kant hat nichts erhabneres geſagt als: daſs die ſittlichen Weſen wollen, es ſey ein Gott. Gewiſs hat ihn keiner verſtan-

Durch Gott iſt Alles, Gott aber ſelbſt iſt für mein Erkenntniſs nichts.

Die Vertheidiger der Ewigkeit der Welt ſtützen ſich auf den Satz, daſs aus Nichts

---

den, der je darüber ſpötteln konnte. Mir kommt hierbey immer Wachters kräftiger Ausſpruch in den Sinn: (der Spinoziſmus im Judenthum S. 109.) So nun jemand iſt, der ſich ſelber nicht kennet und in ſolcher Finſterniſs ſein ſelbſt vorzugeben beliebet, daſs er nichts dergleichen in ſich fühle, demſelben will ich ſeinen Scepticismum und wahnſinnige Unempſindlichkeit gern überlaſſen, und ihme ſchlechterdings antworten, was einer von des Senecae Freunden geſagt hat: (de Tranq. C. 1.) Puto multos potuiſſe ad ſapientiam pervenire, niſi putaſſent ſe perveniſſe, niſi quaedam in ſe diſſimulaſſent, quaedam apertis oculis transſiliiſſent, d. i.

Etwas nicht werden kann. d. h. daſs es unmöglich iſt, ſich ein Werden von etwas in Raum und Zeit vorzuſtellen, ohne etwas in Raum und Zeit anzunehmen, wodurch ſein Daſeyn bewirkt wird. (Ex nihilo nihil fit) Ich denke mir unter Gott den verborgenen Grund der moraliſchen und phyſiſchen Welt, und ihrer Harmonie, d. h. den Grund von Allem, der aber für mich vorſtellendes und erkennendes Weſen, weil es mir unmöglich iſt, mir von ihm einen Begriff zu machen, und

---

Ich halte, daſs ihrer viel zur Weisheit hätten kommen können, ſo ſie nicht die Einbildung ſich gemacht hätten, ob wären ſie ſchon dahin gekommen, ſo ſie nicht einige Dinge in ſich verhehlet und verborgen, oder gar mit offenen Augen übergangen hätten.

auch nur den Begriff des **Weſens** förmlich auf ihn anzuwenden, — **nichts** iſt. Ich ſage alſo nach dem Geiſte meines Raiſonnements, ohne Spitzfindigkeit: **durch nichts iſt alles.** (per nihilum omnia exſiſtunt.)*) Dieſes **Nichts** aber

---

*) Wachter S. 167. Gewiſslich, wo ich alſo im Nachſinnen über dieſer hohen Materie fortfahren und meine Gedanken nicht mitten auf dem Wege hemmen ſollte, würde ich in ein Leben der Contemplativen verwandelt werden, und mehr auſser denn inner dem Leibe wallen. Ich lege derhalben meine Hand auf den Mund und verehre dasjenige mit Anrufen, was ich mit Nachſinnen nicht ergründen kann. **O du groſser und verborgener Gegenſtand des Nichts**, du erſchrecklicher und meiſt unbekannter Gott, deſſen Nahme heiſt:

iſt das Weſen aller Weſen, über welches nur, wenn ich es mir nach ſeinen Eigen-

---

Ich bin. Wie kann und ſoll ich dich genug erkennen und betrachten, der du ſo hoch über all meine Vernunft, Verſtand und Einbildung geſtellet biſt? So bald ich nur an dich gedenke, falle ich in die Tiefe meines Unverſtandes, und in den Abgrund meiner Unwiſſenheit, meine Gedanken werden verſchlungen von deiner Unendlichkeit, und ich werde mich eher ſelbſt darin verlieren, als dich vollkommen finden, u. ſ. w. — S. 179. Aus dem Principio vermittelſt deſſen Gott der Gegenſtand des Nichts zu ſeyn begriffen wird, haben wir Gott dermaaſsen verherrlicht und verklärt, daſs man nun offenbarlich ſiehet, daſs weder diejenigen, die daſſelbige zur Gottloſigkeit misbrauchen, noch die andern, die die Hände darüber zuſammenſchlagen, etwas davon verſchaften ſelbſt denken will, alle Vorſtellungen verſchwinden, ſo daſs nichts gegenſtändliches zurückbleibt, und deſſen Hervorbringen ich am beſten durch ein Schaffen aus Nichts bezeichne.

ſtehen, auch nicht ein Wort oder Syllabe. Alles, was von Gott Groſses, Majeſtätiſches und Magnifiques mit Menſchenzungen kann ausgeſprochen werden, iſt ſchon in dieſen drey Worten eingeſchloſſen: Gott iſt der Gegenſtand des Nichts. Durch dieſen Weg wird der Atheiſmus glücklich widerleget, ja ganz und gar zernichtet und ausgerottet, daſs er hinführo bey dem Lichte ſo klarer Demonſtrationen, keine Stelle mehr in der Welt finden kann, ſondern in den Abgrund der Höllen und in die ewige Vergeſſenheit entweichen muſs.

Der Unbegreiſliche Gott kündigt ſich mir durch mein ſittliches Bewuſstſeyn als Weltſchöpfer, Welterhalter und Weltregierer mit heiligem Willen an.

Gott iſt Nichts für mich als erkennendes Weſen; denn alle Züge von mir bekannten Dingen verſchwinden, wenn ich mich zu ihm erhebe. Dürfte ich etwas von ihm ſagen, ſo wäre es vielleicht der einzige Ausdruck, er ſey Nichtnichts; denn das Etwas, unſer abgezogenſter Begriff, von dem, was da iſt, kann die Form des Endlichen nimmer verleugnen. Nur Beziehungen von mir, meiner Gattung, und dem Univerſum zu ihm, dem verborgenen Weſen kann ich bezeichnen, und nenne es ſo: 1) heiligen Weltſchöpfer, Urgrund der Welt zum höchſten Gute: 2) heiligen Welterhalter; Urgrund der grenzenloſen Fortdauer meiner Gattung, der Unſterblichkeit der moraliſchen Weſen, in Verhältniſſen, die ihre Beſtimmung fordert; 3) heiligen Weltregierer, Urgrund der durchgängigen Vertheilung der Schickſale nach Geſetzen der höchſten Güte. Wie es Grund ſey, des Daſeyns, der Dauer und der Regierung der moraliſch-phyſiſchen Welt, iſt mir unerkennbar. Allein dieſe Unerkennbarkeit hebt meinen Glauben nicht auf. *)

---

*) Alle Eigenſchaften Gottes liegen in dieſen drey Beziehungen und können, nur, wenn man ihnen folgt, ſyſtematiſch und vollſtändig dargeſtellt werden.

Wenn ich mein Bewuſstſeyn ſittlicher Verpflichtung und meine Anerkennung einer ewigen ſittlichen Ordnung durchaus auf dieſes Weſen beziehe, ſo habe ich Religion.

Vertieſe ich mich ſo in Gedanken der Wahrheit ſittlicher Ordnung, daſs ich mit Zuverſicht von der Sphäre des Unbegreiflichen her, die vollkommene Realiſirung derſelben erwarte, und von keinem Zweifel darin geſtöhrt werden kann; ſo habe ich Religion. Religion iſt: unüberwindliche Liebe des Guten, bis zum feſten Vertrauen auf eine ewige allgemeine ſittliche Ordnung, die das verborgene Urweſen wirklich machen wird, Treue für das Geſetz bis zum unerſchütterlichen Glauben an die Realität ſeines Endzwecks durch ein

Weſen, welches doch für unſer **Erkenntniſs** nichts iſt. Sie iſt Erzeugniſs der gröſsten möglichen Seelenſtärke des ſittlichen Menſchen, und führt ihn zu jener Seligkeit im Nichtſehen und doch Glauben, die der Stifter unſrer Religion anpreiſst. Wer eine ſolche vertrauens- und zuverſichtsvolle Geſinnung in allen Fällen und unter den dringendeſten Umſtänden zu unterhalten vermag, wer trotz aller Anfechtung den Glauben an ſittliche Ordnung mit dem Glauben an den verborgenen Stifter derſelben verknüpft, der iſt der religiöſeſte Menſch. *)

---

*) Es iſt zwar unbezweifelt, aber gewiſs Gegenſtand einer intereſſanten Unterſuchung, daſs und wiefern jeder Menſch, unerachtet aller Verſchiedenheit der Geiſteskräfte, der in

Ich kann vernünftiger Weiſe nicht tugendhaft ſeyn und Gott leugnen. Und ein tugendhafter dogmatiſcher Atheiſt exiſtirt gar nicht.

Die Geſinnung eines vorgeblich tugendhaften entſcheidenden Leugners des Daſeyns Gottes würde eine innerlich widerſprechende Geſinnung ſeyn. Gottes Daſeyn leugnen heiſst, den Gegenſtand des moraliſchen Geſetzes aufheben, dieſen aufheben heiſst, dem Geſetze ſeinen Sinn, und dieſes natürlich, ihm ſeine verbindende Kraft nehmen. Gottesleugnung und Tugend laſſen ſich überhaupt gar nicht in eine Vernunft vereinigen, ihr Beyſammenſeyn iſt unmöglich. (Von einem Zweif-

---

dieſem Satze bezeichneten Stimmung für den Glauben fähig ſey.

er oder Schwachgläubigen iſt nicht die Rede. *)

Nur mit Religion bin ich des höchſten Grades moraliſcher Reinheit der Geſinnung fähig.

Wenn ich Tugend und Religion in mir vereinige, ſo verſtehe ich mich in der Anerkennung der Heiligkeit der Pflicht vollkommen. Weit entfernt, mich gleich dem vorgeblich tugendhaften dogmatiſchen Atheiſten, mit blinder Treue einer geſetzgebenden Vernunft zu unterwerfen, die

---

*) Tugendhaft und Zweifler oder Mattgläubiger zugleich ſeyn, enthält nichts Widerſprechendes.

ſich ſelbſt Lügen ſtrafen muſs, überſehe ich die ſittliche Ordnung in ihrem ganzen Umfange, mein Wille iſt mit dem Willen aller mir gleichen Weſen auf eine Harmonie gerichtet, die in der Zukunft kein Traum bleiben wird, ſo wie ihr Grundriſs in unſern Seelen keine Schimäre iſt. Ich bin gewiſs, daſs meine moraliſche Cultur mich der Seligkeit verhältniſsmäſsig nähern, die Vernachläſsigung von jener mich von dieſer entfernen wird, denn dieſs folgt aus der ſittlichen Ordnung. Wenn es mir denn bey dieſer Gewiſsheit möglich wäre, jeder Pflicht Genüge zu leiſten, ohne der Hinſicht auf die beſeligenden Folgen der Tugend und die quälenden Folgen des Laſters irgend einen Einfluſs auf die Motivirung meines Willens zu vergönnen, ſo wäre wohl der höchſte mögliche

Grad moraliſcher Lauterkeit durch mich erreicht. Es iſt demnach reine Tugend und religiöſe Gewiſsheit in Vereinigung, die gröſste Aufgabe für jedes ſittliche Weſen. Und wenn es ſie auch jetzt zu erreichen nicht fähig wäre, ſo muſs es dennoch unabläſsig darnach ſtreben.

Aufrichtungsgrund gegen das Niederſchlagende dieſes Gedankens.

Die Vorſtellung, daſs ſelbſt meine Gewiſsheit von Gott und Unſterblichkeit, mir die Aechtheit meiner Geſinnung ſo ungemein erſchwere, und daſs meine ſittliche Güte ſich durch ihr eigenes Produkt, den Glauben, den Untergang zu bereiten in Gefahr iſt, könnte mich zur Verzweiflung bringen, wenn der Urheber meiner Natur nicht die Ueberzeugung, deren ich von ſeinem Daſeyn fähig bin, ganz offenbar mit Hinſicht auf mein Verhältniſs und meinen Standpunkt angelegt, und beſtimmt hätte. Dieſe Ueberzeugung, verbunden mit einer dämmernden Hinſicht in ein künftiges Leben, über welchem undurchdringliche Finſterniſs liegt, und wo die Begriffe von dem, was wir jetzt Gefühl und Wohl und Weh nennen, verſchwinden, als eine nicht demonſtrative, ſondern moraliſche, dieſe Zuverſicht auf ein Verborgenes Weſen, das für unſre Erkenntniſs völlig nichts iſt, ſie war gerade diejenige Art der Gewiſsheit, die ſich allein mit unſrer Beſtimmung vertrug. Und es hat, um mit Kant zu zu reden, auch hier ſeine Richtigkeit, daſs die unerforſchliche Weisheit, durch die wir exiſtiren, nicht minder verehrungswürdig iſt, in dem, was ſie uns verſagte, als in dem, was ſie uns zu Theil werden lieſs.

Geiſtliche
Reden, Betrachtungen, Andachten, Gedichte,
und
vermiſchte Aufſätze.

I.

Über das höchste Gut der Christen

nach Math. 6, 33.

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch das andere alles zufallen.

Eine sehr natürliche Frage, meine Chriſten, eine Frage, die uns die Vernunſt ſelbſt, bey allen Dingen, die wir kennen lernen, abdringt, iſt die: Wozu jedes diene und nutze, zu welchen natürlichen Zwecken oder vernünftigen Abſichten es brauchbar ſey? Dieſe Frage thun wir an alle

Gegenſtände, die uns umgeben und uns bekannt werden. Sie leitet unſre Nachforſchungen im Gebiethe ſowohl der geiſtigen als der körperlichen Natur. Die Erklärungen der Erſcheinungen der Luft und des Waſſers, und der übrigen Theile der Körperwelt, die Wiſſenſchaften von der Bewegung der Himmelskörper, von dem Baue der Pflanzen und der organiſirten thieriſchen Maſchinen, ſind nichts anders, als ein Inbegriff von Antworten auf dieſe Frage. Wenn dieſe Frage ſo vernünftig iſt, wenn ſie an alles, was nur immer ein Gegenſtand unſrer Erkenntniſs iſt, gethan werden kann und muſs; ſo iſt ſie wohl bey keiner Gelegenheit nöthiger, als wenn wir eine Betrachtung über unſre eignen Handlungen, über die Kräfte, Neigungen, Begierden und Beſtrebungen anſtellen, die wir in uns wahrnehmen, die in uns wirken, und über die wir ſelbſt nach den Endzwecken, die wir als wahr und nothwendig erkennen, gebrauchen und einrichten ſollen. Wozu dienen alſo dieſe Kräfte, Neigungen, Begierden, der freye Wille, und alles, was auf unſer Handeln Einfluſs hat? Was ſollen wir dadurch erreichen? Was iſt der Zweck aller dieſer ſchönen Anlagen und Fähigkeiten in der menſchlichen Natur? Warum erhebt ſich der Menſch ſo weit über die ganze übrige thieriſche und lebloſe Schöpfung? Warum iſt er fähig Thaten zu verrichten, die der Vernunft Erſtaunen und Bewunderung abdringen? — Laſſet uns jetzt nur bey dem thätigen Theile des Menſchen ſtehen bleiben; denn auf dieſen gehet zuletzt doch alles. Er erkennet nur deſshalb, um durch Erkenntniſs handeln zu können. In dieſem Theile des Menſchen entdecken wir Inſtinkte, Begierden, Leidenſchaften, Neigungen, und endlich eine Kraft, welche dieſen ihre Gegenſtände anweiſen und ſie regieren ſoll, den freyen Willen oder die ſelbſtthätige Vernunft. Welches iſt alſo der Zweck aller dieſer Kräfte, wozu ſollen ſie gebraucht werden?

Im Allgemeinen ſcheint die Antwort leicht. Inſtinkte, Begierden, Neigungen verlangen vermöge ihrer Natur, *Befriedigung*. Der Hunger will geſtillt, eine Begierde nach Glückſeligkeit will erfüllt ſeyn. Wo alſo ein Verlangen, wo eine Begierde iſt, da iſt Befriedigung ihr Zweck. Wenn die Wünſche befriedigt ſind, ſo läſst ſich nun nicht weiter fragen, wozu dieſe Befriedigung tauglich iſt. Denn die Befriedigung iſt bey den Wünſchen das allerletzte, was ſich dabey denken läſst. Dieſes iſt nun der Fall bey allen Menſchen, wie ein jeder auch aus der täglichen Erfahrung weiſs. Ein jeder will befriediget ſeyn. Dieſe Selbſtbefriedigung aller ſeiner Wünſche, Neigungen und Begierden, iſt das *höchſte Gut*, nach welchem er ſtrebt. Wenn alles, was er wünſchen kann, erfüllt würde, und er hätte dann, wenn ihm alle ſeine Wünſche gewährt worden wären, nichts mehr zu wünſchen übrig, ſo würde er ſich im Beſitze dieſes höchſten Gutes zu ſeyn dünken, er würde nun nichts mehr wünſchen und nichts mehr begehren. Man pflegt aber nicht nur die Befriedigung der Wünſche ſelbſt, ein Gut zu nennen, ſondern auch alle Dinge, die als Mittel zur Befriedigung unſrer Neigungen dienen, heiſsen Güter. Ehre, Reichthum, Macht, ſind alſo nur deſshalb für Güter zu achten, weil ſie gewiſſe Neigungen und Wünſche in uns befriedigen können. Speiſen und Getränke ſind Güter, weil ſie unſern Durſt und Hunger ſtillen. Alles was unſern Gaumen kitzelt, unſre Sinne vergnügt, iſt alſo in dieſem Sinne ein Gut, denn es dient zur Befriedigung irgend eines Bedürfniſſes oder einer Begierde.

Aber wie ſollen wir nun dieſe Wünſche und Begierden in uns ſtillen oder befriedigen? Wie ſollen wir es anfangen, daſs durch die Art, wie wir ihnen genug thun, nicht heftigere, nicht unerſättliche Begierden entſpringen, und daſs wir durch unſre Handlung anſtatt der gehofften Befriedigung nicht wohl gar nie zu ſtillende Bedürfniſſe und ewige Pein verurſachen? Glückſeligkeit — dieſes iſt der allgemeine Gegenſtand aller menſchlichen Wünſche. Alle Triebe, alle Neigungen gehen auf ſie. Der Schöpfer hat einen unauslöſchlichen Hang nach derſelben in unſre Seele gelegt, und uns eben dadurch die Beſtimmung unſrer Triebe ganz deutlich und unwiderſprechlich erkläret. Aber dennoch ſtreben wir nicht nach einer jeden Glückſeligkeit. Wir achten es nicht gleich viel, auf welche Art wir zu derſelben gelangen. Hätte die Natur es ſelbſt übernommen, unſre Triebe ganz unabhängig von unſerm Willen zu erfüllen; ſo würde unſer Urtheil hierbey überflüſſig ſeyn. Aber wir ſind von Gott ſo eingerichtet, daß wir nach freyer Einſicht, das was uns gut dünkt, wählen, und uns auf dieſe Art unſre eigne Glückſeligkeit groſſentheils ſelbſt verſchaffen ſollen. Es iſt ebenfalls ein

Trieb und zwar gerade der edelſte und vorzüglichſte in unſerer Natur, daſs wir nur nach einer ſolchen Glückſeligkeit ſtreben, welche die Vernunft billigen kann. Da wir nun von ſo unendlich vielen Dingen umgeben ſind, die zur Befriedigung unſerer einzelnen Wünſche dienen, da ſo widerſprechende Handlungen uns Vergnügen verurſachen können, da alſo hier eine Wahl nöthig iſt; ſo iſt die Frage höchſt wichtig: Nach welchen Geſetzen ſollen wir dieſe Wahl anſtellen? Welche Güter ſollen wir unter der groſsen Menge, die ſich uns anbietet, heraus wählen? Wie ſollen wir den Widerſtreit ſchlichten, der oft unter ihnen zu entſtehen ſcheint? Welches ſollen wir fahren laſſen, wenn nicht mehrere zugleich erhalten werden können. Alles dieſes wird ſich näher entdecken müſſen, wenn wir die Beſtandtheile deſſen, was wir das *höchſte Gut* nennen, werden aus einander geſetzt haben. Denn wenn wir das höchſte begehrungswürdigſte Gut, werden kennen gelernt haben, ſo wird ſich natürlicher Weiſe ergeben, daſs alles, was dieſem höchſten begehrungswürdigſten Gute widerſtreitet, keine begehrungswerthe Dinge ſeyn können, daſs wir dieſe, wenn ſie uns auch gleich einige Befriedigung unſrer Wünſche gewähren können, aus unſerer Wahl ausſchlieſsen müſſen, weil ſie uns von der Erreichung des höchſten Guts, an dem uns alles gelegen ſeyn muſs, nothwendig entfernen. Laſſet uns alſo dem Begriffe des höchſten Guts eine nähere Betrachtung widmen.

Abhandlung.

Die Frage, welches das höchſte, begehrungswürdigſte Gut ſey, hat die ältern und neuern Weiſen von jeher beſchäftiget und hat einen groſsen Theil ihrer moraliſchen Unterſuchungen ausgemacht. Nun ſind ſie zwar im Allgemeinen darinne einig, daſs die Glückſeligkeit das höchſte begehrungswürdigſte ſey, aber in der Beſtimmung dieſer Glückſeligkeit weichen ſie gar ſehr von einander ab. Einige verſtehen darunter die Glückſeligkeit welche uns unſere Sinne, andere eine ſolche, welche uns unſre Vernunft gewähret, und noch andere ſetzen ſie aus beiden zuſammen; bald hat man ſie blos in dieſer, bald zugleich in einer andern Welt geſucht. Dieſe Streitigkeiten beweiſen wenigſtens, daß man die Frage ſelbſt zu aller Zeit für wichtig angeſehen hat, und rechtfertigen daher unſre gegenwärtige Unterſuchung. Wir, die wir bey ſchwierigen und dennoch zu unſerm wahren Wohl gehörigen Aufgaben, zu den Büchern unſerer Religion unſre Zuflucht zu nehmen gewohnt ſind, wollen auch jetzt dieſe um Rath fragen, und ſodann das, was ſie uns darüber lehren, nach der Vernunft prüfen. Denn *Chriſtus* hat uns über keines zu unſerer wahren Glückſeligkeit gehörigen Stücke unbelehrt gelaſſen. Welches iſt alſo nach *ihm das höchſte Gut des Chriſten?* Aus welchen

Beſtandtheilen beſteht es? Iſt es der Natur des Menſchen nach der Einſicht der Vernunft gemäſs, oder verlangt dieſe etwas anderes und etwas beſſeres? Dieſes ſind die Fragen, welche wir in gegenwärtiger Stunde zu beantworten gedenken.

Die Worte unſers Textes geben uns deutlich zu verſtehen, was Chriſtus unter dem höchſten Gute verſtanden wiſſen will, und was er dazu rechne, wenn er in demſelben ſagt: *Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit*, ſo wird euch alles, was ihr nur wünſchen und begehren könnet, von ſelbſt zufallen. Wenn ein Gut das höchſte ſeyn ſoll, ſo muſs es *erſtlich* das oberſte und letzte ſeyn, es muſs keins da ſeyn, das man noch über daſſelbe ſetzen könnte, das man noch vorziehen würde, wenn man freye Wahl und Gewalt hätte; *zweytens* muſs es aber auch *vollſtändig* ſeyn; es muſs nicht etwa bloſs unter denen, die gegenwärtig da ſind, das annehmlichſte ſeyn, ſondern es muſs ſich auch nicht einmahl ein annehmlicheres und beſſeres denken laſſen; es muſs alles in ſich faſſen, was nur jemahls von einem vollkommnen Gute verlangt werden kann; es muſs keine Wünſche, keine Neigungen, keine Begierden, die nicht durch daſſelbe befriedigt werden könnten, mehr übrig laſſen. Es muſs uns alſo *drittens* vollkommen zufrieden, und vollkommen glücklich machen, ſo daſs wir uns gar keine gröſsere Seligkeit und kein beſſeres Schickſal wünſchen können. Dieſe Seligkeit muſs alſo nicht nur darinne beſtehen, daſs unſere Neigungen zur Ruhe gebracht werden, und uns keinen Schmerz und keine Qual mehr verurſachen können, ſondern die Vernunft und alle erkennenden Kräfte müſſen ſie auch auf das allervollkommenſte billigen, und ſie für das einzige Glück das unſer würdig iſt, erkennen.

Wo ſollen wir aber wohl ein ſolches höchſtes Gut ſuchen? Es iſt leicht einzuſehen, daſs man, wenn man ſich Hoffnung machen wollte, ein ſolches Gut in dieſer Welt anzutreffen und zu erreichen, den Vorwurf einer leeren Träumerey gar nicht würde vermeiden können. Wenn aber ein Gut ein wahres Gut für uns ſeyn, wenn wir uns Mühe geben ſollen, es zu erreichen, ſo muſs es auch erreichbar ſeyn, es muſs möglich ſeyn, daſs wir uns mit Grunde Hoffnung machen können, uns demſelben immer mehr und mehr zu nähern, und mit jedem Fortſchritte unſeres Lebens deſſelben immer mehr theilhaftig zu werden. Jede Annäherung zu demſelben muſs ein gröſseres Gut ſeyn, als alle übrigen Güter und Zuſtände, welche uns von demſelben wieder entfernen. Wenn wir auch in der Welt ein Gut angeben können, welches die Vernunft für das oberſte erkennt, ſo iſt doch bey weitem kein vollſtändiges in derſelben anzutreffen. Es iſt keins da, welches in der Welt alle unſre Wünſche befriedigen, alle unſre Triebe ſtillen könnte. In dieſer Welt iſt keine vollkommne Seligkeit zu hoffen, wenn auch eine vollkommne Tugend in derſelben möglich wäre.

Nach der Schrift beſteht aber das höchſte Gut darinne, *daſs die allergröſste Tugend mit der allergröſsten Seligkeit in einem vernünftigen Weſen beyſammen iſt.* So ſchildert uns die heilige Schrift Gott den allgütigen, den heiligen, den ſeligen. Er iſt im Beſitze des höchsten Guts. Er iſt allein gut, er iſt allein vollkommen, er iſt allgenugſam, ihm fehlt nichts, er hat keine Bedürfniſſe, er iſt ohne alle Wünſche, ohne alle Neigungen und ohne alle Begierden. Unſre Religion verlangt von uns, wir ſollen ſo werden wie er. *Seyd vollkommen, wie auch euer Vater im Himmel vollkommen iſt.* Wir ſind nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen, wir ſind ihm alſo ähnlich; und wenn es gleich ein zu kühner Gedanke wäre, ihm gleich zu werden, ſo müſſen wir ihm doch ähnlich werden. *Die höchſte Tugend alſo, welche* *nach unſern Kräften möglich iſt, in Vereinigung mit der höchſten Glückſeligkeit, deren die menſchliche Natur fähig iſt;* das iſt das höchſte, würdigſte und vollkommenſte Gut, nach welchen Menſchen ſtreben ſollen und können. Ein ſolches Gut iſt aber hier in der Welt ebenfalls nicht anzutreffen; wir ſollen nur durch unſer irdiſches Leben uns deſſelben würdig machen. Wir dürfen alſo auf den völligen Genuſs des höchsten Guts nicht eher rechnen als im *Reiche Gottes.* „*Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes!*" kann nichts anders heiſsen, als: das Gut, welches euch im Reiche Gottes zu Theil werden kann, ſey bey allen euern Handlungen euer letztes *Ziel* und euer letzter *Zweck.* Denket nur immer darauf, wie ihr im Reiche Gottes glücklich werden könnet. Dieſes habt ihr allein zu beſorgen; für das übrige, für euer zeitliches Glück wird Gott ſchon ſorgen. Dieſer wird die Umſtände ſchon ſo leiten und führen, daſs euch alles, was zu eurem Glücke gehört, von ſelber zufalle. Das Reich Gottes ſchildert uns aber die heilige Schrift als *eine Welt, in welcher Gerechtigkeit wohnet* (2 Petr. 3, 13.) *als eine Stadt, deren Bürger eitel Gerechte ſind, als ein Reich, in welches nichts eingehen wird, das Greuel thut und Lügen.* Rechtſchaffenheit und Tugend ſind alſo die einzigen Eigenſchaften, die uns fähig machen können, ins Reich Gottes einzugehen. Hier aber ſoll auch Friede und Ruhe und die größte Glückſeligkeit wohnen. *Denn Gott wird einem jeglichen geben nach ſeinen Werken. Preiß und Ehre und unvergängliches Weſen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben. Friede allen denen, die da Gutes thun.* Röm. 2, 5. u. ſ. w. Hier verheißt uns das Evangelium die Glückſeligkeit, welche ſich ein vernünftiges Weſen, als ſeiner würdig allein wünſchen kann. Die Seligkeit im Reiche Gottes iſt alſo für uns das höchſte Gut: nach dieſer ſollen wir ſtreben; dieſe ſollen wir uns bey allen unſern Handlungen zum Zwecke machen; alle zeitliche Glückſeligkeit ſollen wir dann annehmen und genieſsen, wenn ſie uns des Reichs Gottes nicht unwürdig macht, alle Güter nur darnach ſchätzen, ob ſie Mittel ſind, uns dieſen Eingang zu erleichtern oder nicht. Die Tugend, die Gerechtigkeit ſoll in dieſer Welt für uns das höchſte Gut ſeyn; das, was ihm hier oft noch fehlt, die ewige Seligkeit als ein weſentlicher Beſtandtheil des vollendeten höchſten Guts, ſollen wir erſt in jener Welt erwarten, jedoch nur unter der Bedingung, daſs wir tugendhaft gelebt haben. Das zweyte Stück hängt alſo von dem erſtern ab. Ohne Tugend können wir nicht ſelig ſeyn. Dieſs iſt die Lehre des Evangeliums.

Laſſet uns nun ſehen, ob eine ſolche Glückſeligkeit, wie ſie uns die Lehre *Jeſu* verheiſst, auch alles das enthalte, was wir von einem höchſten Gute fordern können! Glück in Verbindung mit der Tugend iſt unſtreitig das oberſte und höchſte, was ein Menſch wünſchen kann. Denn es ſind dieſes die zwey weſentlichen Stücke, welche zur menſchlichen Natur gehören. Unſre Vernunft fodert die Tugend, als ein unnachlaſsliches Stück für ein Weſen, das ſich ſelbſt achten ſoll, und das von andern geachtet ſeyn will. Unſre Neigungen verlangen Befriedigung d. h. Glückſeligkeit als ein anderes zur Vollendung der menſchlichen Natur weſentlich gehöriges Stück. Wenn dieſe beiden Theile in dem Menſchen zuſammen wohnen, ſo iſt nichts mehr auszudenken, was er ſich wünſchen könnte. Glück, wenn es ohne Tugend iſt, ohne eignes Verdienſt erworben iſt, iſt nur ein halbes Gut; Tugend allein, wenn kein Glück mit ihr in Verbindung ſtünde, kann die menſchliche Natur auch nicht genug zufrieden ſtellen. Alle Menſchen wünſchen gern beydes in Verbindung zu beſitzen. Dieſes iſt der allgemeine und höchſte Wunſch. Der gröſste Böſewicht würde die Vortheile, die er ſich durch ſeine

Schandthaten verübet hat, doch lieber genommen haben, er würde ſich doch nach ſeinem eignen Urtheile beſſer befunden haben, wenn er alle ſeine Wünſche, ohne die Tugend zu verletzen, hätte befriedigen können. Wenn ihr ihn fragen ſolltet, ob er ſich wohl wünſchte von ſeinen Tyrannen, der Mord- und Raubſucht, dem quälenden Eigennutze, dem Geize, der Roheit ſeiner Sinnen befreyt zu ſeyn; wenn ihr ihm nebſt der reinſten Tugend das glänzendſte und reinſte Glück verſprächet; ſo iſt gar kein Zweifel, daſs er euer Anerbieten mit Freuden annehmen würde. Und wenn ihr hingegen den tugendhafteſten Mann, der aber dabey von auſsen unglücklich iſt, der einen ſiechen Körper, eine ſchleichende Krankheit mit ſich herum trägt, oder andre Uebel leidet, fragen ſolltet, ob er nichts mehr zur Vollendung ſeiner Zufriedenheit wünſche; ſo iſt kein Zweifel, daſs er ſeine Uebel entfernt, und ſolche Güter an deren Stelle wünſchen wird, die ihn neben dem Beſitze ſeiner tugendhaften Geſinnung auch glücklich machen. Glück und Tugend in einem Weſen vereinigt iſt alſo das letzte und oberſte, was ein vernünftiges und empfindendes Weſen wünſchen kann, und was ſich alle Menſchen wünſchen. Es iſt nicht nur das oberſte, ſondern auch das vollſtändigſte Gut, was ſich ein Menſch wünſchen kann. Denn wenn alle unſre Neigungen befriedigt ſind, und wenn ſie ſo befriediget werden, daſs die Vernunft gegen die Art ihrer Befriedigung nichts einzuwenden hat, ſo iſt nichts mehr auszudenken, was einem vernünftigen Weſen noch fehlen könnte. Glück und Tugend in einer Perſon vereiniget gedacht, iſt ein Gut, das vollkommen zufrieden und vollkommen glücklich macht. Alle Neigungen werden dadurch geſtillt, allen Vernunftforderungen wird genug gethan. Es hat alſo alle nur denkbare Eigenſchaften eines höchſten Gutes. Dieſes höchſte Gut wird aber auch durch die Lehre unſrer Religion als erreichbar vorgeſtellt, jedoch nur unter zwey Bedingungen 1) daſs wir uns das eine Beſtandtheil deſſelben, nehmlich die Tugend ſelbſt erwerben und 2) daſs wir die unſrer Tugend angemeſſene Glückſeligkeit erſt in der Ewigkeit erwarten können. Zwey eben ſo weiſe als nothwendige Einſchränkungen. Tugend, die nicht ſelbſt erworben iſt, iſt keine Tugend. Wenn wir alſo tugendhaft ſeyn ſollen, ſo müſſen wir ſie uns ſelbſt erwerben. Hier muſs ſich unſre Kraft, unſre eigne Stärke des Geiſtes zeigen. Wir müſſen die Geſetze der Tugend um deſswillen beobachten, weil es Geſetze der Tugend ſind; ſie müſſen allein ſtark genug ſeyn, alle unſre Handlungen hervorzubringen, keine Ausſicht auf Vortheil, auf Vergnügen, auf Glückſeligkeit muſs mit einflieſsen. Sollte aber unſre Vernunft durch ſich ſelbſt eine ſolche Stärke erlangen, ſo muſste wenigſtens anfänglich die Glückſeligkeit mit der Tugend in keiner nothwendigen Verbindung ſtehen; die letztere durfte nicht die natürliche Urſache der letzteren ſeyn. Denn wer um der Glückſeligkeit willen, und nicht um der Tugend ſelbſt willen tugendhaft iſt, iſt gar nicht tugendhaft. Wenn die Tugend hier in der Welt jedesmal die gröſste Glückſeligkeit, und das Laſter nichts als Schmerz und Unglück nach ſich zöge; wer würde da nicht tugendhaft ſeyn? Denn alsdann würde ja die Tugend mit allen unſern Neigungen zuſammen ſtimmen. Wir brauchten uns nicht anzuſtrengen, nicht gegen die Sinnlichkeit zu arbeiten; die Natur würde uns ſchon von ſelbſt zwingen, die ſittlichen Geſetze zu beobachten. Aber dadurch würden wir auch alles Verdienſt, alle Achtung und allen Vorzug vor den unvernünftigen Thieren gänzlich verlieren. Wir würden zwar den Tugendgeſetzen gemäſs handeln, aber nicht durch ſie beſtimmt werden, wir würden glücklich, aber nicht tugendhaft ſeyn. Wenn eine Kraft geübt werden ſoll, ſo muſs ihr etwas widerſtehen, ſie muſs mit andern Kräften zu kämpfen haben. Erſt alsdann, wenn ſie einen ſo hohen Grad von Stärke erreicht hat, daſs ſie durch ſich ſelbſt allein wirkt, daſs kein Hand muſs mehr ſo ſtark gedacht werden kann, daſs ihr eine ſchiefe Richtung geben könnte, kann ihr dasjenige beygeſellt werden, was ſonſt ihre Stärke in Ruhe erhalten, und gemacht haben würde, daſs ihre eigne Wirkſamkeit in ewiger Unthätigkeit verblieben wäre. So iſt es mit der Tugend des Menſchen. Sollte dieſer hier in der Welt erſt tugendhaft werden, ſollte ſie allein die Urſache gewiſſer Handlungen werden, ſo durften ihr keine andern Urſachen beygeſellt werden, die ihre Stelle vertreten, und ihr daher die Mühe und eigne Anſtrengung erſparen würden. Zu ihrer Vervollkommnung wäre es noch beſſer, wenn die mit ihr zugleich wirkenden Kräfte, ihr ſogar entgegen wären; denn hier kann ſie eben ihre volle Stärke erlangen, hier wird ihr beſtändig Gelegenheit geboten, ſich zu äuſsern, jeden Tag mehr Kraft anzuwenden. Eine ſolche weiſe Veranſtaltung treffen wir nun wirklich in dem Menſchen an. Ihm iſt Vernunft gegeben, aber ſie iſt noch in ihrer Kindheit, ſchwach und unvollkommen, aber dennoch iſt ſie ihrer Natur nach, eines groſsen und ſelbſt eines unendlichen Wachsthums fähig. Aber dieſe Stärke ſollte ſie ſich ſelber verſchaffen, ſie ſollte das Verdienſt haben ſich ſelbſt zu vergröſsern. Um deſswillen wurden der menſchlichen Natur die Neigungen beygeſellt. Dieſe ſollten ſich ihr öfters widerſetzen, ſie in ihren Wirkungen aufzuhalten ſuchen, und ihr dadurch Gelegenheit verſchaffen, ſich immer mehr anzuſtrengen, und ihre Abſicht gegen alle Widerſetzlichkeit derſelben auszuführen. Wirkten die Neigungen durchs ganze Leben mit ihr gleichſtimmig, ſo hätte ſie gar nichts zu thun; ſie bliebe, wie ſie bey der Entſtehung des Menſchen wäre; der ganze Zweck des menſchlichen Daſeyns gienge in der Welt verlohren. Die Befriedigung der Neigungen, d. h. ein groſser Theil der menſchlichen

Glückſeligkeit, muſste alſo oft mit der Befriedigung der Forderungen der Vernunft ſtreiten, und dieſe muſsten gegen jene durchgeſetzt werden, wenn die Vernunft Stärke bekommen ſollte. Die Tugend alſo, als den einen nothwendigen Beſtandtheil des höchſten Guts, ſollen wir uns ſelbſtthätig erwerben; die Glückſeligkeit aber, als den andern nothwendigen Beſtandtheil deſſelben, ſollen wir nach der Lehre des Chriſtenthums von Gott erwarten. Dieſer ſoll uns im Reiche Gottes zu Theil werden. Alle unſre Beſtrebungen ſollen alſo hier in der Welt nur allein auf die Tugend, auf die Vernunftſtärke, auf die vollkommne Freyheit unſerer ſelbſt gerichtet ſeyn. Was übrigens noch zu unſerer Beſtimmung gehört, ſollen wir mehr der allwaltenden Vorſehung, dem Regierer der Welt überlaſſen. *Sorget nicht für euer Leben, was ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet.* Alle Güter der Welt, will Chriſtus ſagen, dürfen nicht das *höchſte* und *letzte* Ziel eurer Beſtrebungen ſeyn. Für das, was zur Erfüllung eurer Beſtimmung von auſsen gehört, müſst ihr Gott ſorgen laſſen. *Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie erndten nicht, ſie ſammeln nicht in ihre Scheuren, und euer himmliſcher Vater ernähret ſie doch. Seyd ihr denn nicht vielmehr denn ſie?* Ihr müſst alſo ein volles Vertrauen, zu Gott haben, daſs, wenn ihr nun eure Pflicht thut, als welches das einzige iſt, was ganz und gar von euch abhängt, er euch von ſelbſt, ohne euer ängſtliches Bemühen, alles dasjenige geben wird, was zu eurer Nothdurft und zu eurer weſentlichen Beſtimmung gehört. Es ſteht aber auch garnicht in eurer Macht, die Güter dieſer Welt, oder die irdiſche Glückſeligkeit zu erreichen, und deſshalb iſt es ganz thöricht, wenn ihr ſie zum letzten Ziele eurer Beſtrebungen macht. *Denn wer iſt unter euch, der ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge, ob er ſchon darum ſorget?* Wer iſt; der Mittel angeben könnte, durch welche eine irdiſche Glückſeligkeit, die Befriedigung aller unſrer Neigungen auf das gewiſſeſte und unfehlbarſte zu erreichen wäre? — Es iſt keiner, er ſey ſo erfahren, ſo klug und ſo weiſe als er wolle. Denn es giebt kein ſolches Mittel. *Alles liegt an der Zeit und am Glücke,* ſagt der weiſe und erfahrne König *Salomo* Pred. 9, 11. Beides aber iſt nicht in unſrer Gewalt, beides hängt nur von Gott ab. Von ihm müſſen wir allein die Fügung deſſen erwarten, was zu unſerm Glücke gehört. *Unſer himmliſcher Vater weiſs ſchon von ſelbſt, daſs wir deſs alles bedürfen.* Matth. 6, 32. Das einzige, was uns hier aufgetragen iſt, und was wir hier ſelbſt zu beſorgen haben, iſt *nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit zu trachten.* Wir ſollen alſo hier in der Welt nur darnach *trachten*, d. h. wir ſollen uns deſſelben würdig machen, und alsdann verſpricht uns *Chriſtus*, daſs uns nicht nur hier ſchon das nöthige von ſelbſt zufallen werde, ſondern daſs wir auch in jener Welt der vollkommenſten Glückſeligkeit theilhaftig werden ſollen. Daſs dieſes Verſprechen nun, ſo weit es dieſe Welt betrifft, ganz gewiſs eintreffe, lehrt uns ſchon unſre eigne Erfahrung. Einem Menſchen, der die Tugend ausübt, der einen kindlichen Gehorſam gegen die Befehle Gottes beweiſt, der ein zufriedenes Vertrauen auf ſeine Vorſehung ſetzt, der alle Menſchen liebt und achtet, und ſie ſämmtlich glücklich zu machen wünſcht, der alle ſeine Kräfte bloſs zu ihrem Dienſte aufbietet, weil es die Tugend bloſs von ihm fordert, einem ſolchen Menſchen fällt gewöhnlicher Weiſe auch das von ſelber zu, was er gar nicht abſichtlich geſucht hat. Seine Tage ſind nicht nur zufrieden und ruhig; ſein Gewiſſen gibt ihm nicht nur eine über alles erhaeine Heiterkeit der Seele; ſondern er wird auch von ſelbſt von den Menſchen geachtet und geehrt; man braucht ihn gern zu Geſchäften, vertrauet ihm gern Aemter an. Seine Mäſsigkeit erhält ſeine Geſundheit; und ſeine Thaten geben ihm eine innere Zufriedenheit, die nahe an die Glückſeligkeit jener Welt gränzt; und obſchon nicht alle ſeine Wünſche hier befriediget werden können, ſo ſieht er doch einer gewiſſen Zukunft entgegen, in welcher alles, was noch fehlt, ergänzt werden wird.

Nun gibt uns zwar das Chriſtenthum keinen nähern Aufſchluſs über die Art und Weiſe der Glückſeligkeit jener Welt. Eine ſolche Belehrung ſcheint auch ganz unmöglich zu ſeyn; denn Glückſeligkeit beruht auf Empfindungen, und Empfindungen laſſen ſich demjenigen nicht durch Worte mittheilen, welcher derſelben noch gar nicht fähig iſt. Aber die Heilige Schrift gibt uns doch eine ſolche Beſchreibung von dem Reiche Gottes und von jener Welt, daſs wir ſchon vollkommen zufrieden damit ſeyn können, und daſs wir aus derſelben es wenigſtens einiger Maſsen begreifen, wie ein beſſerer Zuſtand in derſelben für uns möglich ſey. Sie ſchildert uns das künftige Leben als eine Zeit der Wiedervergeltung: *wo einem jeden wird vergolten werden nach ſeinen Werken: wo ein jeder empfangen wird, nach dem er gehandelt hat, bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe.* Röm. 2, 5. 6. 2 Kor. 5, 10. Dieſes iſt der Hauptbegriff, den uns das Evangelium von jener Welt gibt. Die Wiedervergeltung beſteht alſo erſtlich darinn, daſs in der künftigen Welt Glückſeligkeit und Vorzüge mit der genaueſten Billigkeit werden ausgetheilt werden, und zweytens darin, daſs daſelbſt mit jedem Menſchen wird ſo gehandelt werden, wie er es in dieſer Welt für gut gefunden hat, mit ſeinem Nächſten zu handeln. Die Tugendhaften ſollen in ein eignes Reich, in das Reich Gottes aufgenommen werden. Daſelbſt wohnet die Gerechtigkeit. Dieſes iſt eine Stadt, deren Bürger eitel Gerechte ſind. Daſs es aber in einer ſolchen Geſellſchaft auſserordentlich gut ſeyn müſſe, und daſs ſchon in einer ſolchen Verbindung ſelbſt die mehreſten Quellen der Glückſeligkeit liegen; wer wird daran zweifeln können? Wenn alle Menſchen in dieſer Welt gleich tugendhafte Geſinnungen hegten; wenn ſie eine allgemeine Liebe zu ihrer allerſeitigen Glückſeligkeit zuſammen knüpfte, und jeder darinne eine Freude fände. das Vergnügen des andern zu befördern; was fehlte alsdann noch daran, dieſe Erde zu einem Paradieſe zu machen? Wir ſehen alſo ſehr gut. wie aus einer ſolchen tugendhaften Verbindung ſchon allein eine groſse Glückſeligkeit entſpringen könne; wer weiſs aber, was Gott ſonſten noch für Anſtalten getroffen hat, um unſere völlige Beſtimmung zu erfüllen?

Wir würden uns aber dennoch eine unrichtige Vorſtellung von dem Reiche Gottes machen, wenn wir uns einbilden wollten, daſs ein jeder, der in der Welt nach Kraften tugendhaft gelebt hat, auch ſogleich unmittelbar nach ſeinem Tode zu dem vollen Beſitz des höchſten Guts gelangen ſollte. Eine ſolche Anſtalt würde der Weisheit Gottes nicht entſprechen. Denn eine ganz vollkommne Glückſeligkeit kann uns nur alsdann zu Theil werden, wenn wir ganz vollkommen tugendhaft ſind. Kein Menſch aber, der dieſe Welt verläſst, kann ſich einer ganz vollkommnen Tugend rühmen. Wir werden uns daher in dem Reiche Gottes nur dem Beſitze des höchſten Guts mehr nähern können; wir werden dort noch ein ausgebreitet eres Feld für unſre Tugend finden, und durch dieſelbe werden wir eines höhern Grades theilhaftig werden. Es iſt uns dort zum Steigen und Wachſen eine Ewigkeit angewieſen. Tugend und Glückſeligkeit ſollen da zuſammen in Vereinigung gedeihen. So hoch unſre Tugend ſteigt, ſo hoch ſoll auch unſre Glückſeligkeit wachſen. Hier ſind oft beide noch getrennt, aber dort ſind ſie unzertrennlich mit einander verbunden. Wer dort nicht tugendhaft iſt, kann gar nicht glücklich ſeyn.

Dort iſt ein unendlicher Raum für immer gröſsere Tugend, eine unendliche Reihe immer reinerer und gröſserer Seligkeiten. Dieſs iſt der wahre Begriff, den uns Chriſtus und ſeine Schüler von dem Reiche Gottes und von dem darinn zu erwartenden höchſten Gute geben, worauf uns das Chriſtenthum allenthalben verweiſet, und wovon es uns die gröſste Gewiſsheit verſpricht.

Jetzt laſſet uns nur noch mit wenigem unterſuchen, ob die Vernunft eine ſolche Lehre billigen müſſe, oder ob ſie dem Menſchen etwas anzuweiſen im Stande ſey, das ihm mehr Befriedigung gewährt, ob ſie gegen die Wahrheit dieſer Hoffnungen etwas beträchtliches einzuwenden habe, oder ob ſie gar die Nichtigkeit ſolcher religiöſen Erwartungen darthun könne.

War Chriſtus von Gott geſandt, um die Menchen aufzuklären, und ihre Einſicht über Pflicht, Zukunft und Beſtimmung ſo zu erweitern, daſs ſie ſchon in dieſer Welt jene Seelenruhe genieſsen könnten, die nur äuſserſt Wenige ohne Glauben an eine höhere Gnade erwerben; ſo können wir ſchon im voraus abnehmen, daſs ſeine Lehren mit den Ausſprüchen einer wohl geleiteten Vernunft zuſammen ſtimmen müſſen. Denn er war auch mit Vernunft in die Welt gekommen, und wirkte durch dieſe Vernunft auf die Vernunft ſeiner Mitmenſchen. Wenn wir diejenigen Kenntniſſe, die wir der Offenbarung verdanken, einſtweilen vergeſſen, den Fall annehmen, als habe die Gottheit dem menſchlichen Geſchlechte den Troſt einer übernatürlichen Eröffnung verſagt, und uns bloſs an unſre eigene Denkkraft wenden, ſo finden wir, daſs ſie über das höchſte Gut des Menſchen ganz dieſelben Grundſätze aufſtellt, welche Chriſtus verbreitet hat. Das erſte und höchſte für unſre Vernunft iſt Tugend; jeder ſtrebe zunächſt, ſo ſagt ſie, durch ſeinen freyen Willen eine Welt wirklich zu machen, in welcher keine Sünde mehr iſt, eine Welt, welche zur Ehre der vernünftigen Weſen und zur Verherrlichung Gottes gereiche; bey dieſem Streben habe jeder Vertrauen auf dieſen Gott, und ſehe in gläubiger Hoffnung einer Zukunft entgegen, die ihn in der Maaſse beſeligt, wie er der Glückſeligkeit würdig iſt. Zwar liegen Gottheit und Zukunft ganz auſser dem Geſichtskreiſe der Vernunft; ſie muſs geſtehen, daſs ihr durch ſie ſelbſt alle Ausſicht auf Erkenntniſs jener Gegenſtände verſchloſſen iſt. Allein die Verpflichtung des Menſchen zur Tugend iſt in dem Bewuſstſeyn eines jeden ſo feſt gegründet, und hängt ſo innig mit den Gedanken von Gott und Beſtimmung zuſammen, daſs die Vernunft ſich ſelbſt verleugnen müſste, wenn ſie ſich ohne Gott und Beſtimmung denken wollte. Sie zeigt den Zweiflern und Leugnern die Schwäche ihrer Waffen, indem ſie ihnen die Grenzen aller menſchlichen Erkenntniſs zeigt, und gleichſam die letzten Worte, die ſie der Menſchheit zuruft, und damit die Lehren einer *natürlichen* Weisheit beendigt, ſind dieſelben, welche der erhabne Geſandte Gottes ausſprach: *Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch das andre alles zufallen*; ſeyd gute Menſchen, hofft auf Gott, und ihr werdet ſelig.

Wie hätte auch der heilige und weiſe Gott Grundſätze für das Leben und Verhalten der Menſchen offenbaren, wie ihnen Hofnungen zumuthen können, welche ihrer Vernunft, die ihnen das Oberſte iſt, widerſprächen? Dieſs wäre der ſicherſte Beweis der Nichtigkeit einer Offenbarung. Nein, Chriſten, wenn euer Glaube Würde haben ſoll, ſo erniedrigt euch nie zur Annahme von blinden Satzungen, die eurer Vernunft Hohn ſprechen. Hat euch Gott die Gnade des Glaubens gegeben, ſo thut dieſem Gotte die Ehre, und ſucht in ſeinen Offenbarungen die reinſte Vernunft; trachtet ihr wirklich mit Lauterkeit des Herzens nach ſeinem Reiche, ſo glaubt nur, daſs in dieſem Reiche die höchſte und vollkommenſte Vernunft herrſcht.

II.

Über die Beſſerung des Menſchen durch Unglück;

eine moraliſch - religiöſe Betrachtung zur Berichtigung herrſchender Vorurtheile.

Viele haben von dem Einfluſſe verſchuldeten Unglücks auf die ſittliche Beſſerung laſterhafter oder verirrter Menſchen eine ungemein groſse Idee. Sie verwechſeln dabey zwey ſehr verſchiedene

Fragen, jene: ob ſolches Unglück dieſen Einfluſs haben *ſolle*, und die: ob es ihn in der wirklichen Welt auch zu haben *pflege*? Die erſte wird von der Moral ohne Anſtand bejahend beantwortet. Die Entſcheidung über die *zweyte* müſſen wir der Erfahrung abfordern.

Die gemeine Sprache drückt das Reſultat der Erfahrung ſehr treffend und beſtimmt aus, wenn ſie ſagt: durch Schaden wird man *klug*. *Klugheit* und *Güte* ſind aber zwey ſehr verſchiedene Dinge. Ich will in gegenwärtiger Betrachtung *erſtlich* darthun, daſs die meiſten Menſchen durch ungünſtige Schickſale, deren Urheber ſie ſelbſt ſind, nur auf ihren Vortheil aufmerkſamer, die wenigſten wahrhaft beſſer werden, *zweytens* die Urſache davon zeigen, *drittens* Grundſätze aufſtellen, nach welchen Menſchen, die durch ihre eigne Schuld ein unglückliches Loos traf, einen für ihre Moralität heilſamen Gebrauch davon machen müſſen, *endlich* die Pflichten andrer Menſchen gegen ſolche Unglückliche entwickeln.

Gehen wir die Laſter durch, ſo iſt keines, welches dem Menſchen nicht Unglück zuziehen könnte. Der Ehrſüchtige kann alle ſeine Plane ſcheitern ſehen, der Hochmüthige durch Feindſchaft geſtürzt werden, der Wollüſtling in unheilbare Krankheiten verfallen, der Verſchwender an den Bettelſtab kommen, der Geitzige durch ſeinen Geitz anſehnliche Verluſte erleiden und nur ſchlafloſe Nächte haben, der Verleumder in beſtändige Miſshelligkeiten verwickelt, und ein Gegenſtand allgemeiner Verachtung werden. Sehen wir in der wirklichen Welt umher, welche täglich ſolche Beyſpiele darbiethet, und unterſuchen, ob viele, die den Laſtern ergeben ſind, durch traurige Folgen derſelben beſſer werden, ſo zeigt ſich alles anders. Sie würden dann *beſſer*, wenn ſie ihr Miſsgeſchick aufmerkſam auf ihre Pflicht und die Würde der Menſchheit in ihnen ſelbſt und in allen ihren Brüdern machte, wenn es ſie beſtimmte, ihrem moraliſchen Gefühle Stärke und Freyheit zu geben, und dem Laſter, welches ſie entweiht hat, für immer zu entſagen, *weil Laſter Laſter iſt und ſie herabwürdigt;* dann könnte man ſagen, ſie ſeyen durch den Einfluſs der unangenehmen Gefühle veredelt worden. Allein weit entfernt, daſs dieſs bey Vielen der Fall ſeyn ſollte, iſt es ſehr offenbar, daſs nur einige wenige Edlere von den Folgen ihrer Laſter einen ſolchen Gebrauch machen, die meiſten dadurch verſchlimmert werden. Viele macht das Unglück nur noch tiefer ſinken. Verzweiflung kettet ſie nur noch feſter an ihr Laſter, oder reiſst ſie in den Untergang fort. Mag wohl das Herz vieler Wollüſtlinge, wenn auch noch ſo ſehr geſtraft durch die

Folgen des Laſters, zu reiner Liebe übergehen? ich zweiſle ſehr; eben ſo wenig glaube ich, daſs irgend ein Geitziger auch durch den anſehnlichſten Verluſt ſeines Vermögens, den ſeine Leidenſchaft nach ſich zog, zu einer richtigen, von reinſittlichen Beweggründen abhängigen Würdigung des Geldes gelange. Die Meiſten ſinken unter ſolchen Umſtänden an *Moralität*. Zwar werden viele *klüger*; Verſchwender ſparſam, Unmäſsige mäſsig, Ehrſüchtige anſpruchlos: allein da ſie es bloſs aus Furcht und wegen ihres Vortheils thun, ſo iſt ihre *ſcheinbare* Beſſerung wahre *Verſchlimmerung*. Denn wer wird leugnen, daſs ein Menſch ſich *verſchlimmere*, wenn er ſich die Fertigkeit gibt, *wegen Furcht und Schadens* Handlungen hervorzubringen, die er *aus reinem Gefühle der Pflicht* hervorbringen ſollte? Wer leugnen, daſs die Verſchlimmerung in dem Maaſse fortſchreite, als er jene Fertigkeit erhöht, und immerfort bloſs aus ſo niedern Beweggründen ſeinem ſonſtigen Laſter entſagt? Verachtenswerth iſt eine Keuſchheit, zu welcher ein Wollüſtling etwa bloſs wegen einer erlittenen Krankheit übergeht, verachtungswerth eine Mäſsigkeit, die von gleichen Urſachen abhängt, verachtenswerth überhaupt jede ſolche *ſcheinbare Tugend* (bloſs eine *äuſsere* Pflichtgemäſsheit).

Allein eine groſse Menge von Menſchen wird nicht einmahl *klug*. Nicht zu gedenken, daſs auch ein verſchuldetes Unglück die meiſten Menſchen unzufrieden mit der Vorſehung macht, und eine geheime ſchleichende Zweifelſucht gegen alle Moralität erregt, ſo hat gewöhnlich das Miſsgeſchick der Menſchen, wenn ſie es auch ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben, noch mehrere andre traurige Folgen. Unglück beſtimmt den Menſchen nur zu oft, unſittliche Mittel zu ſuchen, es zu vergeſſen.

Wem ſind nicht aus der Erfahrung zahlloſe Beyſpiele von Menſchen bekannt, die, durch ihre Laſter in ein trauriges Loos verſetzt, ſich zu Trunkenbolden herabwürdigten? Wie mancher Ehrſüchtige, deſſen Plane geſcheitert waren, wie mancher Verſchwender, der ſich der Dürftigkeit Preis gegeben hatte, wie mancher Geitzige, der um den gröſsten Theil des Seinigen gekommen war, verſank aus dem Laſter, welches ihn unglücklich gemacht hatte, in das Laſter der Vergeſſenheit! Unterſcheiden wir indeſſen unter dieſen diejenigen, welche die Qualen der Reue zu dieſem Laſter hindrängten, und andre, welche dadurch nichts als Vergeſſung des Verluſts eines ihnen über alles theuren ſinnlichen und ſelbſtiſchen Genuſſes, oder mit andern Worten, welche ſtatt eines unſittlichen Genuſſes einen noch unſittlichern ſuchten. Jene verdienen Mitleid und ſind der Beſſerung fähig, dieſe ſind aller Erbarmung unwürdig. Wie manchen ſtürzte der troſtloſe Erfolg einer zügelloſen und unbeſonnenen Verliebtheit in die Verzweiflung! er wurde ein Raub der Wolluſt, durch deren niedrige Freuden er den Gedanken an ſeine unglückliche Liebe vernichten zu können glaubte; andre, die in demſelben Falle waren, ſuchten das Ende ihrer Leiden in dem Selbſtmorde und der Vernichtung. —

Und ſo wie alles Unglück bey der gröſsern Menge der Menſchen Neid und Menſchenhaſs bewirkt, ſo auch jenes, welches Laſter als Folge nach ſich ziehen. Zahlloſe Beyſpiele für dieſe Bemerkung biethet die Erfahrung dar, und ſie ſind um ſo niederſchlagender, da wahre Menſchenfreundlichkeit in der Welt ſo ſelten iſt. Der ausgemergelte Wollüſtling neidet jeden um ſeine Geſundheit und Stärke, miſshandelt ſein Weib und alle Menſchen, die von ihm abhängen, nicht zu gedenken, daſs ſeine üble Laune ihn aller Wohlthätigkeit unfähig macht.

Glaubt man vielleicht, laſterhafte Leidenſchaften werden in der Mehrheit der Menſchen durch ihren unglücklichen Einfluſs auf Geſundheit und Wohl ausgerottet? — Groſser Irrthum! ſie werden es nur bey den wenigſten, und auch bey dieſen iſt es ungewiſs, ob ſie nicht vielmehr verheimlicht als unterdrückt werden.

Ich erläutre dieſs durch eine pädagogiſche Bemerkung. Mehrere menſchenfreundliche Erzieher unſrer Zeit ſind bemüht geweſen, die zweckmäſsigſten Mittel zu erforſchen, um die Jugend beyderley Geſchlechts vor Ausſchweifungen der Wolluſt und früher Entnervung zu ſichern. So wenig man das Verdienſtliche ihrer Bemerkungen verkennen kann, ſo iſt es doch offenbar, daſs die meiſten von ihnen eine zu allgemeine und zu entſcheidende Wirkung von der Darſtellung der *körperlichen* Leiden erwartet, welche ſo oft die Folgen einer zügelloſen Lebensart ſind. Gemählde dieſer

Art wirken freylich für den Augenblick mächtig und tief auf die Seelen; allein ihre Kraft und beynahe alles Andenken an ſie verſchwindet, wenn die Leidenſchaft mit vollem Feuer erwacht, und durch den Anblick reitzender Geſtalten noch mehr entflammt wird. Mancher Jüngling iſt nur eben der nahen Gefahr entronnen, ein Opfer der Verirrungen ſeiner Geſchlechtsluſt zu werden, und ſchon eilt er, ohne Hinſicht auf Schmerzen und Untergang, von neuem auf jene verführeriſchen Wege, die ihn an den Rand des Grabes geführt hatten *).

---

*) *Geſetzt auch eine und die andre Perſon würde durch Gründe jener Art in den Schranken der Keuſchheit gehalten, ſo iſt doch ihre Enthaltſamkeit eben deſshalb von keinem ſittlichen Werthe, weil ſie aus einer bloſs eigennützigen Triebfeder, der Furcht vor Schmerzen und Schwäche des Körpers, entſpringt. Sie iſt keine Tugend, ſondern nur eine kluge*

Es iſt daher ein thörichter Wahn gewiſſer Eltern und Erzieher, wenn ſie werdende Jünglinge in Lazarethe führen, und ſie durch den gräſslichen Anblick von Kranken, deren Geſundheit die Wolluſt zerſtörte, vor Ausſchweifungen zu ſichern glauben. So ſehr auch dieſe Bilder, wenn ſie den Sinnen gegenwärtig ſind, erſchüttern, ſo werden ſie doch bald genug verdunkelt, wenn ſie in die Phantaſie übergegangen ſind, oder, wenn ſie ja mit Lebhaftigkeit fortdauern, ſo halten ihrer Wirkung die Bilder ſo vieler Menſchen das Gleichgewicht, welche bey ihren Ausſchweifungen der vollkommenſten Geſundheit genieſsen.

Beherzigung ſeines eignen Vortheils. Ein keuſcher Menſch, der es aus ſolchen Gründen iſt, kann ſeinen verborgnen Lüſten und Gefühlen nach laſterhafter ſeyn, als ein Ausſchweifender.

Die Urſache, warum verſchuldetes Unglück ſo Wenige beſſert, haben wir nicht weit zu ſuchen. Die Furcht vor den Folgen des Laſters ſoll nicht die *Triebfeder* ſeyn; sie ſoll nur *Veranlaſſung* des Uebergewichts und Sieges der Pflicht werden. Aber zwiſchen jenen Folgen und der Pflicht iſt kein ſolcher Zuſammenhang, daſs ſie mit Wahrſcheinlichkeit als Urſachen der *Beſſerung* angenommen werden könnten; nur *Witzigung* des Verunglückten kann man durch ſie vorausſetzen. Sollten die Folgen den Uebergang zur Beſſerung veranlaſſen, ſo müſsten ſie den Laſterhaften zur Erkenntniſs der Schändlichkeit ſeines Laſters bringen, und in ſeiner Seele das Gefühl des Abſcheus und der Verachtung deſſelben erregen. Dieſs wäre nur dadurch möglich, daſs die dem Laſter entgegenſtehende Pflicht lebhaft vergegenwärtigt, und ein Intereſſe dafür begründet würde, welches das Intereſſe des Laſters aufhübe; *dieſs* könnte nur dadurch geſchehen, daſs die ſittlichen Geſetze nach ihrer ganzen Strenge vorgeſtellt würden, das Bewuſstſeyn der Würde der Menſchheit rein und ſtark erwachte, und der Wille Energie bekäme, um die Fertigkeit zum Laſter zu überwinden. Offenbar müſste hier ein äuſserſt hoher Grad von ſittlicher Bildung ſchon da ſeyn; wie wenig Menſchen aber ſind damit begabt? Die ſogenannte *Tugend* der Meiſten iſt nichts als *Klugheit*, von einem reinen und alle Hinderniſſe beſiegenden moraliſchen Gefühle haben nur Wenige eine Idee. Das Reſultat liegt am Tage, daſs nämlich die meiſten Menſchen durch verſchuldetes Unglück nicht *gebeſſert* werden.

Die Thatſache, daſs viele durch die unglücklichen Folgen ihrer Laſter ſogar *verſchlimmert* werden, hat ihren Grund: 1) *In Unlauterkeit und Schwäche des moraliſchen Pflichtgefühls; in der Beſchränkung, Stumpfheit und Mattigkeit des Gewiſſens;* dieſe hat unter andern auch die

Wirkung, daſs Menſchen an der Wahrheit der ſittlichen Geſetze zweifeln können, wie wir es oft bey den verunglückten Laſterhaften finden. Für Menſchen, welche ein lebendiges, immer wirkſames und energiſches Bewuſstſeyn der ſittlichen Geſetze beſitzen, iſt ein *Zweifel* ſolcher Art nicht möglich. — Ferner iſt es nur durch jene moraliſche Verwilderung begreiflich: 1) daſs Laſterhafte, welche ihrem Laſter wegen erlittener Folgen entſagen, ſich, um ihr Unglück zu vergeſſen, einem andern Laſter Preis geben. Sie folgen hierbey bloſs dem Antriebe ihrer Sinnlichkeit, welche dem Schmerze auf alle mögliche Weiſe ausweicht, geſetzt auch, es müſsten *Pflichten* aufgeopfert werden. Ein Menſch von vollſtändigem und ſtarkem Pflichtgefühl wird eher ſeine Leiden ertragen, als ſie um den Preis einer Pflicht unterdrücken; 2) daſs ſie *neidiſch* werden; ihr Neid geht vorzüglich auf ſolche Menſchen, welche demſelben Laſter ergeben und glücklich ſind.

Aller Neid verträgt ſich mit einer feſten Moralität nicht, folgt jederzeit aus Schwäche des ſittlichen Gefühls und Bösartigkeit des Herzens; 3) daſs ſie *menſchenfeindlich* werden; dieſs iſt beſonders bey verunglückten Wollüſtlingen ein gewöhnlicher Fall. Wer ſich unfähig gemacht hat, das Geſchlecht der Menſchen fortzupflanzen, pflegt gewöhnlich die Menſchen zu haſſen. Und der geſtürzte Ehrſüchtige haſst in der Regel alle die, welche Glück machen. II) *In der Unlauterkeit und Schwäche der religiöſen Geſinnung.* Viele Menſchen ſind ſo vermeſſen und zügellos in ihren Anſprüchen, daſs ſie ſich *ſelbſt dann* Unrecht gethan glauben, wenn ihre *ſittenloſen* Handlungen unangenehme Folgen nach ſich ziehen, die ſie verdient haben, ſie wagen es entweder, die Vorſehung anzuklagen, oder verlieren ſich in Zweifeln gegen die Wahrheit derſelben. Sie wollen ſündigen und dabey glücklich ſeyn. Es liegt nur zu ſehr am Tage, daſs ſie von dem Guten und dem Böſen keine wahren und richtigen Vorſtellungen haben, eben ſo wenig wahre und richtige Vorſtellungen von der Heiligkeit, Geſetzgebung, und Regierung Gottes. Hätten ſie dieſe, ſo würden ſie ihr Unglück nur für wohlverdientes Loos halten, und von der Gottheit nicht fordern, daſs ſie den Laſterhaften glücklich mache. —

Allein wie bringt man, frage ich nun, unglückliche Laſterhafte zur Beſſerung? Giebt es Grundſätze, die ſolche Perſonen zu befolgen fähig ſind, um ſich durch die Folgen ihres Laſters wahrhaft zu veredeln. Von Menſchen, in denen das Gewiſſen ganz ſchläft, iſt hier nicht die Rede, ſondern von ſolchen, deren Pflichtgefühl wacht, und denen ihre ſittlichen Verhältniſſe gegenwärtig ſind, und dieſe werden gewiſs durch ihr eignes Herz angetrieben, von jedem Miſsgeſchicke, welches ihnen moraliſche Fehltritte zuzogen, einen heilſamen Gebrauch für ihre Beſſerung zu machen. Die Vorſtellung der unſeligen Folgen ihrer Unſittlichkeit wird bey ihnen nicht etwa *Triebfeder* der Umänderung ihres Wandels; allein ſie weckt ihr Nachdenken und führt ſie zur Einſicht und dem lebendigen Gefühle der Schändlichkeit ihres Laſters, *auch ohne alle Hinſicht auf den Einfluſs deſſelben auf Glück und Elend.* Sind wir durch ein Laſter um einen Theil unſers Wohls gekommen, ſo wird wenigſtens für die erſten Zeitpunkte darauf das Intereſſe an ihm unterdrückt, und eben dadurch werden wir um ſo fähiger, es in ſeiner wahren Geſtalt zu betrachten. Weggerechnet alles Vergnügen, welches wir vormals daran fanden, fragen wir unbefangen uns ſelbſt: ob wir als Sklaven der Immoralität unſrer eignen Achtung und der Achtung unſrer Mitmenſchen werth ſind, ob wir im Zuſtande einer ſolchen Erniedrigung innerlich eins mit uns ſelbſt ſind, oder ob nicht dadurch die Harmonie zerriſſen wird, in welcher die Kräfte unſers Geiſtes und Herzens ſtehen ſollen, ob wir, wenn wir uns in der Einſamkeit ſelbſt überlaſſen ſind, mit Ruhe und Frohſinn bey unſerm eignen Anblicke verweilen können, oder ob wir nicht betroffen von Schaam und Selbſtverdammung vor uns zurückbeben müſſen. — Jener Elende, deſſen Seele von Neid und Verleumdung beherrſcht wird, ſieht ſich durch die Folgen dieſer Laſter freundlos und von allen beſſern Menſchen verachtet, niedergedrückt von dem vollen Gefühle ſeiner unedlen Charakterzüge, zieht er ſich von der Welt zurück, und ſein Gewiſſen hält ihm den Spiegel vor, der ſeine menſchenfeindliche Geſinnung mit treffenden und ſtarken Farben darſtellt. Wie, fragt er ſich, wenn du dieſes Herz in ſeiner wahren Geſtalt deinen Mitbrüdern vorlegteſt, würdeſt du ohne Beſchämung vor ihnen erſcheinen können, und würde dich nicht ihr einſtimmiges Urtheil verdammen müſſen? Geſetzt auch, deine Geſinnung machte dich irrdiſch glücklich, bekämſt du dadurch

Anſpruch auf Achtung? Nimmermehr, antwortet eine Stimme in ſeinem Innern, jene niedrigen Leidenſchaften bleiben verachtenswürdig, und wenn ſie uns auch zu dem glänzendesten Glücke der Welt führten; eben darum ſcheuen ſie das Licht, und verbergen ſich in den Tiefen der Seele, die ſie herabgewürdigt haben.

Menſchen, welche ihr moraliſches Gefühl nicht ganz unterdrückt haben, dürfen ihre Laſter nur in ihrer ganzen Unſittlichkeit anerkennen, um den ernſten Entſchluſs zu faſſen, die Feſſeln derſelben abzuwerfen. Wenn alſo die unglücklichen Folgen davon, gehörig benutzt, zur Selbſterkenntniſs führen, ſo folgt auch der Uebergang zur Reue. Die wahre herzliche Reue beruht nicht auf der Vorſtellung der Leiden, die aus einem Laſter für uns entſprangen, oder der Furcht vor künftigen ähnlichen, ſondern auf der innigen Ueberzeugung, daſs der Menſch ſich dadurch entehrt, in ſeinen eignen Augen und den Augen aller ſeiner vernünftigen Mitweſen den Anſpruch auf Achtung verwirkt, zu dem er als ein ſittliches, zur Tugend beſtimmtes Weſen berechtigt iſt. Wer von einem Unglücke, welches ihm ein Laſter zuzog, einen würdigen und auf ſeine Beſſerung abzielenden Gebrauch macht, weckt jene allein ächte Reue in ſich, biethet ſeine ganze Kraft auf, damit die reine Idee der Pflicht ſeinen Willen beſtimme, und nicht etwa das Andenken an erlittene ſchmerzhafte Gefühle eine nothgedrungene und im Grunde nur *ſcheinbare* Beſſerung hervorbringe. Dieſe Reue hat denn auch Feſtigkeit, während jene falſche Reue, die nur eine Wirkung der Klugheit iſt, bald genug verſchwindet, wenn ſtarke und verführeriſche Eindrücke auf die Sinnlichkeit wirken.

Es iſt in der That nicht etwas Leichtes, dieſe *rein-ſittliche* Reue in ſich zu wecken und zu unterhalten, wenn man durch irgend ein Laſter unglücklich ward. Die Furcht vor ähnlichen Folgen iſt immer bereit, die Geſinnung zu verunedlen. Allein eben dieſs iſt ein unſchätzbarer Vortheil, welchen Menſchen von verſchuldeten Leiden ziehen können, daſs ſie ihr moraliſches Gefühl, mit Ueberwindung aller Hinderniſſe, reinigen, und mit geläutertem Herzen aus dem Unglücke hervorgehen.

Es kann nicht fehlen, daſs ein unglücklich gewordener Laſterhafter, den ſein ſelbſt verſchuldetes Loos zu einer ſolchen Erkenntniſs und Bereuung ſeines Laſters gebracht hat, nicht zugleich an moraliſcher Stärke gewinnen ſollte, um nicht nur den Reitzen derjenigen unſittlichen Neigung zu widerſtehen, die ihn unglücklich machte, ſondern um überhaupt jeder ſeiner Pflichten mit Aufopferung treu zu bleiben. So gewiſs es auch iſt, daſs die Moraliſch-Schwachen in der wirklichen

Welt die Mehrheit ausmachen, ſo muſs man dennoch zugeſtehen, daſs jeder Menſch ſich zur moraliſchen Stärke erheben könnte, wenn er nur ſeinem Pflichtgefühle die gröſste mögliche Reinheit und Innigkeit ertheilte. In dem Verhältniſſe, in welchem wir Geſetz und Pflicht ſchärfen, beſtimmter, und lebendiger vorſtellen, wachſen wir unausbleiblich an Kraft; wer zu ſchwach zur Tugend iſt, hat die Tugend in ihrer liebenswürdigen Geſtalt noch gar nicht geſehen *), oder ſich ihr Bild nicht tief genug eingeprägt.

---

*) *Könnten wir, ſagen mehrere alte Schriftſteller: die Tugend vor Augen ſehen, ſo würden wir von Liebe zu ihr hingeriſſen werden. Es liegt in dieſem Ausſpruche der ſehr wahre Sinn, daſs man das ſittlich Gute nur zu kennen braucht, um der gröſseſten Kraftanſtrengung und Aufopferung dafür fähig zu ſeyn.*

Und bedarf es wohl noch eines beſondern Erweiſses, daſs Menſchen, die ſich durch Unſittlichkeit in traurige Schickſale ſtürzten, von dieſen aber jenen für ihre ſittliche Vervollkommnung höchſt wirkſamen Gebrauch machten, den ich eben geſchildert habe, daſs ſolchen die ſittliche Ordnung immer gegenwärtiget wird. Ihre verſchuldeten Leiden müſſen ſie lebhaft und ſtark daran erinnern, daſs der Urheber der Sittlichkeit und der Natur, die Welt ſeiner vernünftigen Weſen, nach unwandelbaren Geſetzen der Gerechtigkeit regiert, und daſs er Tugend und Glückſeligkeit, Laſter und Elend gegen einander abwägt. So gewinnen ſie an wahrer Religion, die nichts anders iſt, als die freyerworbene Fertigkeit, Willen, Geſetz, Recht und Pflicht auf ein heiliges allmächtiges und allwiſſendes Urweſen zu beziehen, und von dieſem mit feſtem Glauben zu erwarten, daſs es den ganzen Lauf der Weltbegebenheiten nach moraliſchen Geſetzen anordnen, und den vollkommenſten Plan realiſiren werde, den die höchſte Vernunft für eine Welt entwerfen kann, in der die vernünftigen Weſen Zwecke an ſich ſind. Jener Wollüſtling hat durch Verführung der Unſchuld einen Selbſtmord veranlaſst, der Gedanke ſeiner That, und das Bewuſstſeyn ſeines ganzen Laſters empört ſein Innerſtes; er gäbe gern ſein Leben hin, wenn er die Handlung dadurch vernichten könnte, er ermannt ſich, wirft das Joch ſeines Laſters von ſich, aber das unglückliche Opfer ſeiner Leidenſchaft ſchwebt ihm immer vor, ſein Gewiſſen ſpricht ihm unabläſsig ſeine Verdammung entgegen, und ſein gepeinigtes Herz fühlt in dieſen Quaalen nur die Vorbothen eines höhern Gerichts, dem kein Sterblicher entgehen kann. Sey er unglücklich, er iſt doch beſſer, ſein Miſsgeſchick hat ihn veredelt, hat ihn der Religion zurückgegeben, der er untreu geworden war.

Ich könnte noch mehrere Grundſätze über die Benutzung verſchuldeten Unglücks zu unſrer Beſferung aufſtellen, könnte zeigen, daſs wir uns dadurch in der Beſcheidenheit, der Demuth, und der Duldſamkeit befeſtigen, uns die Ueberzeugung eigen machen können, daſs nichts in der Welt bleibenden Werth hat, als allein moraliſche Güte, und daſs nichts uns für den Verluſt eines ruhigen Gewiſſens Erſatz giebt. Allein trüge ich mich nicht, ſo liegt nach den Ideen, von denen ich ausgieng, alles dieſes am Tage, und es bleibt mir nur übrig, kürzlich von den Pflichten zu ſprechen, welche die Mitmenſchen gegen Perſonen haben, die durch Unſittlichkeit in ihrem Glücke geſtöhrt wurden.

Die Gleichgültigkeit, welche die meiſten Menſchen gegen geſunkene oder verirrte Brüder hegen, iſt unverantwortlich, und empörend die Verachtung und der Spott, den ſie ſich erlauben, wenn ſie ſich durch Laſter oder Fehltritte Unglück zuziehen. Es iſt nur zu gewiſs, daſs der Menſch den Menſchen gewöhnlich nur als ein Mittel ſeines Vergnügens und ſeines Vortheils betrachtet, übrigens aber darüber ganz unbekümmert iſt, wiefern er die ſittliche Cultur deſſelben und ſeine eigne durch ihn befördern könne. Wo findet man, daſs ſich beſſere Menſchen an den Laſterhaften anſchlieſsen, ſein Vertrauen zu gewinnen, und ihn zu retten ſuchen! Man macht ihn zum Gegenſtande liebloſer Geſpräche, und überläſst ihn ſeinem Schickſale. Millionen Laſterhafte könnten der Tugend wiedergegeben werden, wenn es viele edlere Seelen gäbe, welche Sinn für die hohe Freude hätten, ſich Verdienſte um das Herz ihrer Mitweſen zu erwerben. Und ſollte es denn ſo ſchwer ſeyn, dem Intereſſe für Tugend im Gemüthe eines nicht ganz Verſtockten, das Uebergewicht über das Laſter zu geben? Sollten nicht Freundſchaft und Liebe die aufgelöſsten Bande auch der ſchwerſten Pflichten wieder knüpfen können. Allein wo iſt jetzt noch wahre Freundſchaft und reine Liebe des Menſchen zu dem Menſchen! Beynahe ganz ſind ſie verſchwunden, und an ihre Stelle iſt nichtsſagende Artigkeit, raffinirter eigennütziger Umgang getreten. Die Geſellſchaft, durch welche wir gegenſeitig an unſerm Herzen, unſerm Verſtande, und Geſchmacke arbeiten könnten, iſt beynahe ausſchlieſsend dem Luxus und zeitverderbenden Unterhaltungen gewidmet, kaum daſs noch Geſpräche geduldet werden, in welchen man Moralität und Religion mit Ernſt behandelt. Der ehrwürdige *Gellert* wünſcht ſich in einem ſeiner geiſtlichen Lieder *), als das ſchönſte Beſtandtheil der Seligkeit in einer andern Welt, *das Bewuſstſeyn, Seelen gerettet zu haben.* Möchte es doch Viele geben, die dieſe Empfindung mit ihm theilten, es würde dann des Laſters und des Unglücks in dieſer Welt weniger ſeyn.

---

*) *Ich meyne jenes: Nach einer Prüfung kurzer Tage u. ſ. w.*

III.

Über die Pflichten gegen verstorbene Freunde;

eine geiſtliche Rede über einen Text aus den Schriften der Frau von Lambert.

„Quelques perſonnes croient qu'il n'y a plus de
„devoirs a remplir au de là du tombeau; très-
„peu ſavent être amis des morts. Quoique la plus
„magnifique pompe funèbre ſoit les larmes et la
„douleur de nos amis; et que la plus honorable
„ſépulture ſoit dans leurs coeurs; cependant il ne
„faut pas croire que les larmes, que vous répandez

„par ſenſibilité, quelquefois par retour ſur vous-même,
„vous acquittent envers eux; vous devez à
„leur nom, à leur gloire, et à leur famille; ils
„doivent vivre dans votre coeur par les ſentimens,
„dans votre mémoire par le ſouvenir, dans votre
„bouche par des éloges, et dans votre conduite par
„l'imitation de leurs vertus."

(Sur l'amitié, Oeuvr. de Mad. de Lambert T. I.)

„Es giebt Perſonen, welche glauben, die Pflichten
„gegen unſre Mitmenſchen reichen nicht über
„das Grab hinaus, und nur ſehr wenige ſind einer
„Freundſchaft gegen die Todten fähig. Freylich
„ſind für einen Verſtorbenen die Thränen und der
„Jammer ſeiner Freunde die ſchönſte Todtenfeier,
„ſein ehrenvollſtes Begräbniſs in ihren Herzen.
„Allein glaubt nicht, daſs ihr durch die Thränen,
„die ihr aus Empfindſamkeit, vielleicht aus Rückſicht
„auf euren Vortheil vergieſst, aller Pflichten
„gegen ſie quitt werdet; ihr ſeyd ihrem Nahmen,

„ihrem Ruhme, ihrer Familie Pflichten ſchuldig. Sie „müſſen für euch nicht geſtorben ſeyn; ſie müſſen „leben, in eurem Herzen durch Gefühle, in eurem „Gedächtniſſe durch Erinnerung, in eurem Munde „durch Lobſprüche, in eurem Wandel durch „Nachahmung ihrer Tugenden.“

(Ueber die Freurdſchaft, im I. Th. der Werke der Frau von Lambert.)

Je mehr ſich Menſchen über das bloſse Intereſſe für die Nothwendigkeiten des thieriſchen Lebens und Wohlſeyns zum Gefühle höherer Bedürfniſſe erheben, um ſo weniger ſind ſie fähig, ihre Vorſtellungen, Wünſche und Hoffnungen auf die Gegenwart einzuſchränken, und ihr jetziges Daſeyn auſser dem Zuſammenhange mit einem künftigen zu denken. Die Sphäre der irdiſchen Welt wird ihnen in dem Maaſse zu klein, in welchem ihre Bildung fortſchreitet, und wenn dieſe einen beſondern Grad der Höhe erreicht hat, ſo findet hr Geiſt und ihr Herz volle Befriedigung nur in dem Gedanken einer unendlichen Fortdauer. Das irdiſche Leben hat dann für ſie nur inſofern Reitze, ls ſie mit ihm ein ideales Leben in der Zukunft urch Phantaſie und Hoffnung verbinden.

Allein nichts deſto weniger herrſcht in jedem dlern Menſchen zugleich ein ununterdrückbares erlangen, ſein Andenken auf der Erde, die er mit dem Tode verläſst, geſichert zu wiſſen, und in n Seelen eines Theils ſeiner Zeitgenoſſen, und, o möglich, auch der Nachwelt fortzuleben. Der edanke, daſs dieſelbe Zeit, welche unſre Lebensraft beſiegt, und uns dem Tode Preis giebt, ſich it unſern letzten Hauche an unſer Gedächtniſs endet, um es allmählig zu zerſtöhren, daſs ielleicht bald von unſerm Daſeyn auch die leiſeſte pur verſchwunden ſeyn wird, dieſer Gedanke t einer von denen, die nur ein Nichtswürdiger leichgültig ertragen kann, der allenfalls ſeine ganze Menſchheit gegen das Loos jedes vernunftloſen Thieres vertauſchte, wenn er nur dadurch an Wolluſt gewönne. Der wahre Menſch, der Menſch, wie er nach dem Plane der Natur ſeyn ſoll, wird nie ohne Wehmuth ahnden können, daſs ſein Leben auf der Erde ohne Nachklang verhalle, und keinen Eindruck zurücklaſſe; die Ausſicht einer gänzlichen Auflöſung aller Bande mit der Erde, wird ihm mit dem Gefühle ſeiner Würde unverträglich ſcheinen. Kein Wunder. Im Gemälde unſrer Natur iſt es einer der hervorſtechendſten, ſchönſten und reichſten Züge, daſs ſich an das Bewuſstſeyn unſers Selbſt, der Gedanke unſrer ganzen Gattung anſchlieſst, daſs wir, ſobald wir auch nur zu einer mäſsigen Reiſe unſrer ſittlichen Kraft und unſers Erkenntniſsvermögens gediehen ſind, unfähig werden, uns unſer Selbſt klar vorzuſtellen, ohne zugleich Hinſicht auf die Menſchheit zu nehmen, daſs uns, wir mögen nun mit dem hellen Gefühle

nſers Ich, *handeln*, oder unſer Nachdenken zur
rweiterung unſrer Selbſterkenntniſs auf unſre
atur richten, immer die Idee unſrer Gattung vor-
hwebt, und daſs unſre Handlungen und Erkennt-
iſſe nur dann unſre volle Billigung erhalten, wenn
ir von der allgemeinen Beyſtimmung aller unſrer
litweſen überzeugt ſeyn können. Der Gedanke
nſrer Gattung iſt der beſtändige Begleiter aller
nſrer edlern Beſtrebungen, Hoffnungen, Wün-
che und Gefühle. Welche vollkommnere Ge-
chlechter moraliſcher Weſen es auch in Welten
eben möge, zu denen uns der Tod überführt,
ie Menſchheit bleibt uns immer theuer, wir lie-
en die Erde, gleichſam als den Wohnplatz der
Jugendjahre unſres Daſeyns, wollen ſie und ihre Bewohner nie vergeſſen, fordern aber auch für uns, und
erwarten einen Platz in der Erinnerung der Nachwelt. Die Hoffnung iſt vermeſſen, (denn die Dauer
des Andenkens eines Menſchen hängt vom Zufalle
ab.) allein wenn ſie auch nur ein Traum iſt, ſo iſt ſie

doch gewiſs einer von jenen Träumen, die dem Herzen des Menſchen Ehre machen, eine Schwärmerey, die ſich mit einer menſchenfeindlichen, niedrigen Geſinnung nicht verträgt.

Wenn indeſſen auch *im Allgemeinen* der Wunſch, daſs die Zeit nicht jede Spur unſers Gedächtniſſes auf der Erde vertilge, nur ein Spiel der Phantaſie ſeyn ſollte, ſo hört er dennoch auf es zu ſeyn, wenn wir das gröſste Glück der Erde, das Glück einer wahren und feurigen Freundſchaft genieſsen. Möge die Stimme des Ruhms über unſrer Aſche verſtummen, mögen die Denkmäler unſrer Talente, unſrer Wiſſenſchaft und Kunſt Opfer der zerſtöhrenden Zeit werden, mögen die *allgemeinen* Zeugniſſe unſrer Rechtſchaffenheit und Pflichttreue nach und nach verſchwinden; die Ausſichten ſind traurig, aber ſie laſſen noch Troſt zu; — daſs wir aber, um mit einem groſsen

Dichter zu reden, *auch da verlöſchen und verſchwinden ſollten, wo wir den einzigen bleibenden Eindruck unſrer Gegenwart und unſers Daſeyns eigentliche volle Gewiſsheit fühlten*, daſs in den Seelen derer, die *uns* liebten, und die *wir* liebten, bald vielleicht auch kein Schatten eines fernern Andenkens an uns übrig ſeyn ſollte, dieſs empört das Innre jedes gefühlvollen Herzens, und ſcheint uns das troſtloſe Schickſal anzukündigen, daſs Alles, Alles uns nur geliehen, nichts wahrhaft unſer iſt, alles, auch das Edelſte und Heiligſte der Menſchheit, früher oder ſpäter ein Raub der Zeit und der Vernichtung wird.

Schwermuth iſt das Erbtheil des Weiſen, der mit freyem denkendem Blicke die Verhältniſſe des Menſchen überſieht; düſter umſchattet ſie ihn, wenn er die niederſchlagende Entdeckung macht, wie ſo ſchnell die Beſten ſeiner Brüder vergeſſen werden, wie ſo ganz das Grab ihrer Aſche meiſtens auch das Grab ihrer Freundſchaft iſt. Gern möcht' er es ſich verläugnen; aber die troſtloſe Wahrheit dringt ſich ihm überall auf, wohin er ſich wendet; ja er muſs es ſich ſelbſt mit tiefer Beſchämung geſtehen, daſs er leicht fähig iſt, die Flammen der edelſten, reinſten Neigung in kalte Gleichgültigkeit übergehen zu laſſen, ſo bald der Tod den Gegenſtand derſelben von ſeiner Seite riſs; ja daſs er wohl gar ein geheimes Intereſſe hegt, das Andenken geliebter Todten durch Kunſtgriffe aller Art zu verdunkeln, und durch Vergeſſen deſſelben eine Ruhe zu gewinnen, die in der That des Menſchen nicht würdig iſt.

Wir haben die Gründe dieſer liebloſen Stimmung nicht weit zu ſuchen: ſie liegen vorzüglich in unſerer Selbſtſucht, unſerer Gefühlloſigkeit für Vortrefflichkeit und wahren Werth, endlich auch in der Mattigkeit unſers Glaubens an

Fortdauer nach dem Tode *) und einer möglichen Wiedervereinigung in einer andern Welt.

---

*) *Wären wir von dieſem beſeelt, ſo würde das Schreckliche wegfallen, was für uns gewöhnlich mit der Vorſtellung verſtorbener, uns ehemals theurer Perſonen verknüpft iſt; wir würden der Gemüthsſtimmung jener Geliebten Hadads in Klopſtocks Meſſias fähig ſeyn:*

Hadad - - - - lieſs ſeine Geliebte,
Seine Geliebte, die ſchönſte der Töchter im Haine Bethurim.
Er entſchläft, und ſie weint nicht um ihn. Dieſs hatte ſie Hadad
Einſt in einer heiligen Stunde der Liebe geſchworen.
Ihrer und ſeiner Unſterblichkeit ſicher, vergaſs ſie der Zähren,
Aber ſie liebten ſich mehr, als ſonſt ſich Sterbliche lieben.

Meſſias, fünfter Geſang.

Bilden wir uns nicht ein, es ſey für Cultur und Glück der Menſchheit gleichgültig, ob wir unſre Empfindungen für Freundſchaft nur auf die Lebenden beſchränken. Nicht zu gedenken, daſs ein Gemüth zuverläſſig verunedelt werden muſs, wenn es ſich von einer Maxime beherrſchen läſst, die mit Gefühlloſigkeit für fremde Tugend verknüpft iſt; nicht zu gedenken, daſs alle Freundſchaft unendlich an Würde verliert, wenn der Tod der Grenzpunct auch der edelſten Neigung iſt, welche Menſchen einander widmen: es unterbleiben auch deſshalb gewiſs eine Menge der ſchönſten und liebenswürdigſten Thaten der Menſchlichkeit und theilnehmenden Fürſorge; zahlloſe Verlaſſene werden Opfer der Armuth und des Elends, denen ihre Retter nicht fehlen würden, wenn freundſchaftliche Bande, die ihre Aeltern geknüpft hatten, nach ihrem Tode auf ſie fortwirkten; mancher Thränenſtrom würde nicht geweint, wenn die Waiſe im väterlichen oder mütterlichen Freunde eine treue Stütze fände. Aber da ſtehen Tauſende darbend und kummervoll, ungekannt von denen, die vielleicht ihren Aeltern himmliſche Stunden voll Lebensgenuſs, vielleicht ſelige Stunden der Weihe zur Weisheit und Tugend verdankten. Sie ſtehen einſam und abgeſchnitten von der Welt; alles vereint ſich um ſie in trautere Zirkel; für *ſie* kein Sprecher, niemand, der für ſie als Vermittler aufträte, um ihre Anſprüche auf thätige Menſchenliebe geltend zu machen. Selten nur überraſcht uns das rührende Schauſpiel, daſs edlere Menſchen das Andenken unvergeſslicher Freunde in ihren Kindern ehren; es erfüllt uns mit Entzücken, weil es den Menſchen in einem ſo liebenswürdigen Lichte zeigt, aber zugleich auch mit Schwermuth, weil Jahre vorüberſchwinden, ehe es ſich auch nur einmahl darbiethet, und wir es gewöhnlich nur in der gedichteten Welt der theatraliſchen Kunſt ſuchen müſſen. —

Ich will gegenwärtig von dem ganzen Umfange der Pflichten gegen verſtorbene Freunde reden. Ich fürchte nicht, daſs das ſittliche Gefühl meiner Zuhörer ſo ermattet ſeyn dürfte, daſs ſie mir den Vorwurf der Schwärmerey machten. Wenn das Bewuſstſeyn der Hoheit unſrer Natur in ihnen nicht ſchläft, wenn ſie innig empfinden, daſs die wahre Gröſse des Menſchen in ſeiner Kraft zu reiner ſich immer ſelbſt wieder belebender und ſich ſelbſt belohnender Liebe beſteht; ſo werden ſie mit warmer Theilnahme eine Betrachtung verfolgen, die einem ſo wichtigen Gegenſtande gewidmet iſt, werden mit erhebendem Gefühle bey den unſichtbaren Banden verweilen, welche das Herz der Lebenden mit geliebten Todten verknüpfen können. Wie ſchön iſt es, den Raum der Liebe über die Grenzen des Lebens hinaus zu erweitern, mit den ſanften Flammen der Freundſchaft ſich den Weg zu dem düſtern Schattenreiche zu erleuchten, und die groſse Wiedervereinigung zu ahnden, die für erhabne Seelen kein phantaſtiſcher Traum iſt? Alle Verbindungen, welche Menſchen, die ſich zu gegenſeitiger Achtung gedrungen fühlen, in dieſer Welt eingehen, bekommen erſt dann einen bleibenden Werth, und jene Heiligkeit, die ſie zu dem gröſsten Glücke unſers Lebens macht, wenn wir ihre Dauer durch den letzten Lebenstag nicht unterbrochen denken, und überzeugt ſind, daſs der *trennende* Tod auch wieder *vereinigt*. — —

Wenn von Gefühlen der Freundſchaft gegen die Todten geredet wird, ſo verſteht man unter Freundſchaft nicht jene vorübergehenden, oft auf bloſsem Eigennutze ruhenden Verbindungen, für welche die groſse Menge der Weltmenſchen dieſen Nahmen verſchwendet; ſondern nur jene feſte und feurige Zuneigung der Herzen, welche ſich auf gegenſeitige Achtung in Hinſicht des Geiſtes, und vorzüglich eines mit uns harmoniſch geſtimmten Charakters gründet; eine Zuneigung, die mit ungetheiltem Verwenden für einander, und mit Bereitwilligkeit zu aller pflichtgemäſsen Aufopferung verknüpft iſt. Nur *gute* Menſchen können Freunde ſeyn; denn nur eine Vollkommenheit der ſittlichen Geſinnung, welche für immer Ehrfurcht einflöſst, ſtiftet jene treue und unüberwindliche Anhänglichkeit, welche einen ſolchen Bund auszeichnet, und von den individuellen Bedürfniſſen und jedem ſelbſtiſchen Intereſſe der Theilnehmer unabhängig iſt. Keine Tugend aber verkettet die Herzen inniger, als eine immer rege, thätige und feine Theilnahme an den Schickſalen ſeiner Brüder, eine freye und gerne Hingebung an ihre Kümmerniſſe, eine tiefe Verſenkung in ihren Gram, ein freudiges Vergeſſen eigner Vortheile zu ihrem Glücke. Je mehr wir uns Aufopferung und Unei-

---

*) *Das* tecum moriar lubens *iſt noch nicht der höchſte Grad von Freundſchaft; das Ideal iſt die Hingabe des eigenen Lebens zur Rettung des*

gennützigkeit von einem Menſchen im Allgemeinen, und im Beſondern für uns verſprechen kön-

---

Lebens des Andern, aus Pflicht und freyer Neigung zugleich. Indeſſen drückt das tecum moriar lubens den höchſten äſthetiſchen Reitz der Freundſchaft aus. Wer das angeloben kann, muſs in einem Menſchen dasjenige ſterbliche Weſen gefunden haben, welches ſeinem Ideale eines beſeligenden traulichen und zugleich edlen Umgangs ſo entſpricht, daſs er ſein ganzes übriges Leben ohne daſſelbe nur für eine Laſt hält. — Wenn übrigens die meiſten Menſchen ſo geneigt ſind, den höchſten Grad von Aufopferung aus Freundſchaft nur für blinde Schwärmerey zu halten; ſo ſprechen ſie damit nicht ſowohl jenen ſo äuſserſt wenigen Heroen der Menſchheit, als vielmehr ihrem eigenen Herzen das Verdammungsurtheil, welches auch nicht einmahl die Möglichkeit der Höhe ahndet, welche Liebe des Menſchen zum Menſchen er-

nen, um ſo mehr zieht er uns an ſich, um ſo inniger ſchlieſst ſich ſein Daſeyn an das unſrige an. —

---

reichen kann. Geſetzt auch, daſs alle Jahrtauſende der Weltgeſchichte nur ein einziges Beyſpiel von Aufopferung des Lebens aus wahrer Freundſchaft darböthen, ſo müſste dennoch ein Menſch ſich ſelbſt verachten, der ſich unter keinen Umſtänden eine ſolche That zutraute! Ueberhaupt könnten wir unſre Gattung nicht eben ehren, wenn wir uns bewuſst wären, gänzlich von der Liebe zu unſerm eignen Daſeyn und Wohlgefühl abzuhängen, und durch nichts Höheres und Stärkeres zu Entſchlüſſen beſtimmt werden zu können. Durchdrungen von den heiſseſten Gefühlen in Stunden herzlicher Traulichkeit mit dem beſten unſerer Freunde, müſste uns der Gedanke von ihm zurück ſtoſsen: „Es kann doch einen Augenblick geben, wo dieſer Menſch dich, einen Schuldlo-

Der *wahre* Freund — ein Freund aller Tugend und Menſchenliebe — muſs in unſrer Seele ein

---

ſen, ermordet, weil er auſserdem ſelbſt unterginge; alle Liebe des Menſchen zum Menſchen hat einen Grenzpunkt, wo Selbſtliebe ſie verſchlingt." Ich geſtehe (und ich kann es nimmer für Gemüthskrankheit halten) daſs ich in dem Momente kein Menſchengeſicht ſehen möchte, wo mich jener Gedanke einnähme, und daſs ich dann ſelbſt mein eignes Daſeyn lieber vergeſſen wollte. Es liegt im Menſchen wenigſtens eine unbegrenzte Achtung für gänzliche Erhebung über Selbſtſucht, und wer in dieſer Hinſicht ganz an der Menſchheit verzweifelt, der kann es dennoch nicht anders, als mit Trauer und Beſchämung thun. Uebrigens ſchätzt er jede phyſiſche und moraliſche Phyſiognomie eines Menſchen, mit dem er ſelbſt in nähere praktiſche Verhältniſſe kommt, nach dem Maaſsſtabe:

tiefes und ſtark gegründetes Intereſſe erregen, geſetzt auch, wir hielten alle Fortdauer für ſchimä-

---

wie viel er wohl für ihn aufzuopfern fähig ſey; dieſem nach ermiſst er ſeinen Werth als eines Mitmenſchen, und eignet ihm Hoheit oder Niedrigkeit zu. — Bedenken denn dieſs die Eudämoniſten unſrer Zeit nicht? — Oder ſchreiten ſie etwa nur deſshalb in ihrem fein geſponnenen Syſteme nicht auf das Aeuſserſte fort, weil ſie einen Punkt fürchten, wo der Menſch, nach dem Geiſte ihrer Philoſophie, einer offenbaren Verachtung endlich nicht entgehen kann, wie lange ſie ihn auch durch eine zweydeutige Würde vor ihr zu ſichern glaubten? — Es giebt einen ſolchen Punkt; ich habe ihn deutlich genug bezeichnet: wer ſeine Wichtigkeit zu erwägen weiſs, wird es fühlen, wie weit wir noch zurück ſind, da ſogar darüber noch Streit, und Streit zwiſchen den denkendſten Köpfen, Statt findet.

riſch. Wir könnten ihm die innigſte Liebe und Verehrung nicht verſagen, wenn wir auch glaubten, der Tod ſey ſeine Vernichtung, und trenne uns auf ewig. Wäre er uns entriſſen, wir müſsten wenigſtens geſtehen: es war ein Weſen da, welches ewig zu ſeyn verdiente, deſſen Andenken wir, wenn wir irgend für wahren Werth des Menſchen Sinn haben, vor dem Untergange ſichern müſſen; ein Weſen, dem wir *wenigſtens im Wunſche* die Unſterblichkeit zutheilen müſſen, die ihm die Macht verſagt, die über die Natur gebiethet. Nur *ſo* könnten wir uns achten, während wir zugleich eine Welt *verachten* müſsten, die uns mit dem Edelſten und Hinreiſsendſten, was ſie uns auf kurze Augenblicke darbiethet, nur die Verzweiflung bereitet.

Aber, nein! der Gedanke wahrer Freundſchaft ſelbſt leitet uns unwiderſtehlich zum Glauben an Unſterblichkeit; und es war wohl nie ein Menſch deſſen gewiſs, daſs er einen Freund habe *im vollen Sinne des Wortes*, der den niedrigen Wahn hegte, unſer Geiſt und unſer Herz löſen ſich in Moder auf, und kehren in elementariſche Stoffe zurück, aus denen ſie etwa nach Geſetzen von Bewegung und Schwere entſtanden *). *Wer je einen Freund hatte, fühlte ſich unſterblich.* Was ihn an ihn zog und für immer feſſelte, war ſeine Sehnſucht nach dem Guten, ſein Streben beſſer und beſſer zu werden, ſeine Erhebung über Neigungen, die ihn ſklaviſch an das Irdiſche binden könnten, das Hinverlieren ſeines Geiſtes in unendliche Zukunft, das groſse edle Umfaſſen von allen Weſen in *einem* harmoniſchen Bunde der Liebe, die ſo ſeltne Verein jenes erhabenen weltbürgerlichen

---

*) *Quidquid ex Agricola amavimus, quicquid mirati ſumus, manet, manſurumque eſt in animis hominum, in aeternitate temporum, fama rerum. Tac. in vita Agr.*

Geiſtes, der ſich mit Enthuſiasm über den ganzen Plan der Schöpfung verbreitet, mit dem gefühlvollſten, zarteſten Intereſſe für Leben und Glück des Einzelnen. Hier fühlte er ſich mit ihm verwandt, und das Leben nach dem Tode war ihm oft, durch Vernunft und Phantaſie vergegenwärtigt, näher, als das Leben auf dieſem kleinen Planeten. Wenn er in den Stunden traulicher Herzensergieſsung, in einer Scene des erwachenden Frühlings, oder des melancholiſchen Herbſtes ſeinem Freunde mittheilte, was die Natur zu ihm, und er zu ihr ſprach, oder wenn er mit ihm ſeine Gedanken und Gefühle über Schickſale, Sitten, Handlungen, Freuden und Leiden der Menſchen umtauſchte; wenn er in Gemeinſchaft mit ihm den unendlichen Abſtand des Menſchen gegen Pflicht und Würde berechnen wollte, und ſie mit demuthvoller Niedergeſchlagenheit zurück bebten; wenn er die Hoffnungen erwog, welche die Weiſen auf ſchönere und für die Menſchheit ehrenvolle Zeiten machen, und er mit ihm das Gefühl theilte, ſie könnten nie zu ſchnell herbey eilen; wenn der Entſchluſs ihren ganzen Geiſt beflügelte, ihre Kräfte vereinigt anzufeuern, um für Weisheit und Tugend, es koſte, was es wolle, zu wirken; wenn ihnen dann aller niedre Lebensgenuſs eitel, der Tod für groſse Zwecke ein geringes Opfer ſchien, der irdiſche Tag um die Entzückten dämmerte, und die Finſterniſs über dem Grabe Licht ward: dann empfanden ſie, welch glückliches Loos für den Menſchen es ſey, Freund ſeyn und Freunde haben, und dieſe Empfindung ſchmolz mit dem Vorgenuſſe des beſſern Lebens in Eine Seligkeit zuſammen. Ja gewiſs, wenn Tugend die Seele der Freundſchaft iſt, ſo ſteht ſie auch mit Glauben und Hoffnung im Bunde, und eine geheiligte Religion verbürgt ihre ewige Fortdauer, Wiederſehen und Wiedervereinigung *).

---

*) *Daſs Freunde, welche durch moraliſche Bande*

Wenn wir die Freundſchaft aus dieſen allein würdigen Geſichtspunkten betrachten, ſo bedürfen wir keiner Umſchweife und Spitzfündigkeiten, um die Pflichten zu entwickeln, welche Freunde über ihr Grab hinaus verbinden. Auch ſie ruhen alle auf dem allgemeinen und ausnahmloſen Gebothe: *Handle in Beziehung auf jedes Weſen und jedes Verhältniſs deſſelben auf die der Hoheit deiner Natur angemeſſenſte Art; drücke durchaus deine un-*

---

zuſammen hielten, und deren gegenſeitige Liebe ſich auf ihren Werth ſtützte, nach dem Tode auf eine uns unbegreifliche Weiſe wieder vereinigt werden, iſt ein Glaube, der ohne alle Dazwiſchenkunft von Schwärmerey aus dem Glauben an einen weiſen und gütigen Gott, und eine ewige Fortdauer der moraliſchen Weſen, nach einem moraliſchen Plane folgt, und von Perſonen, die dieſen ſtark und lebendig genug beſitzen, nicht davon getrennt werden kann.

bedingte Achtung für wahren bleibenden Werth und für die Würde der Menſchheit aus. Dieſes Geboth, angewendet auf Freunde, welche der Tod trennt, zerfällt in mehrere einzelne, deren Verbindlichkeit ſich jedem Menſchen, der Vernunft und Empfindung harmoniſch bildete, von ſelbſt aufdringt;

1. Vergiſs deinen Freund auch dann nicht, wenn er Aſche wird! Belebe ſein Andenken, wenn auch ſeine Gegenwart keinen Eindruck mehr auf dich machen kann.

2. Ahme ſeine Vollkommenheiten nach, und befördere die Nachahmung derſelben unter deinen Mitmenſchen.

3. Sey liebreich, dienſtgefällig und wohlthätig gegen ſeine Hinterlaſſenen, und in jedem Falle, wo es

Pflicht erlaubt, ſey Retter und Beſchützer überhaupt Aller, die ſeinem Herzen vorzüglich werth waren.

4. Laſs ſeinen Ruf und ſein Verdienſt kein Spiel der Verleumdung und Schmähſucht werden. Vertheidige ſeine angegriffene Ehre, und löſche die Schatten weg, die ſeinen Werth unverſchuldet verdunkeln könnten.

Wir wollen dieſe Obliegenheiten im Einzelnen betrachten. —

I.

Vergiſs deinen Freund auch dann nicht, wenn er Aſche wird. Die Trefflichkeit ſeiner Seele zog dich an; in ſeinen Geſinnungen und Handlungen drückte ſich ſo viel reine Güte aus, und unbegrenzt war ſein Streben nach fortſchreitender Veredlung. Du warſt ein vorzüglicher Gegenſtand ſeiner thätigen treuen Neigung; an dir vielleicht, und nur noch an Wenigen, hieng er mit dem innigſten Intereſſe ſeines Herzens; deine Schickſale waren ſeine Schickſale. Und du ſollteſt ſein Andenken erlöſchen laſſen, ſollteſt zugeben, daſs der Eindruck, den die liebenswürdigſten Charakterzüge in deine Seele prägten, allmählig verſchwinde? — Er verſüſste dein Leben; ihr wandeltet traulich in der ſchönen Natur, empfandet in Gemeinſchaft ihre Reitze um ſo vollkommener, erhobt euch im ſeligen Gefühle des edelſten Genuſſes ſterblichen Daſeyns zum Vater der Welten? — Und du ſollteſt die Erinnerung der Tage hinſterben laſſen wollen, wo ihr ſo glücklich, wo ihr auf eine ſo ehrwürdige Weiſe glücklich wart? — Die gröſsten Dichter aller Zeiten ſuchten ſolche Tage zu verewigen, und die rührendſten Scenen der Natur erinnerten ſie an ihre geſtorbnen Freunde. Wer von uns kennt nicht den gröſsten aller erhabnen Dichter, den unſterblichen Klopſtock? wem iſt ſein hinreiſsender Geſang: *Die Sommernacht*, fremd? wem, der ihn kennt, haben die rührenden Worte keine Thränen entlockt:

Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder ſich ergieſst, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn;

So umſchatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich ſeh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her.

Ich genoſs einſt, o ihr Todten, es mit euch!
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung!
Wie verſchönt warſt von dem Monde
Du, o ſchöne Natur! —

Dieſs Gefühl muſs jeder mit dem Dichter theilen, der in den Armen von Freunden die Schönheiten der Natur dreyfach genoſs. Wer wird nicht gern mit ihm in einem andern Geſange ſeufzen:

O ihr Gräber der Todten! Ihr Gräber meiner Entſchlafnen!
Warum liegt ihr zerſtreut?
Warum lieget ihr nicht in blühenden Thalen beyſammen,
Oder in Hainen vereint *)? —

Aber wer ſollte denn, ſo murrt der Egoism, der allen Sinn für Freundſchaft erſtickt hat, *durch Erinnerungen voll Trauer ſich die Tage des kurzen Lebens verbittern? Wer gewährt uns für die Leiden, die wir nähren, für die Thränen, die wir weinen, Erſatz? Das Grab giebt uns nichts zurück,*

---

*) *An Ebert.*

und die Todten kehren nicht wieder. Lieber laſst uns den Gedanken an ſie klüglich unterdrücken, die Beziehungen vernichten, die er in unſerer Seele innimmt, und durch Verlöſchung ihrer Bilder das koſtbarſte Gut, unſre Ruhe, ſichern. Verächtches, aber zur Schande der Menſchheit nur zu ehr verbreitetes Syſtem! Iſts möglich, daſs der Menſch ſich ſo tief zum Sklaven des Eigennutzes rniedrige, daſs die Unterdrückung liebenswürdiger Gefühle für ihn kein zu hoher Preis ſey, um ur ſein Leben mit harmloſer Bequemlichkeit fortuſetzen? Kann er ſich noch achtenswerth ſeyn, wenn er ſtatt der edelſten Schwermuth lieber jene uhe und jenen Frohſinn wählt, den ein ausgeocknetes, für die zarten Regungen der Empfindmkeit erſtorbenes Herz gewährt? —

Nein! es giebt einen Kummer, dem der edlere enſch ſeine Seele gern öffnet, eine füſse köſtliche elancholie, die mit dem Gefühle der Würde unſers Weſens und des Werths unſers Daſeyns verknüpſt iſt, und an welcher die beſſern Menſchen ihre Verwandtſchaft erkennen. Die Natur ſelbſt ſteht in Harmonie mit unſern Herzen, und weckt und belebt jene Trauer durch tauſend rührende Scenen. Wäre es menſchlich, alles für fühlloſe Ruhe zu opfern, ſo müſsten wir jedes engere Band zerreiſsen, welches ſich um Menſchen ſchlingen kann, müſsten jeder Situation ſchlau ausweichen, die uns ein warmes und bleibendes Intereſſe für ein andres Weſen einflöſsen könnte; die Strahlen des Treſſlichen müſsten in unſern Geiſt fallen, und keine Spur zurück laſſen; der Augenblick, wo wir uns von Menſchen voll Tugend und Geiſt näher angezogen fühlten, müſste der letzte Augenblick unſers Umgangs ſeyn, und ſo wie die Herzen einander feurig entgegen zu ſchlagen begönnen, müſsten wir uns los reiſsen und von ihrer Seite entfliehen. So wären wir ſicher, daſs keine Trennung uns Thränen koſtete, und kein Schatten eines

Verſtorbenen die Stunden unſrer Einſamkeit beunruhigte, oder im bangen Traumgeſichte unſre Phantaſie beſchäftigte. Aber welche Weſen wären wir dann auch! Wie verächtlich müſsten wir uns gegenſeitig im Schooſse einer ſchändlich erkauften Ruhe erſcheinen!

O geſegnet ſey die offne, gefühlvolle Seele, die vor edlen Leiden nicht zurück bebt, die von den engſten Banden, wenn ſie nur wahre Güte knüpfte, nicht zurück geſchreckt wird, wenn ſie auch immer zu ſtillem Kummer und zu unausbleiblicher qualenvoller Trennung führten. Geſegnet ſey jener *Schwärmer*, — ſo nennt ihn die Welt, — der die lieblichſten Einſamkeiten ſeiner Landſchaft nicht rührender zu ſchmücken weiſs, als durch Urnen, der Aſche ſeiner Freunde gewidmet, und der den lebenvollen Frühling dann am ſüſseſten genieſst, wenn er in dieſen geheiligten Freyſtätten des Gefühls das Andenken derer feyert, die ihn vielleicht, nur unſichtbar, umſchweben, einſt mit ihm die Freuden des Lebens, und in der Mitte der Natur die entzückende Harmonie des Schönen, Wahren und Guten genoſſen.

II.

Wahre Tugenden ſind bey jeder ächten Freundſchaft dasjenige, was am innigſten feſſelt. Jeder tugendhafte Menſch, den wir in dem Fortgange des Lebens trafen, hat auf unſre lebhafte Erinnerung Anſpruch; wie viel mehr Perſonen, die uns durch die intereſſanteſten Tugenden anzogen, durch den Ausdruck derſelben im vertrauten Umgange einen ſo nahen Einfluſs auf unſre Cultur hatten, und unſer Leben durch die edelſte Theilnahme beſeligten, oder in Lagen, wo wir litten, die Bitterkeiten desſelben milderten. Und wenn alle wahre Vollkommenheit unſre thätigen Kräfte zur Nachahmung aufregen muſs, wie viel mächtiger muſs nicht jede Trefflichkeit eines Freundes auf uns wirken, da das Intereſſe reiner Liebe einen ſo lieblichen Schimmer darüber verbreitet. Der Tod muſs dieſe Wirkung nicht aufheben. Tief und lebendig eingeprägt, müſſen die Bilder der Tugenden unſrer Freunde auch dann noch Muſterbilder für die Nachfolge ſeyn, wenn der letzte Tag ſie uns entriſſen hatte. Der Tod muſs ihren Eindruck noch erhöhen; der Gedanke, daſs ſie in höhern Laufbahnen ihr ſittliches Wirken fortſetzen, und vielleicht ſchon erhabene Lohnung für Verdienſte, die ſie ſich hier erwarben, genieſsen, muſs ihnen eine gewiſſe Heiligkeit ertheilen, und die ganze Kraft unſers Herzens anfeuern, um ihnen nachzuſtreben. So umſchweben uns denn die geliebten Todten, wie ſchützende Geiſter, wachen über unſern geheimſten Tritten, und ſtärken unſre ſchon wankende Kraft gegen die mächtigſten Lockungen verführeriſcher Laſter. Wie, denken wir, wenn dein Freund Zeuge jener Handlung wäre, die wir im Begriff ſind zu vollbringen; wenn er nach ſeinem ſeinen ſittlichen Gefühle das Spiel unſrer eigennützigen Neigungen, vielleicht unſrer Liebloſigkeit, Unduldſamkeit, unſers übermüthigen Stolzes belauſchte, welches Gericht würde über uns ergehen! wie würden wir uns beſchämt vor dem Weſen zu verbergen ſuchen, deſſen Liebe uns ſo theuer iſt, und doch nur der Preis der Liebenswürdigkeit unſrer Charakterzüge ſeyn kann! Und wenn wirklich die Himmliſchen unſichtbare Zeugen des Lebens der Freunde ſind, die ſie überlebten; wenn die künftige Wiedervereinigung gewiſs kein bloſser Traum iſt; wie werden wir ihnen einſt begegnen können, wenn wir Laſtern und Schwächen den Sieg vergönnen, über die ihre Tugend ſie erhob? Nein, der geſtorbene Freund muſs auch in unſerm Wandel fortleben; unſre Seele muſs die ſchönen Seiten ſeines Charakters zurück ſpiegeln: nie hätten wir verdient, daſs das Schickſal ihn uns zuführte, wenn wir nicht an wahrem Werthe durch ihn alles gewonnen hätten, was wir gewinnen konnten. — Aber nicht wir allein ſollen dieſe koſtbaren Früchte ziehen; wir ſollen ſie auch, ſo viel wir immer können, unſern Mitmenſchen mittheilen. Wir thun dieſs, wenn wir das Andenken an treffliche Freunde nach ihrem Tode ſo viel, als möglich, verbreiten; wenn wir unſern Brüdern im Umgange des geſelligen Lebens wahre, und mit rührender Wärme gezeichnete Gemählde ihrer Tugenden übergeben; wenn wir ihnen den Weg zeigen, den jene zu ihrer Vervollkommnung einſchlugen, und die Mittel ſchildern, durch welche ſie ſich zur Standhaftigkeit in demſelben befeſtigten. — Wie beſeelt nicht ein ſolcher Gegenſtand die Stunden unſrer traulichen Unterhaltung! Wie willkommen ſind dem beſſern Theile der Menſchen die edlen Geſtorbenen, wenn ſie in den herzlichen Darſtellungen liebender Freunde wieder aufleben, und das Gute und Erhabene ihrer Seelen uns melancholiſchfreundlich entgegen ſchimmert! —

Auch die Todten ſollen leben! ſagt der geiſtreiche *Schiller* in einem ſeiner Geſänge; und gewiſs iſt das keine üppige Stunde, wo ſie die Verehrung ihres wahren, durch alle Ewigkeit dauernden Werthes mit freudiger feyerlicher Erhebung aus ihren Grüften hervor in die Mitte von Menſchen ruft, deren Seelen für die feurigſte Nachfolge zum Ziele der Vollendung begeiſtert ſind.

III.

Waren unſre geſtorbenen Freunde wirklich, wie es der Begriff der Freundſchaft fordert, Menſchen, die ihre ſittlichen Eigenſchaften liebenswürdig machten; ſtiftete Achtung für die ſchönen Züge ihrer Charaktere eine Harmonie unſrer Herzen, die durch eigene Kraft immer inniger ward: *ſo ſind uns gewiſs ihre Wünſche auch dann noch theuer, wenn ſie nicht mehr um uns ſind, und wir verehren jedes Verlangen ihrer Liebe, wenn ſie es auch nicht äuſſerten, ſo bald wir es ahnden können.* Vertrag und Handſchlag mögen uns immer nicht binden; die ſtillen Rechte und Pflichten der Herzen bleiben uns heilig. — Dort weinen hülfloſe Kinder über den Gebeinen eines Mannes, deſſen Seele ſich der unſrigen zuverſichtlicher und traulicher näherte, als allen andern; deſſen Theilnahme an unſern Schickſalen, deſſen Intereſſe für unſern Charakter eine Stütze unſers Lebens ausmachte. Er iſt hin, und, die ihm das Liebſte der Welt waren, ſind verwaist. Wir waren vielleicht entfernt von ſeinem Sterbebette, und er konnte uns nicht mit dem letzten herzdurchglühenden Händedrucke die Seinigen empfehlen: er ſtarb, und das letzte Gefühl, welches ihm die Bitterkeiten des Todes milderte, war Vertrauen auf uns, Hoffnung, daſs die Seinen nicht verlaſſen zurück blieben. Sollten wir ihn täuſchen, die armen Verlaſſenen dem Schickſale, der Armuth, dem geiſtigen und leiblichen Verderbniſs Preis geben, nicht lieber in Geſinnung, Eifer und That, Vaters Stelle vertreten? O gewiſs koſtet es uns keine Ueberwindung, dieſen Unglücklichen für den ſchrecklichen Raub des Todes allen nur möglichen Erſatz zu geben. Es iſt ein ſüſses Opfer für die Freundſchaft, den Vater noch in den Kindern zu lieben, und mit edler Fürſorge für dieſe das Glück eines Weſens zu mehren, welches, über niederes Wohl und Wehe der Erde erhaben, doch gewiſs noch mit theilnehmender Neigung auf die Seinen herab ſieht. Und welchen koſtbaren Lohn gewinnen wir dadurch! Welche hohe Idee von Pflicht flöſsen wir den Pfleglingen unſrer Liebe ein! Wie muſs ihr zartes Herz ſich ſchon früh der Wohlthätigkeit und dem Edelmuthe öffnen, da ihre Erhaltung und ihr Wohlſeyn ein Opfer iſt, welches der Lebende dem Todten mit Rührung und Freude bringt! Gewiſs, ſie werden vor allen andern der Freundſchaft huldigen, und die Erde wird ihrem Beyſpiele eine Reihe der würdigſten Menſchenfreunde verdanken.

IV.

Endlich darf uns auch die Ehre verſtorbener Freunde nicht gleichgültig ſeyn: wir ſind ihrem Rufe und der Geltung ihrer Verdienſte Pflichten ſchuldig. Ein ſehr gemeiner Denkſpruch gebiethet, *von den Todten nur Gutes zu reden;* ein Hirngeſpinſt gutmüthiger Schwäche und falſcher Ehrfurcht gegen die Gräber. *Wahrheit* gebührt den Todten. Ihre Laſter, Schwächen und Fehler bekommen durch ihren Uebergang in eine andre Welt keinen Anſpruch auf Schonung; aber den Werth ihres Lebens, ihres Geiſtes und Herzens müſſen wir eben ſo wenig verkennen, nie die Verleumdung ihn durch Schatten verdunkeln laſſen. Ich geſtehe gern zu, daſs viele Menſchen, denen man Gröſse der Kräfte und Talente nicht abſprechen kann, erſt nach ihrem Tode unpartheyiſch und ungeſchmeichelt gewürdigt werden; aber eben ſo gewiſs iſt es auch, daſs für manche der Beſten von uns, der Tod der Endpunkt aller gerechten Beurtheilung iſt; daſs Haſs, Neid und Verleumdung, die vor den Lebenden zurück bebten, ſich mit Uebermuth an den Nahmen der Verſtorbenen wagen. Dieſs Schickſal trifft ihren *Geiſt* und ihr *Herz*, den Werth ihrer äuſsern Verdienſte um Menſchheit und Staat, eben ſo wohl, als den ihrer Geſinnung und ihres innern unſichtbaren Charakters. Leider ſpielen die meiſten von uns in ſolchen Fällen nur die verächtlichen Rollen von ſtummen Zeugen muthwilliger Herabwürdigung der Todten; ſie halten dieſe für etwas in jeder Rückſicht gleichgültiges, für ein Spiel der Urtheilskraft, welches dem lebenden Verleumder keine Schande, und dem Verſtorbenen keinen Schaden zufügt. Einen Menſchen, der ſich mit heiſsem Eifer für den Ruf ſeines abgeſchiedenen Freundes verwendet, brandmarkt man mit dem Nahmen eines Schwärmers, oder eines Empfindſamen, und behandelt ihn, wie einen Gemüthskranken. Wenn denn dieſs eine Krankheit iſt, die Rechte der Geiſter auch nach ihrer

Auflöſung von den Körpern zu ehren, und mit edlem Feuer für den Ruf zu erglühen, der ihren Vorzügen und Tugenden gebührt, o ſo mögen die Altäre der Wahrheit verlaſſen, und ohne Opfer dem Truge und der boſshaften Tücke zum Spotte da ſtehen, möge verſchwinden das Phantom einer Würde des Menſchen, die für Zeit und Wechſel unerreichbar ſeyn ſoll, Neid und Schmähſucht ihre ſchwarze Fahne über dem Grabe der edelſten und beſten Menſchen aufſtecken! Uns, meine Theuren, ſoll die Ehre derer, die uns liebten, nach ihrem Tode heilig ſeyn, wie bey ihrem Leben; wie ſie trefflich dachten, empfanden und handelten, dieſs wollen wir dann eben ſo wenig mit undankbarem Stillſchweigen begraben, als es ungeahndet hingehen laſſen, wenn Leichtſinn, Schwäche oder Boſsheit den Werth ihres Kopfs und ihres Herzens herab ſetzen. Sie waren Menſchen, und keine Freundſchaft berechtigt uns, ihre Schwächen zu läugnen; deren hat ohnehin jeder: wir wollen ſie zugeſtehen, zugleich aber den ſanften Schimmer jener ſchönen Vollkommenheiten und Tugenden, zu denen ſie ſich erhoben hatten, vor miſsgünſtigen und verleumderiſchen Schatten retten. Blieben manche Seiten ihres Charakters für die Welt zweydeutig, die wir im vertrauten Umgange mit der reinſten Seelengüte harmoniſch fanden; wurden ſie, wie es ja oft das Loos der trefflichſten Menſchen iſt, von ihren Zeitgenoſſen in vielen Rückſichten verkannt: ſo wollen wir nicht ſäumen, ſie in ihrer wahren Geſtalt darzuſtellen, die Urſachen der falſchen Anſichten, unter denen ſie leiden, zu heben, und denenjenigen, die ſchon in liebloſe harte Urtheile über ſie ausbrachen, Genugthuung und Reue abzudringen. — —

Wenn wir, meine Theuren, nach ſolchen Grundſätzen gegen unſre verſtorbenen Freunde handeln; wenn wir dieſe Pflichten mit redlichem und treuem Sinne ausüben, ſo widmen wir ihnen das ſchönſte

Opfer und die würdigſte Todesfeyer, die ein Sterblicher ſich wünſchen kann. — O daſs dieſer Geiſt uns alle beſeelte, daſs er für immer auf einer Erde herrſchen möchte, die ohne den Genuſs inniger und dauernder Freundſchaft für die edelſten Herzen wenig Reitze hätte! — Denken wir ihn als allgemein verbreitet, welch ein bezauberndes Licht fällt auf das irdiſche Daſeyn des Menſchen, auf ſeine Leiden und ſelbſt auf den Tod, der ihn den Seinen entreiſst! Wäre er wirklich allgemein, welche rührende Bande verketteten die Lebenden und die Schatten! Und in wie reinem Glanze erſchiene die Menſchheit, wenn die Gefühle der Liebe durch das Grab nicht begrenzt würden; wenn die Todten für die Geiſter der Zurückgebliebenen nicht eine verſtiebende Aſche wären, ſondern in ihrem Andenken, in ihrer Liebe und in ihrem Wandel fortlebten! O gewiſs, das Reich der Tugend würde durch dieſes erhebende Schauſpiel auf der Erde erweitert; Menſchenachtung ginge reiner und ſtärker von Generation zu Generation über; die Schrecken des Todes würden gemildert, und die Hoffnung eilte der Unſterblichkeit muthiger entgegen, Umringt von Gräbern, würden wir uns mit Schwermuth und Freude in dem Gefühle verlieren, daſs die ganze Welt nur Eine Familie iſt; daſs Ein Vater über den Lebenden und den Todten waltet, und daſs der unermeſslichen Kette der Weſen kein Glied entriſſen wird. Der letzte Tag würde uns nicht mit Schauder erfüllen; wir würden noch einmahl ſegnend, dankend und hoffend auf die Brüder blicken, deren Thränen uns Lebewohl ſagen, zu Gott aufſehen, der uns das Ziel ſetzt, und mit Zuverſicht ſcheiden.

IV.

Abendlied.

Mel. *In dieſen heilgen Hallen u.ſ.f.*

Des Tages Sterbeſtunde
Sinkt abermals herab,
Ein Lied von unſerm Munde
Ertöne um ſein Grab!
Sein Grab iſt, nach der Gräber Art,
Ein Raum, wo Graus und Ruh' ſich paart.

Willkommen ſey die Stille,
Die jede Seel' erhebt,
In der der hohe Wille
Des Edeln dreyfach lebt!
Geſegnet, wer im Dämmerlicht
Sein Herz befreyt, und Feſſeln bricht!

Mit lockenden Geräuſchen
Verführt das Herz der Tag;
Es läſst ſich willig täuſchen,
Und folgt dem Truge nach:
Bald winkt ihm Heſpers goldne Hand,
Der Abend naht; ſein Glück war Tand.

Im ſtolzen Sonnenſtrahle
Verirrt der Blick ſich leicht,
Wenn ſchäumende Pokale
Der Wolluſt Göttinn reicht,
Und, von Sirenen eingewiegt,
Der gute Geiſt im Schlafe liegt.

In ſchützendes Gefieder
Schlieſst uns die Finſterniſs;
Der Abend giebt uns wieder,
Was uns der Tag entriſs,
Wenn unſrer Bruſt, von Gram erfüllt,
Der Seufzerſtrom der Reu' entquillt.

Jetzt ſinken alle Schleyer
Des Daſeyns und des Glücks;
Der Wahrheit huldigt treuer
Der Sohn des Augenblicks,
Und Demuth, ohne Lohn und Kranz,
Verdunkelt ſtolzer Thaten Glanz.

Des Haſſes wilde Flamme
Verlöſcht ein Bruderkuſs:
Daſs ſie das Herz verdamme,
Sagt ſtill ein Genius.
O wehte doch des Abends Ruh'
Verſöhnung allen Feinden zu!

Dort tönt in öder Hütte
Des Elends Seufzerlaut,
In tiefer Leiden Mitte,
Nur Gott, uns nicht vertraut.
Beglückter Freund der Dämmerung,
Reich' ihm des Troſtes Schlummertrunk! —

Schon winkt aus weiten Fernen
Manch heil'ges Licht herab;
Bald kränzt ein Heer von Sternen
Dich, Erde, unſer Grab.
Heil dem, der vor dir nicht erſchrickt,
Du Grab, wenn er gen Himmel blickt!

Mit andachtvollem Gruſse
Begrüſst das Sternenheer!
Zu göttlichem Entſchluſſe
Weck' uns dieſs Weltenmeer!
Verzage nicht, du Kind der Zeit,
Und wirke für die Ewigkeit!

Die Sterne Gottes wallen
In ſchöner Sphärenbahn;
Doch Sterne können fallen,
Wenn ihnen Sterne nahn.
Den freyen Geiſt vernichtet nichts,
Er ſchwingt ſich auf zum Quell des Lichts.

Nun ſchwebe, ſchwebe näher,
Im Sterngewande, Nacht!
Der Zukunft ſelgen Seher
Verlangt nach deiner Pracht.
Er ſtaunt in jenen ewgen Raum,
Und Tod wird ihm ein Morgentraum.

Euch alle, ſchöne Welten,
Vielleicht er ſieht euch einſt.
Dort wird dir Gott vergelten,
Der du hier ſchuldlos weinſt.
Gieb deinen Gram dem Strom der Zeit,
Und hoff' auf die Unendlichkeit.

Schaut auf zu jener Lichter
  Erhabnen Harmonie;
Schlieſst eure Kreiſse dichter
  Zur Lieb' und Sympathie;
Schwört euch im letzten Abendſchein,
Der Menſchheit ewig werth zu ſeyn!

Das einzige Neue,

Inſchrift an jeden Ort.

Hier freuten Menſchen ſich und litten,
Beſtürmten ihren Gott mit miſsverſtandnen Bitten;
Hier dampften Opfer, raſten Läſterungen,
Quoll Segen bald, bald Fluch von Menſchenzungen;
Hier quälte Haſs und Liebe manche Bruſt,
Mord und Erzeugung war des Menſchen Luſt.
Der kleine Raum von Land, auf dem dein Fuſs jetzt ruht,
Trank manche frohe Thrän' und manchen Strom von Blut.

Der Vater ſah entzückt des Kindes erſten Blick;
Beym Todeskampf des Freunds, ſank hier der Freund zurück. — —
Nur Eines weiſs ich nicht: ob, ſeit die Erde ſtand,
Der Menſchheit Genius hier wahre Tugend fand.
Vielleicht war, ſeit ein Gott auf Menſchen niederſah,
Der Schöpfung Zierde nur im Traum der Weiſen da.
Heil dir, verherrlichte von deinem Lebenspfad
Auch eine Spanne nur die *erſte* gute That!

VI.

Das neue Jahrhundert.

Jugendlich kühn, den Blick voll ernſter Stärke,
Und prophetiſcher Ahndungen für den Erdball,
Nahſt du (vor dir ſtaunen und zittern Völker;)
Neues Jahrhundert,

Sage mir, Sohn der Zeit, was trägt dein Fittig,
Segen oder Verderben dieſer Erde?
Wirſt mit mildem Strahle du Mächtger ſchaffen,
Oder vernichten?

Müde der Wirbel und des Allempörens
Fleht um Ruhe die Erde, die gewohnt iſt,
Daſs nach wilden Stürmen des Winters, ſanft
Sonnen uns tagen.

Aber ſie fleht auch, daſs verjüngt und glorreich
Aus den Trümmern zerſtöhrter Fürſtenthronen
Sich der Menſchheit Genius ſiegend hebe,
Hebe und herrſche,

Daſs es kein Traum ſey, was die Weiſen ſahen,
Daſs ein ſeliger Tag den Geiſtern nahe,
Wo ſie endlich laſtende Ketten brechen,
Könige frey ſind.

Siehe, da drängt die letzten Wogenſtröme
Schon dein Bruder zum groſsen Oceane,
Und die Menſchen kehren die düſtern Blicke
Schaudernd nach dir hin.

Wellen voll Blutes ſtürzen aus der Urne
Und umfluten Ruinen, Fürſten zittern,
Bürger flehn mit heiſsem Gebet zum Thron der
Richtenden Gottheit.

Könige, Bürger, rettet eure Seelen!
Seht' in Strömen des Bluts den Glanz der Wahrheit,
Und es lehr' euch ſchaudernd das grauſe Bildnis
Herrſchen — Gehorchen.

Wahrheit und Recht und Güte ſpiegeln öfters
Sich in purpurnen Todeswogen kräft'ger,
Als in Formen, die der entzückte Künſtler
Liebend ſich dichtet.

Nahe denn, junger Sohn der Zeit, und ſegne
Dieſe ſchmachtende Erde. Dich umſchwebt ſchon
Der befreyte Genius deiner Menſchheit
Nahe und ſchaffe!

Bahne dir Wege durch die Finſterniſse,
Und zerſtöhre, was deine Tritte aufhält!
Führ' ihn her den Tag des Triumphs der Geiſte
Neues Jahrhundert!

Siehe! mich trägt auf wilden Meereswogen
Jetzt dein Bruder zu dir und meine Saiten
Tönen ahndend ſchönerer Zeiten Hoffnung.
Nahe und ſchaffe!

Aus den Ruinen ſteig' in ſchönen Formen
Deine Schöpfung empor, und auf Gefilden,
Wo jetzt Helden blutigen Sieg erkämpfen,
Jauchze die Nachwelt!